Studien.

I.

Ces sortes de tableaux de moeurs, quand ils sont exacts et authentiques, éclairent la physionomie d'un temps beaucoup mieux que les généralités les plus pompeuses.

De Loménie.

Studien

von

Johannes Scherr.

Erster Band.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1865.

Aspasia.

1.

Eines Tages spazierte Sokrates, der Erzschulmeister des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch sonstwo im schönen Athen, begleitet von seinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antisthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein gesprächsweise gehaltener Vortrag mochte sich um ästhetische Probleme gedreht haben. Wenigstens macht diese Voraussetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meister die Neuigkeit mittheilte, es befände sich dermalen eine Hetäre, Namens Theodote — zu deutsch „Gottesgabe" — in der Stadt, deren Schönheit zu schildern die Sprache zu schwach sei. [1])

Der Sohn des Sophroniskos und der Phänarete spitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogischen Stoff, an dem er jene redselige Bemutterung üben könnte, welche, sagt man, die arme Xanthippe eines Tages so zur Verzweiflung brachte, daß sie den Inhalt einer gewissen mißduftenden Vase dem ewigen Schulmeister auf die Glatze goß. Diese Frau ist ohne Zweifel besser gewesen als ihr von Schulfüchsen zurechtgemachter Ruf, und wenn sie einen Xenophon gefunden, der ihre „Memorabilien" aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht sogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme" zum Dank für seine redlichen Bemühungen, sie mittelst seiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphilistern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigstens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erscheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechischen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphilisterei, während ihm Platon in seinen Dialogen die Phantasiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigschwung der eigenen Seele geliehen hat.

„Ei — sagte der Weise — da müssen wir hingehen; denn was zu schildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man sehen, um sich davon eine Vorstellung zu bilden.“ Und sie gingen zur Behausung der Theodote, welche Behausung sie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgestattet fanden. Die Besitzerin dieser Herrlichkeiten stand gerade einem Maler Modell und verharrte, den sokratischen Besuchern zur Augenweide, unbefangen in dieser Stellung. Nachdem der Künstler für heute Pinsel und Palette weggelegt hatte, ging sofort das Schulmeistern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl **wir** der Theodote zu Dank verpflichtet, weil sie uns ihre Schönheit sehen ließ; oder aber ist **sie** es uns, weil wir ihre Reize in Augenschein genommen haben?“ Er bewies dann auf dem Wege dialektischer Hebammerei des Breiteren, daß die Verpflichtung auf Seiten der Hetäre sei, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunsch mit hinwegnähmen, wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe

diese Schlußfolgerung — wenn dem so ist, bin ich euch in der That zu Danke verpflichtet.“

Die breitspurige Katechisation, welche der weise Mann hierauf der Hetäre zu Theil werden ließ und welche sich um die Mittel drehte, Liebhaber anzulocken, gehört nicht hieher, wo überhaupt durch Erwähnung dieses sokratischen Abenteuers gleich zu Anfang nur ein drastischer Wink gegeben werden wollte, daß es unpassend, an gewisse Seiten des antiken Lebens den Maßstab der modernen Sitte und Sittlichkeit zu legen. Selbst ein Sokrates konnte Angesichts seiner Schüler ganz unbefangen mit einer Person wie Theodote verkehren. Man denke sich aber unsern großen Immanuel Kant in das Boudoir einer zeitgenössischen „Gottesgabe“ von dieser Sorte versetzt, und der ungeheuere Gegensatz von Antik und Modern, von Griechisch und Deutsch wird sofort in die Augen springen.

2.

Die Rasse der halb- oder ganznärrischen Philologen und Antiquare, welche an der Sonne des Griechenthums schlechterdings keine Flecken wahrnehmen wollten, ist allmälig ausgestorben. Diese Bombalobombare [2]), deren Verstand nirgends saß, wenn nicht in ihrem Sitzfleische, haben über eines der schwerwiegendsten, wirkungsreichsten Momente und Motive in der Kulturbewegung der Menschheit, über die Stellung der Frauen, was Griechenland betrifft, entweder ganz hinweggesehen oder aber geleugnet, daß die fraulichen Verhältnisse in der griechischen Welt unwürdige gewesen seien. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Unwürdigkeit dieser Verhältnisse zum frühzeitigen Verderben und vorzeitigen Verfall des Hellenismus als eine Hauptursache mitgewirkt hat.

Die Geschichte der griechischen Gesellschaft zeigt in dieser Beziehung höchst merkwürdiger Weise einen entschiedenen Rückschritt auf, einen Rückschritt vom

Edleren und Besseren zum Gemeineren und Schlechteren. Denn im heroischen Zeitalter, wie es in den homerischen Gesängen seine soziale Abspiegelung gefunden hat, war die Stellung des Weibes ganz unbestreitbar eine höhere und würdigere als zur historischen Zeit. Wie charakteristisch schon die keusche Anmuth, womit Homer von den erotischen Genüssen redet — er nennt sie schamhaft die „Werke der goldenen Aphrodite" — während die späteren griechischen Dichter, Komöden, Idylliker, Humoristen und Novellisten geschlechtliche Dinge bekanntlich mit superlativisch-zügelloser Zotenreißerei behandeln, nicht etwa nur, wie man häufig hat behaupten wollen, in „unbefangener Natürlichkeit", sondern deutlich genug in raffinirter Absichtlichkeit. Beim Homer findet sich auch die holdeste weibliche Gestalt, welche die hellenische Poesie überhaupt geschaffen hat: die phäakische Prinzessin Nausikaa, der nur noch die Antigone des Sophokles zur Seite zu stellen ist. Nicht, was mädchenhafte Frische und Holdseligkeit betrifft, sondern deshalb, weil in der sophokleischen Schöpfung die griechische Weiblichkeit ihren höchsten ethi-

schen Ausdruck gefunden hat. Das schöne Wort der Tochter des Oedipos: —

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ 3)

ist unbedingt die edelste Offenbarung hellenischer Fraulichkeit. Sie fand aber ein würdiges Seitenstück auf geschichtlichem Boden. Denn als nach dem Fehlschlag des gegen Sizilien gerichteten Unternehmens die Athener mittelst Volksbeschlusses den Alkibiades vorgeblich wegen Gotteslästerung („Asebie“) — die „Religionsgefahr“, welche ein so beliebtes Hausmittel des modernen Despotismus ist, wurde auch schon von der attischen Demokratie häufig und gern angewandt — zum Tode verurtheilt hatten, ließen sie den klüglicher Weise Abwesenden noch obendrein durch sämmtliche Priester und Priesterinnen der Stadt verfluchen. Aber Theano, die Tochter des Menon von Agraulos, weigerte sich, diesen frommen Befehl zu vollziehen, indem sie das beste Wort sprach, welches, seit die Welt steht, aus priesterlichem Munde gekommen ist: — „Ich bin Priesterin geworden, zu segnen, nicht aber, zu fluchen!“ 4)

Zur heroischen Zeit war in Hellas das Weib dem Mann ganz entschieden viel mehr als in der historischen. Dafür zeugt, daß in der Welt Homers der später unter den Griechen grassirende Gräuel Sodom's ganz unbekannt gewesen. Diese Affenschande der „Knabenliebe“, welche eine Affenschande bleibt, mag Bombalobombax sich noch so sehr bemühen, sokratisirend oder platonisirend darum herumzunebeln, hat das spätere Hellenenthum geradezu verpestet. Von der Höherstellung der Frauen in früherer Zeit gibt sodann weiter Zeugniß, daß bei Homer der Freiwerber seine Erwählte durch Entrichtung von Geschenken dem Vater gleichsam abkaufte, während später umgekehrt die Väter ihre Töchter, um sie an den Mann zu bringen, möglichst reich ausstatten mußten. Freilich, auch in jener Vorzeit krankte die griechische Ehe an einem fressenden Krebsschaden, an der Kebsenwirthschaft, welche mit Nothwendigkeit aus dem Institut der Sklaverei hervorging. Es muthet uns doch ganz eigen an oder vielmehr es stößt uns widerwärtig ab, wenn wir beim Euripides die Andromache sagen hören: —

„O, theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es
Mit heiterm Sinn, wenn Kypris dich verleitete,
Und deiner Kebsen Kindern hab' ich oft die Brust
Gereicht, dir zu ersparen jed' Gefühl von Bitterkeit". [5])

Gewiß sind diese Worte aus einer Frauenseele voll inniger Liebe und zartester Rücksichtsnahme gequollen; aber daß sie trotzdem dem sittlichen Gedanken der Ehe schnurstracks widersprechen, bedarf keines Nachweises. Eine Lebensgefährtin und die „andere Hälfte" des Mannes, eine Hausfrau in unserem Sinne, war die griechische „Oikodespoina", die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin, auch zur homerischen Zeit keineswegs. Die Frauen hatten auch damals zu den Männern hinaufzublicken, als zu Wesen höherer Art. Was mußten sich die Gattinnen von den Gatten, die Mütter von den Söhnen sagen und gefallen lassen! Man sehe beispielshalber nur, wie der Prinz von Ithaka mit seiner Mutter Penelopeia umspringt. Auf eine ganz verständige, im Männersaal von ihr gemachte Bemerkung hin kanzelt der „besonnene Jüngling" Telemachos die Mutter also ab: —

„Du doch geh' ins Weibergemach, zu besorgen deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und den dienenden Weibern gebiete,
Frisch ihre Arbeit zu thun. Das Wort gebührt nur den Männern,
Allen und mir zumeist, weil mein im Hause die Macht ist" 6).

Penelopeia gehorcht auf der Stelle und findet das barsche Wort ihres Sohnes noch dazu „sinnig". Hier haben wir also ganz die orientalisch-rohe, ja brutale Redeweise der Männer gegenüber den Frauen, welche auch in dem christlichen Mythenkreis eingehalten ist. Beim „sanften" Johannes fährt Jesus seine Mutter, welche ihm einfach die Thatsache mittheilt, daß den Hochzeitsgästen zu Kana der Wein ausgegangen sei, mit den Worten an: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" und im Bereiche der christlichen Moral hat der Apostel Paulus den Befehl ausgehen lassen: „Das Weib schweige in der Gesellschaft!" — ein Befehl, welcher den ohnehin schon sattsam zahlreichen Unmöglichkeiten des Christenthums noch eine weitere hinzufügte. Im Uebrigen steht die Art und Weise, wie im home-

rischen Zeitalter von und mit den Frauen gesprochen wurde, immerhin thurmhoch über der kolossalen Schamlosigkeit und Wegwerfung, womit dies später geschah. Vor Alters hatte selbst der Hypochonder Hesiod anerkannt —

„Daß nichts Besseres wahrlich vermag sich der Mann zu erwerben
Als ein tugendlich Weib“ . . .

jetzt aber schrieb der Tragiker Euripides eine ganze Reihe von Stücken wie eigens zu dem Zwecke, die Weiber schlechtzumachen, und schütteten die Komiker einen Wolkenbruch von Schimpf und Zoten über sie aus. Menander, welcher doch gewiß kein Griesgram gewesen, gab geradezu den Rath: —

„Heirate nicht, willst leben du beschwerdelos!“

welche Grobheit freilich schon zum Voraus beim Aristophanes witzig abgetrumpft worden war, indem die Chorführerin der „Thesmophoriazusen“ die neckischen Anapäste flattern ließ: —

„Wenn ein Uebel wir sind, was freit ihr uns denn? Warum, so wir wirklich ein Uebel?“ 7)

Man hat mit Recht bemerkt, daß sich aus den griechischen Dichtern gerade so viele Zeugnisse für

wie wider die Frauen sammeln ließen. Aber das ist nichts Entscheidendes; denn solche sich gegenseitig aufhebende Blumenlesen bieten so ziemlich alle Literaturen. Entscheidend dagegen für die sehr untergeordnete Stellung der griechischen Frauen zur historischen Zeit sind Thatsachen, welche selbst der gewandteste Kommentator nicht eskamotiren kann. Von den Spartanerinnen reden wir gar nicht, weil Sparta in Hellas überhaupt niemals die Kultur, sondern stets nur die Barbarei repräsentirt hat, so daß man sich höchlich verwundern müßte, wie die dumme Bewunderung dieser Barbarei jahrhundertelang auf den Schulbänken Platz behalten konnte, wüßte man nicht, daß daselbst auch anderer Nonsens in Hülle und Fülle jahrhundertelang Platz behielt und behält. Schon die lykurgisch-brutale Vorschrift, daß in Sparta die Jungfrauen, gerade wie die Jünglinge, bei festlichen Aufzügen nackt erscheinen, singen, springen und ringen sollten, empört jedes gebildete Gefühl. Die spartanische Frau war rein nur ein Kinderzeugungsinstrument, das eheliche Verhältniß geradezu bestialisch; denn die Bestimmungen

Lykurgs machten die Ehe zu einer rationell betriebenen Stuterei [8]).

Aber auch bei den jonischen Griechen, ja selbst im hochgebildeten Athen war das eheliche Verhältniß dem Wesen nach nicht viel anders und besser, obzwar die Formen feinere gewesen sind. Selbst die genialsten Denker von Hellas sahen in dem Weib ein dem Manne unendlich weit nachstehendes Geschöpf, dessen unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen ganz naturgemäß, nothwendig und gerecht sei. So der große Idealist Platon, wie der große Realist Aristoteles. Jener dachte sogar vom Weibe ganz entschieden geringer als dieser; denn das platonische Frauenideal verstieg sich kaum über das Aschenbrödelthum, indem er die Vollkommenheit („Arete") einer Gattin mit der eines treuen und anstelligen Sklaven auf die gleiche Linie stellte. Die aristotelische Ansicht über die Ehe und folglich auch über die Frauen war eine viel würdigere, war überhaupt die edelste, zu welcher der Hellenismus es gebracht. „Die Gemeinschaft der anderen Thiere — hat der Stageirit gesagt — hat nur die Fort-

pflanzung zum Zwecke; die Menschen dagegen leben mitsammen nicht allein der Erzeugung von Kindern, sondern auch anderer Verhältnisse wegen. Die Aufgaben von Mann und Weib sind verschieden; sie fördern aber einander gegenseitig, indem Jedes das ihm Eigenthümliche zu einem Gemeinsamen macht, und darum ist in einer solchen Verbindung dem Nützlichen das Angenehme zugesellt" [9]). Hier wäre das Bild einer Ehe gezeichnet, wie sie einem civilisirten Volke zu- und ansteht. Schade nur, daß es solche Ehen in der griechischen Wirklichkeit gar nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise gegeben hat.

Nicht die Frauen trugen die Schuld. Gesetz und Sitte verhinderten dieselben, irgendwelche soziale Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Sie waren all ihr Lebenlang rechtlich unmündig und wie hätten sie auch mündig werden können? Ihre Erziehung war elend, ihre Geistesbildung gleich Null, hauptsächlich in Folge der strengen Ausschließung ehrbarer Mädchen und Frauen aus den Gesellschaften der Männer. Das Leben im griechischen, von den übrigen Räumen des Hauses möglichst

abgesonderten Weibergemach („Gynäkonitis“) hatte mit dem in morgenländischen Haremen bräuchlichen die bedenklichste Aehnlichkeit. Die Mädchen waren bis zu ihrer Verheiratung vollständig ab- und eingesperrt. Die Heiraten aber wurden von den Vätern der zu Vermählenden in ganz geschäftsmäßig-prosaischer Weise zurechtgemacht und in der Regel erblickte der Bräutigam das Antlitz seiner Braut erst in der Hochzeitskammer zum ersten Mal unverschleiert. Die Neuvermählte ihrerseits hatte nur die Gynäkonitis des elterlichen Hauses mit der im Hause des Gatten vertauscht und innerhalb dieses Raumes verfloß fortan ihr Dasein, in dessen Einförmigkeit die Betheiligung an religiösen Feierlichkeiten nur eine spärliche Abwechselung brachte. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dann und wann die engen, geisttödtenden Schranken dieser Lebensführung auch von ehrbaren Frauen durchbrochen wurden; aber wo es geschah, blieb die derbe Zurückweisung gewiß nicht aus. Als z. B. im Spätherbst von 431 v. Chr. die Schwester des großen Kimon, Elpenike, sich herausnahm, den Perikles, als er im Kerameikos

von der Rednerbühne herabstieg, wo er die schönste aller jemals gehörten Grabreden gehalten hatte, scheltend anzutreten, bedachte sich das Muster eines attischen Gentleman keinen Augenblick, das „versalbte alte Weib“ mit einem herben Citat aus Archilochos abzufertigen [10]).

3.

Und doch gab es in Hellas „emanzipirte“ Frauenzimmer in Menge, Frauenzimmer, welche die „Emanzipation“ ihres Geschlechtes auf die äußerste Spitze trieben und, über die Schranken der Sitte und Sittlichkeit lachend hinwegspringend, die freche Botschaft von der Freiheit des Fleisches zu orgiastischer Wirklichkeit machten. Diese außerhalb des Kreises der ehrbaren Mädchen- und Frauenwelt stehenden Damen repräsentirten in der griechischen „Gesellschaft“ das weibliche Geschlecht, — eine Thatsache, die schlagend darthut, daß der hellenische Sitten- und Sittlichkeitsbegriff ein wesentlich von

dem modernen verschiedener gewesen ist. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die moderne „Gesellschaft“, in Wahrheit und Wirklichkeit und alle christlichen Katechismus- und Kanzelphrasen bei Seite gelassen, nicht eben viel Ursache hat, mit sittlicher Entrüstung auf die antike herabzusehen. Es mag gar nicht in Anschlag gebracht werden, daß unter „Leuten von Welt“ heute wie im Alterthum der Maßstab der Duldung oder Verachtung, womit Buhlweiber gemessen werden, sich gar sehr nach dem Stand und Rang derselben regulirt. Aber daß die Sünderin Athen in den namenlosen Raffinirtheiten der Ausschweifungskünste im Vergleich mit den Sünderinnen London, Paris, Venedig, Neapel, New-York, Berlin und Wien, fast nur noch eine Stümperin war, wird kaum zu bestreiten sein. Allerdings, die christliche Heuchelkunst hat gelernt, selbst um Abscheulichstes her einen anständigen Schleier oder gar „Lustre“ zu breiten, während die heidnische Fleischeslust offen einhertrat.

Wie Jedermann weiß, ist in den Griechen das sinnliche Element so mächtig gewesen, daß selbst ein

hochidealischer Platon es für schlechthin unmöglich erklärt hat, den Verkehr von Mann und Weib auf die Ehe einzuschränken [11]. In Athen war die Prostitution eine Staatseinrichtung, welche auf den großen Gesetzgeber Solon, einen der „Sieben Weisen Griechenlands", als auf ihren Urheber zurückgeführt wurde [12]. Wenn der attische Komöde Philemon dieses Institut ein „volksthümliches und heilbringendes" nannte [13], so war das keineswegs ironisch gemeint; denn wir wissen, daß in Hellas die Prostitution nicht allein eine polizeiliche, sondern auch — in vollem Ernste gesagt — eine religiöse, eine gottesdienstliche Veranstaltung gewesen ist. Das klingt freilich seltsam in modernen Ohren, ist aber trotzdem eine gar nicht anzuzweifelnde Thatsache, welche sich leicht daraus erklärt, daß die alten Religionen wesentlich Naturreligionen waren.

Der babylonisch-syrische Mylitta-Aschera-Kult, der Dienst der großen Naturgöttin, fand seine verblaßte Abschattung in dem griechischen Dienst der Venus Allgemein oder Venus Buhlin [14]. Seine verblaßte Abschattung, weil in Hellas an die

Stelle des in Asien von sämmtlichen Mädchen und Frauen der großen Göttin dargebrachten Keuschheitsopfers [15]) die Preisgebung der „Hierodulen“ getreten war, welche bei jedem Tempel der Liebesgöttin gehalten wurden. Daß die Stellung dieser Tempelsklavinnen durchaus nicht für entehrend galt — wenigstens noch am Eingang des 5. Jahrhunderts vor Christus nicht — dafür zeugt, daß der hochernste Pindaros, der Erhabene, es nicht verschmäht hat, in einem anmuthigen Skolion den Hierodulen von Korinth seine Huldigung darzubringen und dieselben anzureden als die „gastlich heiteren Mädchen, welche, des Dienstes der Aphrodite waltend, aufwärts streben im Gemüth zur ewigen Mutter der Liebe.“

Von der Göttin, welcher dieser Kult gestiftet war, von der Aphrodite Hetära, hießen die Venuspriesterinnen im weitesten Sinne des Wortes „Hetären“. Man kann Hetäre übersetzen mit Freundin oder Buhlin — (und zwar das letztere Wort in dem unschuldigeren Sinne genommen, welchen es noch im 16. Jahrhundert hatte) — man darf aber,

ohne sich einer Unbilligkeit schuldig zu machen, Hetäre auch kecklich mit einem zwar weniger klassisch, jedoch nicht weniger voll klingenden und noch dazu ebenfalls mit einem Hauchlaute beginnenden Worte verdeutschen . . . Unter den profanen Buhlinnen nun waren die gemeineren die „Pornä", welche, weitaus der Mehrzahl nach Sklavinnen, in den Anstalten gehalten wurden, die im Mittelalter „Frauenhäuser", in Griechenland aber „Porneia" hießen, zu unterscheiden von den — falls das Wort gestattet ist — anständigeren, welche, Freie von Geburt oder Freigelassene, auf eigene Hand mit ihren Reizen und Fertigkeiten wucherten. Auch das singende, klingende und springende Laster, d. h. die Zitherspielerinnen (Kitharistriä), die Flötenbläserinnen (Auletrides) und die Tänzerinnen (Orchestrides), waren in dieser Klasse inbegriffen, deren Mitglieder vorzugsweise „Hetärä" genannt wurden [16]. Von der Anschauungs- und Denkweise, von dem Thun und Treiben in diesen Kreisen geben eine belebteste Vorstellung die „Hetären-Gespräche", welche Lukianos geschrieben hat, der geistvolle Humorist, der

treffliche Sittenmaler der späteren griechischen Welt. Häufig führt er uns in diesen Dialogen Mütter vor, welche ihre Töchter zur Preisgebung ermuntern und abrichten, und wir erfahren von ihm auch, daß in den meisten Fällen Armuth und Verlassenheit die unglücklichen Geschöpfe ins Verderben trieb. Tout comme chez nous. Die Sittengeschichte spielt sich mit derselben Eintönigkeit im Ganzen und mit derselben unendlichen Mannigfaltigkeit im Einzelnen ab, wie die Naturgeschichte, und es dürfte eine Zeit kommen, wo die Geschichtswissenschaft dahin gelangt sein wird, von der Warte höherer Erkenntniß herab die Einheit der Grundgesetze der Natur und der Geschichte, welche wir bislang nur zu ahnen vermögen, klar aufzeigen zu können. Bisherige Findungsversuche dieser Einheit sind freilich nicht eben glücklich ausgefallen, weil sie in ihren Berechnungen zwei mitsammen eine ungeheuere Summe von Kräften darstellende Ziffern übersehen haben: die menschliche Narrheit und die menschliche Leidenschaftlichkeit.

4.

Aus den Reihen der freien Buhlkünstlerinnen sind die „berühmten" Hetären hervorgegangen, Damen, welche in ihrer Erscheinung und in ihren Geschicken die Quinkessenz der Hetärie darstellten. Etliche derselben haben es schließlich dazu gebracht, die Gemahlinnen von Königen zu werden; andere dazu, daß ihnen auf öffentliche Kosten Ehrensäulen aufgerichtet wurden. Um das Letztere weniger befremdend zu finden, ist es nöthig, sich zu erinnern, daß die Griechen vom jonischen Stamme so zu sagen ein Volk von Künstlern gewesen sind, in der guten und schlimmen Bedeutung des Wortes. Die griechische Religion war ein Kultus der schönen Form. Sie statuirte die Verehrung alles vollendet Schönen. Die Schönheit war heilig und anbetungswürdig, weil sie die Erscheinungsform der Idee des Göttlichen. Es war — so absonderlich, ja blasphemisch das dem christlichen Mysticismus vorkommen mag und muß — nicht eine Szene der Schamlosigkeit, sondern ein religiöser Akt, als das wandelnde Schönheitswunder, die Hetäre Phryne, eines sonnenhellen Tages

beim Poseidonsfest zu Eleusis Angesichts des am Meeresufer versammelten Volkes sich entkleidete, ihre gelös'ten Haare auf Schultern und Hüften niederrollen ließ und zum Baden in die Flut stieg. Fromme unserer Tage mögen sich darob entsetzen, aber es ist doch so: beim Anblick der badenden Phryne, welche den schönheitsdurstigen Augen der Griechen die Erscheinung der Aphrodite Anadyomene gewährte, hat gewiß viele der Wallfahrer, die zum Poseidonsfest nach Eleusis gekommen, ein nicht weniger inniges Gefühl der Andacht überschauert, als christliche Pilger und Pilgerinnen empfinden, wenn sie nach mühseliger Wallfahrt endlich vor dem Altar stehen, aus dessen Glasschrank ihnen der Todtenkopf irgendeines hochverehrten „heiligen Leibes" entgegengrins't. Wie die Sage will, hat die Schönheit der Phryne zu den Aphroditebildern des Malers Apelles und des Bildhauers Praxiteles die Inspiration sowohl als das Muster geliehen. Auch haben die Griechen der Hetäre für ihre Reize vollwichtigen Dank gezollt. Zu Thespiä, ihrer Vaterstadt, ward ihre von Praxiteles geschaffene Portraitstatue aufgestellt;

zu Delphi, dem heiligsten Orte Griechenlands, ward ihr gar auf einem Piedestal von pentelischem Marmor eine goldene Statue errichtet [17]). Philosophische Murrköpfe von der Sekte der Kyniker haben sich allerdings über diese Dankbezeugungen nicht wenig skandalisirt.

Aber wie dachten sich denn die Hellenen ein musterschönes Weib? Wir erhaschen davon eine flüchtige Vorstellung in einem Fragment der sittengeschichtlich wichtigen „Hetären-Briefe" des Alkiphron, welcher Schilderer freilich erst zu Anfang des 3. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung geschrieben hat. Alkiphron nämlich preis't an der jüngeren (?) Lais, welche der große Maler Apelles zur Buhlkunst erzogen haben soll, „die weder zu magere noch zu üppige, sondern gesundsaftig-schlanke Wohlgestalt; die von Natur gekräuselten, blonden, weich und voll auf die Schultern herabfließenden Haare; die schön gerundeten Augen, deren tiefschwarze Sterne im reinsten Weiß schwammen" — und ein Nachtreter Alkiphron's, Aristänetus, weiß zur Ergänzung noch zu sprechen von einer „Brust, welche,

kydonischen Aepfeln gleich, im Schwellen das Busenband sprengte und den Malern zum Modell für Helena-Büsten diente." Einer Ueberlieferung zufolge war diese jüngere Lais — (oder aber die sogenannte ältere korinthische?) — eine Tochter der Timandra, welche als letzte Geliebte des Alkibiades diesem hellenischen Muster-Roué bis über den Tod hinaus eine rührende Treue bewahrte. Als der genialste, glänzendste und leichtfertigste Athener in dem phrygischen Dorfe, wo er zuletzt mit der Timandra im Exil gelebt hatte, den persischen Meuchelmördern, welche der unversöhnliche Haß der Spartaner auf ihn gehetzt, erlegen war, bis zuletzt eine elegante Heldenfigur, da spendete die Hetäre dem Todten die letzten Liebesdienste. Sie wusch und salbte den Leichnam, hüllte denselben in ihr eigenes bestes Gewand und bestattete ihn „mit liebevollem Eifer" so feierlich, wie es die Umstände nur immer erlaubten [18]).

Als die älteste der berufenen emanzipirten Schönen von Hellas dürfte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. namhaft zu machen sein die Rhodopis, von Geburt eine Thrakierin, welche von ihrem Herrn, dem Sa-

mier Xanthos, als Buhlsklavin nach Aegypten gebracht, hier aber von Charaxos aus Mitylene, dem Bruder der Dichterin Sappho, freigekauft wurde und große Reichthümer erwarb, da sie, wie der alte Herodot meldet, „voll Liebreiz war.“

Der Boden aber, worauf die berühmtesten Hetären gediehen, war Athen, die schöne „Stadt der Veilchen“, von wo ja überhaupt der höchste Glanz und feinste Duft des Hellenismus ausgegangen ist. Hier hatte die Hetäre Leäna ein Ehrendenkmal in Gestalt einer ehernen Löwin, weil sie, welche die Geliebte des Aristogeiton, des Verschwörers gegen die Tyrannis der Peisistratiden, gewesen, von dem Hippias zu Tode gemartert worden war. Hier „blüheten“ die aus Sizilien (?) stammende Lais, sowie die um ihrer pikanten Drolligkeit willen gesuchte Myrrhina aus Samos und die bereits erwähnte, der ganzen Zunft für alle Zeit den Charakternamen leihende Phryne aus Thespiä, mit welcher, als sie, der Ketzerei angeklagt, vor dem Schwurgerichte stand, ihr Advokat Hyperides die allbekannte wirksame Busenschleierlüftungsszene auf-

geführt hat. Hier auch hörte die Hetäre Lastheneia aus Arkadien die Vorträge Platons und die Leontion die Unterweisungen Epikurs, dessen Lehre sie in einer polemischen Abhandlung voll Geist und logischer Schärfe vertheidigt haben soll. Spätere Hetären von Ruf waren geborene Athenerinnen. So Thais, die Maitresse Alexanders des Großen, und Lamia, die Maitresse des Demetrios Poliorketes.

An den Namen der Thais knüpft sich, falls dem Plutarch zu glauben ist, eine vielbeschriebene und vielbesungene Episode des thatsächlichen Heldengedichts der Laufbahn des Makedoniers, so recht ein flammendes Stück Romantik mitten im antiken Dasein. Es war eine schwüle Schwelgenacht, als Alexander unter dem goldenen Baldachin des Prachtthrons der Achämeniden zu Persepolis einer Orgie seiner Vertrauten vorsaß. Des Weines luftige Geister waren entfesselt und rumorten gewaltig. Auch unter der Schädeldecke der Thais; denn die geleerte Goldschale niedersetzend rief sie mit hochglühenden Wangen und funkelnden Augen in das Getöse des Bakchanals hinein und zu ihrem königs-

lichen Liebhaber empor die geflügelten Worte: „Viel fürwahr hab' ich ausgestanden auf dieser langen Fahrt durch Asien. Doch für Alles entschädigt mich, daß ich heute mitschwelgen darf in Persia's stolzer Königsburg. Freilich, größere Wonne noch wär' es mir, nach diesem Gelage die Brandfackel zu schleudern in den Palast des Xerres, welcher dereinst meine geliebte Vaterstadt Athen verbrannt hat, zur Rache für Athen, zur Rache für Hellas!" Auftaumelt der trunkene Held, daß ihm der Kranz von Rosen und Eppich vom Haupt auf die Schulter gleitet, und auftaumelt die ganze berauschte Tafelrunde. Die tollschöne Buhlerin drückt dem König die brennende Fackel in die Hand. Er stürmt hinaus, Alle ihm nach, brennende Fackeln schwingend, und unter wildem Gejauchze wirft er und werfen sie Alle die Glut in das Cederngebälke der Galerien des Schlosses, an dessen Erbauung und Ausschmückung die persischen Großkönige die Schätze Asiens verschwendet hatten [19].

5.

„Perikles, des Xanthippos Sohn, zu seiner Zeit der Erste unter den Athenern, ein Mann, ebenso redemächtig wie thatengewaltig“ [20]). Also hat Thukydides in seiner mit ehernem Griffel auf Granit schreibenden Weise den herrlichen Demagogen bündig gekennzeichnet. Der große Bürger, dessen Mission es war, die attische Demokratie zu ihrer Sonnenhöhe emporzuführen, stammte bekanntlich aus einem der edelsten Geschlechter seiner Vaterstadt. Seine Mutter Agariste, eine Enkelin des Kleisthenes, welcher die Tyrannis der Peisistratiden gebrochen hatte, träumte, als sie schwanger ging, sie würde einen Löwen gebären, und wenige Tage darauf gebar sie den Perikles [21]). Einen rechten Mannlöwen also, welcher das Griechenthum vollendete, indem er in seiner Persönlichkeit das hellenische Menschenideal verwirklichte.

Das hellenische, wohlverstanden! Denn selbst ein vollkommener Grieche blieb immer Grieche oder vielmehr Athener, Thebaner, Spartaner. Zur

Erfassung der Idee der Menschheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat der Hellenismus niemals sich erhoben. Nur in des makedonischen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsstral von der universalen Tendenz des Menschengeschlechtes auf, zu verwirklichen mittelst Ausgießung des hellenischen Geistes über alle Welt. Aber in der makedonischen Epoche war das echte Griechenthum schon im Welken. Als es in seinem Vollsaft und in seiner Hochblüthe stand, also in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geschweige einen universalen Charakter, sondern ganz wesentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, sein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierministers von Flachsenfingen oder eines Bürgermeisters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhschnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus ist weit genug gewesen, daß innerhalb seiner Schranken der perikleische Genius die demo-

kratische Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmonisch-schönen Bau zu gestalten vermochte, in dessen Hallen die Athener als ein empfängliches und strebsames Künstlervolk des heiteren Daseins sich erfreuen sollten. Von Dauer allerdings konnte dieser Bau nicht sein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menschen allzeit nicht lange ertragen; aber mit Dummem, Häßlichem und Schlechtem schleppen sie sich geduldig Jahrhunderte und Jahrtausende lang. Darum heißt groß denken, begeistert fühlen, die Wahrheit suchen und sagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht hassen unglücklich sein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, so oder anders angestrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes" trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maaß der „aurea mediocritas" wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunst lernt, mittelst Biegsam- und Beugsamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm sich niederzuducken. Jede Ausnahme ist eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrscht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut we-

nigstens gewöhnlich! lautet der erste und — einzige Grundsatz, welchen Väter, denen das „gute Fortkommen" ihrer Söhne und Töchter am Herzen liegt, denselben einprägen sollen . . .

Perikles war kein glücklicher Mann und konnte kein solcher sein. Denn er war groß und sein edler Stolz verschmähte es, das drückende Gefühl seiner Größe aus neidischen Pöbelseelen fortzuschmeicheln. Der unvergleichliche Volksführer, dessen vorschauende Genialität erst nach seinem Tode recht erkannt wurde [22]), ist weit entfernt gewesen, ein Volkshöfling zu sein. Thukydides, sein Zeitgenosse, welcher bekanntlich kein Demokrat war, hat diese Tugend dem Meister der Demokratie ausdrücklich zuerkannt. Er nennt den Perikles „mächtig durch Weisheit und Charakterwürde, ganz unzweifelhaft aller Bestechlichkeit unzugänglich, mit Freimuth die Menge in Schranken haltend, nicht vom Volke geleitet, sondern dasselbe leitend, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend." Der Historiker rundet dann das Charakterbild, welches er von dem größten Bürger und Staatsmann Athens

entwirft, mit den Worten ab: „Also hatte dem Namen nach eine Volksherrschaft statt, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes.“ So war es und so wird es immer sein. Eine rousseau'sche Demokratie existirt bloß in Büchern. Das Unglück ist nur, daß „erste“ Männer von perikleischem Metall seltenste Naturwunder sind.

Der große Athener war nicht glücklich in seinen vier Pfählen, falls dieser deutsch-schneckenhäusliche Begriff überhaupt auf einen Hellenen von damals Anwendung finden kann. Dem Manne, welcher von der Rednerbühne der Pnyx herab mit dem souverainen Herrscherstab seines Wortes die Wogen der Demokratie schwellen machte oder sänftigte, dem Politiker, welchem Platon, der sonst nicht eben sein Freund war, eine „majestätische Intelligenz“ zuschreibt, dem Admiral und General, welcher die attischen Flotten und Heere siegreich befehligte, dem Patrioten mit der Künstlerseele, welcher seiner geliebten Veilchenstadt das Prachtgewand edelster Kunstschöpfungen anthat, ihm war nicht gelungen, was der deutsche Dichter den „großen Wurf“ des

Daseins genannt hat. Allerdings, im griechischen Sinne war die Ehe das nicht; allein reinmenschlichen Verhältnissen wohnt eine Macht inne, welche über Gesetz, Brauch und Gewohnheit weit hinwegreicht und immer wieder Geltung sich verschafft.

Perikles hatte als junger Mann eine jener Konvenienzehen eingegangen, wie sie unter den besitzenden und gebildeten Klassen seiner Vaterstadt üblich waren. Seine Gattin war eine nahe Verwandte von ihm und entweder die Wittwe oder die geschiedene Frau eines gewissen Hipponikos. Sie gebar dem späteren Lenker des attischen Staats zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Beide haben ihrem Vater großen Kummer gemacht: der ältere, welcher ein Verschwender und Wüstling war, durch sein Leben; der jüngere, geliebtere, durch seinen Tod. Das Verhältniß der beiden Gatten scheint in keiner Weise über die Richtschnur kalter Konvenienz hinausgegangen zu sein. Frostig hatten sie sich zusammengethan, frostig trennten sie sich, als, wie unsere Quelle charakteristisch sich ausdrückt, ihr Zusammenleben nicht mehr „behaglich" war [23]. Gesetzliche

Ehescheidungen machten sich im damaligen Athen kaum weniger leicht als zur Direktorialzeit in Paris und die von Perikles Geschiedene — ihr Name wird uns nicht genannt — nahm sofort wieder einen anderen Mann oder wurde vielmehr, genauer gesprochen, von ihrem bisherigen Eheherrn „mit ihrer Zustimmung" einem anderen übergeben, während Perikles seinerseits „die Aspasia nahm, welcher er mit größter Zärtlichkeit zugethan war" [24]. Und um diese Liebe als etwas ganz Außerordentliches zu kennzeichnen, fügt Plutarch hinzu, der große Staatsmann sei nie nach der Agora (d. h. an seine Geschäfte) gegangen und niemals von dort nach Hause gekommen, ohne der Aspasia zum Abschied und Willkomm einen Kuß zu geben . . . Keine Frage demnach, der Keil, welcher die erste Ehe des Perikles getrennt hatte, hieß Aspasia; aber eben so wenig kann es einem Zweifel unterstellt werden, daß einem Perikles eine so innige und dauernde Leidenschaft einflößen kein gewöhnliches Weib sein hieß.

6.

Woher nun und wer war diese Aspasia, deren Name wohl als der berühmteste Frauenname uns aus der antiken Welt überliefert ist? Sie war aus Milet und sie war eine Hetäre [25]). Schon der Umstand, daß sie eine Milesierin, gab ihr ein bedenkliches Relief; denn die kleinasiatisch-jonische Stadt Milet galt damals mit Fug für die Hochschule der Ausschweifung, gerade wie Rom im 1., 2., 3. und 4., Byzanz im 6., Venedig im 17., Paris im 18. und London im 19. Jahrhundert dafür galten und gelten. In Milet, der Stadt der Wollüste par excellence, dem Ober-Gymnasium der Buhlkunst, der Heimat tribadischer Gräuel, dem Lieblingsschauplatz auch einer lasciven Novellistik [26]), war die schöne „Willkommene", „Begrüßte", „Umarmte", „Geküßte", „Liebe" oder „Geliebte" — das Alles bedeutet der Name Aspasia — geboren und aufgewachsen. Die schöne Willkommene, denn daß sie schön gewesen, muß als selbstverständlich angenommen werden, obzwar eine Schilderung ihrer Schönheit nicht auf uns gekommen ist.

Als ihr Vater wird ein gewisser Achioros genannt, als ihr Vorbild und ihre Lehrerin in den Künsten der Hetärie ihre Landsmännin Thargelia, welche voll Schönheit, Grazie und Wohlredenheit war und eine „Diplomatin im Unterrock“ heißen müßte, falls die Jonierinnen Unterröcke getragen hätten. Sie machte nämlich mittelst ihrer Reize und Gunsterweisungen unter den kleinasiatischen Griechen Propaganda für den Perserkönig. Auch als Philosophin wird sie namhaft gemacht und zwar zugleich mit der Diotima und der Aspasia. Wenigstens in der Philosophie des Heiratens scheint sie sehr beschlagen gewesen zu sein; denn sie hatte, die Liebhaber nicht mitgezählt, nach und nach vierzehn Männer und heiratete zuletzt noch — „all's well that ends well“ — den König Antiochos von Thessalien [27]). Vom hetärischen Standpunkt angesehen, war demnach diese Lehrmeisterin sicherlich eine vortreffliche und ihre Schülerin hat den genossenen Unterricht ausgezeichnet zu verwerthen gewußt.

Wann und unter welchen Umständen Aspasia nach Athen gekommen, hierüber ist Genaueres nicht

bekannt. Falls dem Plutarch zu trauen — und es ist nicht abzusehen, warum ihm gerade hier nicht zu trauen sein sollte, während man doch anderwärts sein Zeugniß gelten läßt — hielt Aspasia in der Veilchenstadt ein öffentliches Haus, eine Hetärenschule, was selbst der genannte griechische Zeuge ein „nicht gerade anständiges und würdiges Gewerbe" zu nennen sich gedrungen fühlt [28]). Trotzdem verkehrten die feinsten Gentlemen Athens, die angesehensten Philosophen, die erlauchtesten Künstler, die einflußreichsten Staatsmänner viel und gern im Hause Aspasia's. So Sokrates, so Perikles. Jener hat sich geradezu als einen Schüler der schönen und genialischen Frau bekannt in der Kunst, zu lieben, und in der Kunst, zu reden. Sie scheint im Kreise ihrer Freunde förmliche Musterreden gehalten zu haben. Wenigstens läßt, wie bekannt, Platon in einem seiner Dialoge den Sokrates sagen, er habe die Aspasia eine Preisgrabrede auf die in der Schlacht gefallenen Athener halten gehört, und an derselben Stelle bemerkt „der Menschen Weisester", man „dürfe sich nicht wundern, wenn er in der

Redekunst Etwas zu leisten sich getraue, da er ja in dieser Kunst den Unterricht einer trefflichen Lehrerin genossen; welche viele ausgezeichnete Redner gebildet habe und unter diesen den ausgezeichnetsten, den Perikles" [29]. Allerdings wird dies in scherzhaftem Ton gesagt; aber es ist ganz jener „sokratische" Scherzton, welcher es liebte, auch das Ernsteste ironisch anzuhauchen.

Aspasia's Gebaren und Gespräch muß von unwiderstehlicher Anmuth gewesen sein und nicht nur auf die Männer, sondern auch auf Frauen gewirkt haben. Denn wenn wir aus Plutarch erfahren, daß die Freunde der hochgebildeten und graziösen Emanzipirten in die Gesellschaft derselben ihre rechtmäßigen Ehefrauen mitnahmen, so darf daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß die guten Athenerinnen in dieser Gesellschaft sich behagt haben müssen, weil sie sich sonst gewiß nicht dahin hätten mitnehmen, mitzwingen lassen; denn:

„Von Allem das Unbezwinglichste ist ein Weib —"

hat Euripides gesagt, des Geschlechtes genauer

Kenner, und Grazienschweinigel Aristophanes bezeugt uns schon durch den einen Vers:

„Sie drillen noch die Männer, gerade wie allzeit —“

daß seine Landsmänninnen es trotz Alledem nicht übel verstanden haben müssen, ihre Eheherren unter dem Pantoffel, will sagen unter der Sandale zu halten.

Fassen wir den Inhalt der leider sehr dünnen und dürftigen Nachrichten zusammen, welche über Aspasia aus dem Alterthum uns überkommen sind und für authentisch gelten dürfen, so ergibt sich als Summe, daß in der glänzendsten Kulturperiode Athens die Symposien im Hause dieser Frau die schönste Geselligkeitsblüthe des Griechenthums dargestellt haben. An dieser Tafelrunde — die Tafel war freilich nicht rund, sondern dreischenkelig — lagen Perikles, Anaxagoras, Sokrates, Pheidias, Damon, Iktinos, Koroibos und Mnesikles. Hier gesellte sich der attischen Philosophie die Erinnerung an die Lyrik des Alkäos und des Anakreon. Hier mögen die Gäste, ihre Stirnen mit Violen, Myrten und Rosen bekränzt, aus heiteren Gesprächen über Dichter- und

Künstlerwerke zur Betrachtung der ernstesten Staats-sachen übergegangen sein und dann in patriotischem Aufschwunge wohl nicht selten zu den Klängen der Phormigx das heroische Skolion des Kallistratos: —

„Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtschwert
Gleich Harmodios und Aristogeiton“ —

angestimmt haben. Hier hat wohl der junge Alki-biades, ein Bakchos an Jugendschöne, die mit fun-kelndem Chier gefüllte Kylix erhebend dem gegen-überliegenden Sohn des Sophroniskos schalkhaft den Vers des Bakchylides zugerufen: —

„O süße Macht, die steigt aus dem Becher herauf!“

und hier flügelten die „Pädisken“ Aspasia's auf einen Wink der Herrin unter Begleitung lydischen Flötengetöns gewiß manchmal den Gebethymnus Sappho's zur Aphrodite empor: —

„Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Listkundige, dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Trauer,
Hehre, das Herz mir!“

7.

Aber, wie das immer und überall menschliches Loos, das Dasein kehrte nicht allein seine helle, sondern auch und noch häufiger seine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attischen Staatsbau's die geliebte Milesierin als seine Hausgenossin führte. Denn als die Folge einer innigen Herzensneigung faßten schon die Alten dieses Verhältniß [30]). Da jedoch zwischen dem attischen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspasia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht statthaben konnte, so ließ sich — in unserer Weise zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geist ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspasia lebte also in seinem Hause nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue", sondern als thatsächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, sie verstand und pflegte seinen Genius, sie wußte seine Entwürfe zu werthen und theilte seine Sorgen, sie war seine Zuflucht und sein Trost und es ist wohl anzunehmen, das Zusammenleben dieses kongenialen Menschenpaares

habe den höchsten Höhepunkt des Verhältnisses von Mann und Weib dargestellt, zu welchem das Griechenthum überhaupt es gebracht.

Der Ruf der Milesierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen seltenster nachgerühmt wurde: politischer Sinn und Verstand — flog weit in die Welt und fand selbst im Palast des Großkönigs zu Susa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros, aus Achtung vor der Geliebten des attischen Staatslenkers, seiner Favoritodaliske den Namen Aspasia beilegte, war die Eigenthümerin dieses Namens daheim in Athen ein Gegenstand, an welchem die attische Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügellosigkeit ihrer Spottsucht und Lästerwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß schossen ihre giftigsten Pfeile auf Aspasia, wohl wissend, daß sie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Geziefer und Gewürme, welches seine Bahn besudelte und seine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, schmerzende Wunden beibrachten. Weil seine Feinde ihm den

Spottnamen Zeus und Herakles gaben, ward die Frau, welche er liebte und achtete, als eine Hera, Omphale und Dejanira verhöhnt. Und es blieb nicht etwa bei solchen Anspielungen. Schalt doch der Lustspieldichter Kratinos von der Bühne herab Aspasia „die geilbrünstige Metze mit dem Hundeblick" 31) — vielleicht dem Perikles ins Angesicht, ob welcher superlativischen Oppositionsmacherei uns von Kindheit auf kläglich zusammenregierten Menschen des 19. Jahrhunderts die Haare zu Berge stehen oder wenigstens von Rechtswegen zu Berge stehen sollten.

Die Heftigkeit des Hasses, welchen Aspasia erregte, bezeugt unwiderlegbar, wie sehr sie an Geist und Charakter unter ihren Zeitgenossen vorragte. Ihre Gegner verschmähten selbst die tollsten Erfindungen und abgeschmacktesten Lügen nicht, um sie beim Volke anzuschwärzen und verhaßt zu machen. So beschuldigte man sie, den samischen sowohl als den peloponnesischen Krieg angezettelt zu haben. Aristophanes, welcher sich bekanntlich den Anschein gab, als Kämpe für die „konservativen Interessen",

als Verherrlicher der „guten, alten, frommen" Zeit aufzutreten, während ihm in Wahrheit die gute, alte, fromme Zeit und die konservativen Interessen, wie alles, aber auch gar alles Andere, Himmel und Erde, Kirche und Staat, Mann und Weib, nur Gegenstände einer geistreichen Eulenspiegelei und graziösen Schweinigelei gewesen sind, — Aristophanes hat dem Kitzel nicht widerstehen mögen, noch in seiner Komödie „die Acharner", welche zuerst im Jahr 425 v. Chr., also vier Jahre nach dem Tode des Perikles, aufgeführt wurde, das Andenken des größten Atheners zu beschmutzen, indem er nach dessen Grabhügel am Kerameikos den Lügenkothwurf that:

„Es stahlen junge Kerle, die zu stark
Gebechert, die Simaitha weg, die Metze,
Aus Megara; in brünstigem Knoblauchschmerz
Entführten drauf die Megarer zwei H — etären
Aspasia's. So brach das Kriegsgewitter
In Hellas los, um dreier Metzen willen.
Denn zornvoll schmiß Olympier Perikles
Mit Blitz und Donner Hellas durch einander" [32]).

Der Ernst des Thukydides hat es selbstverständlich verschmäht, da, wo er von den Ursachen des un=

seligen peloponnesischen Krieges redet, von dieser aristophanisch-poetischen Licenz, von diesem feindseligen Klatsch auch nur als von Klatsch Notiz zu nehmen. Nicht weniger selbstverständlich ist jedoch, daß ein in dem angegebenen Styl beharrlich betriebenes Klatschen, Verlästern und Verleumden dem Lenker des attischen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch sein Ansehen bei seinen Mitbürgern — und darin bestand seine Macht — zeitweilig bedrohlichst untergraben wurde. Daß dieses geschah und geschehen konnte, ist ganz in der Ordnung gewesen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und die Menschheit betrogen sein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, schritten sie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweise der Niedertracht. Man wollte ihn zunächst in seinen Freunden, dann in seiner Frau treffen, um den hiedurch Geschwächten schließlich leichter fällen zu können. Der erste Stoß richtete sich gegen den

Kunstheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürsten, hätten auf den Händen tragen müssen. Beschuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterschlagen zu haben, erwies er augenfälligst die freche Nichtigkeit der Beschuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginn der menschlichen Dummheit an, der menschlichen Bosheit stets die wirksamsten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derselben Pheidias'schen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Hasses zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen schien. „Tempelschändung! Gotteslästerung! Religionsgefahr!" Der herrliche Künstler ward ins Gefängniß geworfen und starb, bevor der Prozeß zu Ende, am Herzeleid. Dieser Ring war also aus der Kette perikleischen Daseins glücklich gesprengt. Man versuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein schlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens

den Religionsgefahrwirbel vortrefflich zu trommeln verstand, setzte in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß von der Staatsreligion abweichende Meinungen als „Staatsverbrechen“ verfolgt werden sollten. Man sieht, die Pfaffen waren, sind und werden sein allzeit und überall dieselben; sowie, daß es nur ein von überstiegenen Philhellenen verbreiteter und aufrecht erhaltener Irrthum, die Inquisition sei eine specifisch christliche Erfindung. Die Griechen und insbesondere die Athener bethätigten ihren religiösen Eifer sehr gerne mittelst Ketzerprozeduren. Die Erfindung, die Ketzer „ad majorem dei gloriam“ lebendig zu verbrennen, blieb jedoch den Priestern der „Religion der Liebe“ vorbehalten . . . Auf Grund des erwähnten, vom souverainen Unverstand bewilligten Ketzergesetzes wurden zunächst zwei der vertrautesten Freunde des großen Staatsmanns, der Musiker Damon und der Philosoph Anaxagoras, als „Atheisten“ verklagt. Der Erstere kam mit Verbannung davon; aber dem greisen Denker vermochte Perikles nur mit äußerster An-

strengung das Leben zu retten, ohne demselben das Exil ersparen zu können.

Nach diesen Vorübungen ging die Partei, für welche perikleische Genialität und Hoheit ein Aergerniß und Hinderniß war — eine aus verstockten Junkern, giftigen Pfaffen und übelriechenden Maulruhrdemokraten bestehende Partei — keck daran, den verhaßten Mann ins Herz zu treffen. Ein obskurer Komödienschreiber, Hermippos, belangte, sekundirt von dem schon genannten Diopeithes, die Aspasia vor dem Geschworenengericht und zwar lautete die Anklage auf Ketzerei („Asebeia") und auf Verkuppelung ehrbarer Frauen an den Perikles [33]. Der letztere Anklagepunkt war sehr schlau aus den geselligen Zusammenkünften herauskalkulirt, welche im perikleischen Hause stattfanden, wobei Aspasia die Honneurs machte und woran, wie wir sahen, dem attischen Brauch entgegen auch nichthetärische Frauen theilnahmen. Die Milesierin oder vielmehr Perikles hatte einen harten Stand. Er, der Schöpfer von Athens Größe, Macht und Pracht, er, der von einem ebenso starken als gerechten Selbstgefühl ge-

tragen war, mußte sich, um die theure Frau zu retten, dazu erniedrigen, die Geschworenen mit flehentlichen Bitten, mit heißen Thränen zu bestürmen, um einen auf Freisprechung lautenden Wahrspruch zu erlangen. Wie muß er also dieses Weib geliebt haben!

Jetzt trieb man die gegen ihn angelegte Mine bis zu seinen Füßen vor und ließ dieselbe springen, indem man ihn, welchen Thukydides einen „Unbestechlichen" genannt hat, mit gewundenen Worten einer Veruntreuung der massenhaft durch seine Hände gegangenen Staatsgelder anklagte. Er wies diese Frechheit siegreich zurück; aber alle diese gegen ihn gebohrten und gesprengten Minen hatten seine Stellung doch so erschüttert, daß er gewiß nicht ungern sah, wie gerade zur Zeit der gegen ihn betriebenen Verfolgungen das attische Staatsschiff rasch und immer rascher dem Kriege mit Sparta zutrieb, einem Krieg auf Leben und Tod. Damit, durfte er hoffen, würden Zustände eintreten, welche die Athener erkennen lassen müßten, was sie eigentlich an ihm hätten, und würden Aufgaben zu bewältigen sein,

durch deren Größe die Mittelmäßigkeit und das Lumpenthum einstweilen in ihre Schlupfwinkel zurückgeschreckt werden könnten. Diese Hoffnung täuschte den Trefflichen nicht. Denn obzwar der Wankelmuth der Menge später seinen Feinden noch einmal zu einem nicht ganz erfolglosen Angriffe Raum gab, so wurde er doch von seinen Mitbürgern immer wieder als der zur Führung des Staatsruders „tüchtigste Mann“ anerkannt [34]).

Bald jedoch trat den in die sechziger Jahre Eingetretenen der Tod an, da er den Ausbruch des peloponnesischen Krieges nur um zwei Jahre und sechs Monate überlebte. Seine letzten Tage sind sehr trübe und kummervoll gewesen. Im Sommer von 430 v. Chr. brach in Athen jene Pest aus, die mit zu den furchtbarsten Erscheinungen in der Krankheitsgeschichte des Menschengeschlechtes gehört. Sie wüthete auch in der Familie des Perikles, indem sie zuvörderst seinen ältesten Sohn, dann seine Schwester wegraffte, der er, wie es scheint, sehr zugethan gewesen. Auch liebste und anhänglichste Freunde starben um ihn her. Noch trug er aufrechten

Hauptes die schwere Last der Zeit, als Staatsmann und Strateg die Hand fest am Steuerruder. Da raffte die Seuche ihm auch seinen inniggeliebten Sohn Paralos weg und dieser Schlag drang ihm ins innerste Mark. Als er, der, wie Plutarch bezeugt, die edle Fassung eines hohen Geistes und die stille Würde einer großen Seele niemals verlor, dem todten Paralos den Kranz von Cypressenzweigen um die bleichen Schläfen legte, da ist dem unglücklichen Vater das Herz in der Brust gequollen und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Kurz darauf hat er sich selbst zum Sterben hingelegt (429). Freunden, welche ihn besuchen kamen, wies er mit wehmüthig-ironischem Lächeln ein Zauberamulet, welches wohlmeinende Frauen aus seiner Verwandtschaft ihm umgehangen hätten. So sei er herabgekommen, er, der frei, klar und hoch Denkende. Als aber, während er zu schlummern schien, die Freunde seine glänzenden Verdienste und Erfolge priesen, sagte er plötzlich: „Ihr rühmt mir Dinge nach, die Anderen auch gelungen sind und an welchen das Glück einen großen Antheil hat. Aber

von dem Größten und Schönsten, was ich gethan, sagt ihr Nichts. Es ist dieses: — niemals mußte durch meine Schuld ein Athener Trauer tragen."

Also starb er, edelstes Selbstlob auf den Lippen, und als er todt, da merkten alsbald seine Mitbürger, was sie an ihm gehabt und verloren..... Eines solchen Mannes, eines in seiner Art geradezu einzigen Mannes Wittwe — denn das war Aspasia im Sinne des Hingegangenen — hätte es wohl geziemt, durch Treue das Andenken des großen Todten zu ehren, und es ist nach unserem Gefühle der häßlichste Makel an der Gestalt der Milesierin, daß sie nach dem Tode des größten Atheners mit dem Schafhändler Lysikles gelebt hat [35]. Zwar wird uns gesagt, sie habe diesen Mann zu einem bedeutendsten herangebildet; aber ein Perikles und ein Schafhändler — welcher Kontrast! Möglich freilich, daß Aspasia arm war, und gewiß, daß nach griechischer Anschauung die Lebenden nicht dem Tode, sondern dem Leben angehörten.

1) . . . εἴποντος ὅτι κρεῖττον εἴη λόγου τὸ κάλλος τῆς γυναικός. Xenophon, Apomnemoneum. III, 11. Das citirte Kapitel ist ganz der Unterhaltung des Sokrates mit der Theodote gewidmet.

2) Aristophanes, Thesmophor. 48.

3) Οὔ τοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν. Antigone, 523.

4) . . . ἔτι καταρᾶσθαι προσεψηφίσαντο πάντας ἱερεῖς καὶ ἱερείας, ὧν, μόνην φασὶ Θεανὼ ἀντειπεῖν πρὸς τὸ ψήφισμα φάσκουσαν εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱέρειαν γεγονέναι. Plutarchos, Alcib. 22.

5) Euripides, Androm. 220.

6) Odyss. I, 356.

7) Οὐ μὲν γάρ τι γυναικὸς ἀνὴρ ληΐζετ' ἄμεινον
Τῆς ἀγαθῆς. Hesiod. Erga, 647.
Ἄλυπον ἄξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου.
Menandri fragmenta.
Εἰ κακόν ἐσμεν, τί γαμεῖθ' ἡμᾶς, εἴπερ ἀληθῶς
κακόν ἐσμεν. Thesmophor. 789.

8) Plutarch, Lycurg. 14, 15.

9) Platon, Leges, c. VI, p. 781; Meno, p. 71. Aristoteles, De republ. V, 1254; Hist. anim. IX, 1; De mor. VIII, 14.

10) Plutarch, Pericl. 28.

11) Platon, Leg. VIII, 839 seq.

12) Athenaeus, Δειπνοσοφ. l. XIII, p. 569, d. . . . „πρῶτος Σόλων διὰ τὴν τῶν νέων ἀκμὴν ἔστησεν ἐπὶ οἰκημάτων γύναια πριάμενος."

13) Δημοτικὸν πρᾶγμα καὶ σωτήριον. Philemonis

fragm. im Anhange zur Didot'schen Ausgabe des Aristophanes (1838), S. 107.

14) So übersetze ich „Ἀφροδίτη Πάνδημος“ und „Ἀφροδίτη Ἑταίρα“.

15) Herodot, I, 199: — „Δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἱζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ.“ Herodot nennt das freilich einen häßlichsten Brauch („αἴσχιστος τῶν νόμων“), was beweis't, daß der „Vater der Geschichte", wie ein Romantiker sagen würde, schon nicht mehr Naivetät genug besaß, den ursprünglichen „tiefreligiösen" Sinn dieser babylonischen Muckerei zu verstehen. Vgl. über dem wollüstigen Aschera-Kybele-Dienst auch Justinus, histor. XVIII, 5.

16) Ausführlich handeln vom Hetärenwesen Becker („Charikles", 2. von K. F. Hermann besorgte Ausgabe, Exkurs zur 2. Szene, II, 51 fg.) und Jakobs („Von den Hetären", Verm. Schriften, III, 309 fg.).

17) Athenaeus, XIII, 590, 591. Pausanias, Περιήγησις, X, 27, 5.

18) Plutarch, Alcib. 39.

19) Herodot, II, 134—35 („κάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη“). Pausanias, I, 1, 2. Plutarch, Alex. 38.

20) Thucydides, I, 139: — „Περικλῆς ὁ Ξανθίππου, ἀνὴρ κατ᾽ ἐκεῖνον τὸν χρόνον πρῶτος Ἀθηναίων, λέγειν τε καὶ πράσσειν δυνατώτατος.“

21) Plutarch, Pericl. 3.

22) „Ἐπειδὴ ἀπέθανεν, ἐπὶ πλέον ἔτι ἐγνώσθη ἡ πρόνοια αὐτοῦ.“ Thucyd. II, 65.

23) „Τῆς συμβιώσεως οὐκ οὔσης αὐτοῖς ἀρεστῆς.“ Plutarch, Pericles, 24. Dieses Kapitel der plutarchischen Biographie ist die Hauptquelle unseres Wissens von den häus-

lichen Verhältnissen des Perikles und von seinem Verhältniß zur Aspasia. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir das ganze Kapitel Plutarchs gerne hingäben, so es dem Thukydides beliebt hätte, etliche Worte über dieses Thema zu sprechen.

24) Ibid. „*Αὐτὸς δὲ τὴν Ἀσπασίαν λαβὼν ἔστερξε διαφερόντως.*"

25) Wie Raumer („Vorlesungen über die alte Geschichte", 3. A. II, 487) den bestimmten Zeugnissen der Alten entgegen behaupten mochte: „Sie war Nichts weniger als eine Hetäre" — ist rein unbegreiflich.

26) „Fabulae Milesiae."

27) Plutarch, l. c. 24. Lucian, Eunuch. 7. Athenaeus, XIII, 600. Philostratos, XIII, 920.

28) Plut. l. c. „*οὐ κοσμίου προεστῶσαν ἐργασίας οὐδὲ σεμνῆς, ἀλλὰ παιδίσκας ἑταιρούσας τρέφουσαν.*"

29) Platon, Menexenos, 235. Athenaeus, V, 219.

30) „*Φαίνεται μέν τοι μᾶλλον ἐρωτική τις ἡ τοῦ Περικλέους ἀγάπησις γενομένη πρὸς Ἀσπασίαν.*" Plut. l. c.

31) . . . „*Ἀσπασίαν . . . καταπυγοσύνην παλλακὴν κυνώπιδα.*" Ibid.

32) Aristophanes, Acharn. 524 seq.

33) „*Περὶ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον Ἀσπασίαν δίκην ἔφευγεν ἀσεβείας Ἑρμίππου τοῦ κωμῳδοποιοῦ διώκοντος καὶ προσκατηγοροῦντος, ὡς Περικλεῖ γυναῖκας ἐλευθέρας εἰς τὸ αὐτὸ φοιτώσας ὑποδέχοιτο.*" Plutarch, Pericl. 32.

34) . . . „*ὧν δὲ ἡ ξύμπασα πόλις προσεδεῖτο, πλείστου ἄξιον νομίζοντες εἶναι.*" Thucyd. II, 65.

35) Plutarch, l. c. 24.

Messalina.

1.

Am 24. Januar des Jahres 41 der christlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäsaren eine jener Palastrevolutionen vor sich, wie sie zum Wesen des Despotismus stets gehört haben und stets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derselben und bezeichnen in den Annalen der Knechtschaft mit rothen Mordstrichen die Stellen, wo ein Scheusal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüsteren Platz zu machen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal so weit gekommen ist, wie weit es nach den entsittlichenden Gräueln der Bürgerkriege in der kaiserlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemesis darauf sich beschränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer

niederträchtig gewordenen Menschheit fühlbar zu machen, daß, —

„Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld sei" 1).

Oktavianus hatte sich glücklich zum Imperator, Autokrator und Augustus emporgeheuchelt und emporgemordet. Er müßte der Louis Philipp des Alterthums heißen, wenn er nicht einen Zug an sich hätte, welcher dem Prinzen, der seinen bürgerlichen Regenschirm in ein königliches Szepter umzulügen verstand, ehrenvoller Weise abging: — den Zug frostigerbarmungsloser Grausamkeit. Augustus verkaiserlichte Rom, indem er den „Principe" des florentinischen Staatsschreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederschreibung des Buches meisterlich in Szene setzte. In der Hauptsache ließ er seinen Nachfolgern Wenig oder Nichts zu thun übrig. Die Canaillesirung des römischen Volkes war vollendet, die Verwandlung des römischen Bürgerthums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des augustischen Zeitalters spiegelt die entsetzliche Raschheit des Verfalls deutlich wider. Virgil, Horaz und Ovid waren Zeitgenossen und

doch welch' ein Absturz vom Ersten bis zum Dritten! Die Seele von Virgils Poesie ist noch die Idee der ewigen Roma gewesen. Der Gedanke der römischen Weltmacht bildete bei ihm den großartigen Hintergrund und da, wo der Pulsschlag seiner Muse am begeistertsten sich hob, hat sie diesen Gedanken als des Dichters höchsten Wunsch in die tapferen Worte gekleidet: —

„Du sei, Römer, bedacht, mit Macht zu gebieten den Völkern!" 2).

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das skeptische Evangelium: „Nil admirari!" gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend seiner Zeit sich hinwegzuheben; aber man sieht ihm doch deutlich genug an, daß er sich etwelchen Zwang anthun mußte, wenn er in seiner hofräthlichen Stellung das Weihrauchodenfaß vor der Nase des Augustus herumzuschwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Ueberlieferungen der Republik und die römische Staatsidee, in seinen Augen noch groß

und voll über dem Sumpfe des Cäsarismus schwebend, ließ ihn beten: —

„Sonnengott, o könntest Du Größ'res niemals
Schauen als Roma!“ [3])

Dagegen stellt sich in und bei Ovid der Römer der anhebenden Kaiserzeit schon als der vollendete Bruder Lüderlich dar, welcher nur noch seinen Privatneigungen und Privatlastern lebte. Da ist alles Große und Hohe vergessen und verschollen oder höchstens gelegentlich und flüchtig als dichterische Zierath verwendet. Der hochbegabte Poet plätschert mit unsäglichem Behagen — dem Rausche folgte freilich bekanntlich später der Katzenjammer in Tomi — in dem Pfuhl der politischen und sittlichen Fäulniß seiner Zeit umher. Kein Wunder also, daß selbst seine anmuthigste Elegie nur die lüsterne Ausmalung einer frechen Situation ist [4]) und daß der zügellose Präceptor der „Liebeskunst“, im schreiend-charakteristischen Gegensatze zu Virgil und selbst zu Horaz, keinen höheren Wunsch kannte als den, mitten im wildesten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden [5]).

Der Grundstock des Römerthums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Rohheit und der vortretendste Charakterzug im römischen Wesen ist jener brutale Egoismus gewesen, wie er mit solcher bronzestirnigen Frechheit seither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim englischen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands und man wird überall die gleiche gränzenlos selbstsüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derselben infamen Heuchelei. Weil aber das Römerthum in seinem innersten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechische Bildung stets nur ein Aeußerliches sein und es trat ein, was überall eintritt, wo eine verfeinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: — Fäulniß vor der Reife. In der Brutalität seines Machtgefühls, hochmüthig, wie nur die Unwissenheit es zu sein vermag, und unverschämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, schöne, feingebildete, kunstfertige und graziöse Gräcia wie eine Sklavin

oder höchstens wie eine Maitresse, deren Liebkosungen so ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte sich: sie entnervte ihren Tyrannen.

Es kann keiner Anzweifelung ausgesetzt sein, daß Rom genau in dem Verhältniß, in welchem es sich civilisirte, zugleich auch sich demoralisirte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, sondern nur ein Lotter- und Lasterbett. Daher die wundersame oder vielmehr widerliche Erscheinung, daß die Weltbeherrscherin Roma bei sich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäsarischen Herren nach Lust und Laune herumstampften. Sie mußten verrückt werden, diese Cäsaren. Es war dies so zu sagen eine logische Folge der Prämisse, daß das den Erdkreis beherrschende Volk, aller formalen Standes- und Klassenunterschiede ungeachtet in eine charakter- und willenlose Breimasse zusammengerührt, mit sklavischer Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelch der Allmacht berauscht, den Cynismus der Menschenverachtung zu einer Art von Kunstwerk gestalteten,

wie Tiberius, oder in förmliche Raserei ausbarsten, wie Caligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödsinns die ihnen erwiesene Vergötterung sich gefallen ließen, wie Claudius.

Wer von den goldstarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiserliche Roma hinab- und hinaussah, der mußte — falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus besaß — durch allen den kolossalen Reichthum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtstadt das erblicken, was sie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreises her alles „Gräuelhafte und Schandbare“ zusammenfloß [6]. Hier, auf diesem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Industrie sandten, in diesem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau gestellt waren, in diesem Millionendurcheinander, welches aus den Gestalten, Farben, Trachten, Kulten und Lastern aller Völker zusammengesetzt war, in diesem Prachtwald von Tempeln und Palästen, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Kosten einer unterjochten und ausgesogenen Welt gemästet, sein

Dasein wie ein unendlich tobendes Bacchanal, wie eine aus der Wollust in die Grausamkeit und aus dieser in jene hinüberspringende Riesenorgie, deren giganteske, mit ungeheuerlicher Verschwendung von Geld, sowie von Menschen- und Thierleben in Szene gesetzte Prunkakte die Spiele des tosenden Circus und der blutdampfenden Arena gewesen sind.

Nichts Göttliches oder Menschliches, was in diesem prächtigen Lupanar, wo die Bestie im Menschen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geschändet, ins Scheußliche und Gräuliche verkehrt worden wäre. Da sah man Kaiser, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiserinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutschande aufreizten. Da pralten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenschmuck im Werthe von Millionen behangen; dort gab ein histrionischer Schürzenstipendiat verbuhlter Prinzessinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gastmahl, wobei die Zubereitung einer einzigen der aufgetragenen Schüsseln 6000 Louisd'or gekostet hatte, weil sie ein Fricassée von lauter seltnen, kost-

spielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monströse, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine rasende Verschwendung das Bizarrste, Barockste, Groteskeste aussinnend, die tollgewordene Lust- und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche sich hinaufschwindelnd. Während hier im Amphitheater Tausende und wieder Tausende von Gladiatoren zur Ergötzung des patrizischen und plebejischen Pöbels kunstmäßig sich abschlachteten oder Tausende und wieder Tausende von mit ungeheuren Kosten aus den fernsten Wildnissen herbeigeholten Bestien naturwüchsig sich würgten, ringelten sich dort im Kaiserpalast, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Rosen der Lust die Vipern des Giftmordes. Die cäsarische Familie ein Knäuel von Scheußlichem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grausenhaft sich verschlangen. Die Blasirtheit der Cäsaren verfiel auf das Absurdeste, wie auf das Gräßlichste. Jenen kitzelte es, in Essig aufgelöste Perlen zu verschlingen; diesen, Hirsche, Eber, Löwen und Tiger zum Reiten und Fahren, Elephanten, Rhinozerosse und

Krokodile zum Tanzen abrichten zu lassen; einen dritten, seinen Park Abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskirten und als solche verbrauchten Menschen; einen vierten, Pasteten backen zu lassen, deren Füllsel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen bestand. In den Theatern deklamirte, gestikulirte, sang und sprang — und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, sondern auch der Frauen — eine Schamlosigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können. Durch namenlose Frevel zusammengeraffte Reichthümer wurden mittelst der Verwirklichung toller Einfälle vergeudet. Dort ließ Einer mitten im Meere einen Berg aufthürmen, hier ein Anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieser begoß seine Obstbäume mit Wein, Jener ließ seine Schafheerden mit Purpurfarbe anstreichen. Den einen Feinschmecker lüstete es nach Muränen, welche mit Menschenfleisch großgefüttert waren; der andere wollte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer solchen Gesellschaft, deren ganzes Dich-

ten und Trachten, Thun und Treiben an die wüsten Gebilde eines Opiumrausches gemahnt, in diesem kaiserlich-römischen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders sein als sie waren. Die Römerinnen hatten sich, wie Jedermann weiß, überhaupt niemals in einem solchen Zustand unwürdiger Unmündigkeit befunden, wie die Griechinnen, oder sie hatten sich wenigstens schon frühzeitig von demselben zu emanzipiren angefangen und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömische Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle seine Angehörigen die unumschränkteste Gewalt zugestanden, sogar über Leben und Tod. Allein wie die altrömische Familienhaftigkeit selber, so war auch dieses Recht im Verlaufe der Zeit allmälig obsolet geworden. Das kaiserliche Rom vollends war so recht das Paradies der emanzipirten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- und Zügellosigkeit irgend Etwas gemein hat. Ganz wesentlich hatte hiezu die Veränderung beigetragen, welche hinsichtlich der Fassung und Führung des ehelichen Verhältnisses

vor sich gegangen. An der Stelle der strengeren Formen der römischen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienstschaft des Gatten“ überging [7]), war mehr und mehr eine freiere getreten [8]), welche die höchst wichtige Bestimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zustehen sollte, und außerdem der Ehescheidung allen möglichen Vorschub leistete. Diese Form der Ehe, sehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinarischer Launen, war zur Kaiserzeit gäng und gäbe. Sie emanzipirte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die also rechtlich Emanzipirten gesellig sich zur denkbar möglichsten Skalahöhe der Emanzipation hinaufschamloseten.

Um den Gegensatz in der Sittengeschichte der römischen Frauenwelt früherer und späterer Zeit in seiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Cornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Messalina gegenüberzustellen. Indessen reichen die

Anfänge der Frauenverderbniß weit genug in die Zeiten der Republik zurück und es ist kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichthum zunehmende Luxus seiner entsittlichenden Wirkung auf das weibliche Geschlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müssen eine lascive Malerei und Skulptur, sowie die geilen Schaustellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römischen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarsten Juvenal, dessen Satirik allerdings ein Hohlspiegel ist, aber im Ganzen und Großen doch sicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Wesen hohlspiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege stand die Saat raffinirter Geschlechtssünden bereits in üppiger Blüthe. Wie die Wüstlinge des Zeitalters der Petites Maisons und der Parcs aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und sein Compagnon Casanova, Etwas darein setzten, Nonnen zu verführen, so gingen die der römischen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Vestalinnen aus. Solches erzählt z. B. Sallust

von dem schon im ersten Jünglingsalter grundlüderlichen Catilina. Die Geschichte der Verschwörung dieses aus dem Griechischen ins Römische übersetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erschreckende Verlotterung des römischen Frauenthums. Schon Sallust klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuschheit feilböten,“ und sein jüngerer Zeitgenosse Horaz, der doch wahrlich Nichts weniger als ein moralischer Eiferer gewesen ist, hat in seiner schönen Ode „An die Römer“ also sich ausgelassen: —

„Noch unreif lernt die Jungfrau jonische,
Schamlose Tänze; wird in der Buhlerkunst
Früh ausgebildet; sinnt, kaum mannbar,
Schon auf die sträflichsten Liebeshändel;
Sucht dann, indeß der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheschänder und wählt nicht erst,
Mit wem sie sonder Licht und Zeugen
Rasch die verbotene Wollust treibe.
Wohl auch mit Wissen und Willen des Gemahls
Steht sie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der spanische Pilot, ein beſſ'rer
Zahler der Schande, sie zu sich fordert“ [9]).

Wieder ein jüngerer Zeitgenosse, Properz, hat, obgleich ein feurigster Sänger der Liebe, in diesen

strengen Tadel der Zuchtlosigkeit seiner zeitgenössischen Landsmänninnen eingestimmt. Hier in Rom, sagt er —

„Hier ist ganz treulos das Geschlecht der Gattinnen; keine
So wie Euadne treu, noch wie Penelope keusch“ [10]).

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naso findet nämlich die Lüderlichkeit der römischen Damen allerliebst und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen! Keusch ist nur die, deren noch Keiner begehrte; und wenn sie nicht zu linkisch, würde sie sich wohl selbst antragen.“ Welche moralische Pest mußte da grassiren, wo ein beliebtester Poet lachend sagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menschen gereicht der Ehebruch seiner Frau zum Aergerniß, nur einem bäuerischen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton unter Leuten von Welt“ [11]) . . .

So die Zeit, in welcher das nachstehende Stück römischer Kaisergeschichte spielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta“ erwuchs.

2.

Cajus Cäsar Caligula hatte, auf dem Kaiserthron aus einem wüsten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchlose gethan, was eine vor Frevelfreude tollgewordene Phantasie zu ersinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wüthrichs hatte die Niederträchtigkeit seiner Unterthanen so sehr entsprochen, daß der bekannte Tigerwitz des Kaisers: „O hätte doch das römische Volk nur einen Hals!" nicht so ganz unverzeihlich erscheinen muß.

Jetzt, am 24. Januar des Jahres 41, saß er — ein hochgewachsener Mann, dünnschenkelig und außerordentlich dickbauchig, glatzköpfig und starkbärtig, mit unter der breiten und düsteren Stirn tiefeingesunkenen und unheimlich glühenden Augen [12]) — in der kaiserlichen Loge des Theaters, welches neben dem Palatium zur Gedächtnißfeier des Augustus und der Livia eigens erbaut worden war. Als die Vorstellung zu Ende, nach 12 Uhr Mittags, erhob sich der Kaiser, um sich durch einen unter-

irdischen Korridor zum Frühstück nach dem Palast zu begeben. Sein Oheim Claudius und sein Schwager Vinicius schritten ihm vorauf, während eine Anzahl von Stabsoffizieren und Hauptleuten der Prätorianer in dem engen Durchgang sich um den Kaiser drängte, scheinbar diensteifrig, um den Zudrang des Publikums abzuhalten. Caligula blieb stehen, um eine Truppe von Knaben zu mustern, welche man im europäischen und kleinasiatischen Griechenland gepreßt und nach Rom geschleppt hatte, damit sie daselbst einen auf den Kaiser gedichteten Lobgesang absängen. Während er mit den Knaben sprach, warfen die ihm zunächst Stehenden, der erste Kammerherr Callistus und die Gardeobersten Cassius Chärea und Cornelius Sabinus einander bedeutungsvolle Blicke zu, und als der Kaiser weiterging, lockerten die Centurionen unvermerkt ihre Schwerter in den Scheiden. Sabinus trat in straff-dienstlicher Haltung an Caligula heran und erbat sich die Parole des Tages. „Jupiter!“ gab der Kaiser zur Antwort, worauf Chärea rasch: „Nimm das von ihm!“ dem verwundert nach ihm Umblickenden mit dem

Schwerte die Kinnlade durchhauend. „Und das und das!“ schrieen die Gardeoffiziere, tumultuarisch auf den zu Boden Gestürzten sich werfend und demselben mit mehr als dreißig Wunden das Garaus machend. Zu spät eilten die Soldaten von der germanischen Garde Caligula's zu seiner Rettung herbei, in ihrer blinden Wuth niederhauend, wer ihnen gerade in den Weg kam. Es ist ja eine traurigste Thatsache, daß Michel Nebelheimer überall mitdabeisein mußte und muß, wo es ein Fechten für Despoten gab und gibt. Um aber die Ermordung Caligula's möglichst im caligulaischen Style zu Ende zu bringen, schlachteten die Verschworenen dem Ermordeten auch Weib und Kind nach. Ein Gardehauptmann erstach die Kaiserin Cäsonia, ein anderer zerschmetterte der kleinen Prinzessin den Kopf an der Mauer [13]).

Die Nachricht vom Tode des Scheusals gab das Signal zu einer kläglichen Posse. Zu einer Posse, welche deutlich macht, wie sehr das kolossale Fratzenbild der cäsarischen Roma zur Vollendung noch dieses Zuges bedurfte, daß des Augustus

diabolisch-höhnische Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikanischen Staatseinrichtungen hatte fortbestehen lassen und auf seine Nachfolger vererbte. Die „Consuln" beriefen den „Senat" auf das Capitolium und diesem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit" und die „Republik" wieder herzustellen, in diesem Lasterpfuhl von Rom, wo nur noch zwischen Säbelherrschaftsbrutalität und Anarchiegräuel die Wahl sein konnte. Etliche Gardesoldaten machten der Komödie, die übrigens selbstverständlich weit mehr eine in Worten, als in Handlungen war, ein Ende. In der Absicht, die allgemeine Verwirrung zum Plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiserpalast und fanden hier den Prinzen Claudius, den Oheim des ermordeten Kaisers. In einer nicht sehr imperatorischen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, stammelnde Tropf hatte sich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum Explodiren gekommen, in das Solarium des Hermes-Pavillon hinaufgeflüchtet und dort zwischen dem Doppelvorhang des

Eingangs versteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat, Namens Gratus, zog den Zitternden aus seinem Verstecke hervor und erkannte den kaiserlichen Prinzen.

Der prinzliche Kretin — denn dieses Wort zieht am richtigsten die Summe seiner Persönlichkeit — fiel dem Gardisten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der „Barbar" aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator". Dann rief er seine Kameraden herbei, welche den also von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles") fabrizirten Kaiser auf eine Sänfte hoben und denselben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweil machte der Senat, was derartige konstitutionelle Versammlungen, wann der der „liberale" Geist über sie kommt, zu machen pflegen: — Phrasen. Als daher am folgenden Tage die Gardesoldaten, nachdem ihnen der stammelnde Claudius ein Trinkgeld von 750 Thalern auf den Mann ve... ve... versprochen hatte, den Prinzen

förmlich zum „Imperator urbis et orbis" ausriefen, war von Widerstand überall nicht die Rede und begrüßte die sklavische Menge, zu welcher die „Römischen Bürger" zusammengequirlt waren, den neuen Herrscher mit jubelndem Zuruf [14]).

3.

Er war nicht gerade einer der schlimmsten Cäsaren, wohl aber einer der dümmsten, obgleich oder auch weil er, so zu sagen, ein Gelehrter gewesen ist. Seinen Vater Drusus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Oktavianus Augustus geboren, man weiß nicht recht, ob diesem oder aber ihrem ersten Manne Tiberius Claudius Nero, welchem der Cäsar sie entrissen hatte. Deßhalb pfiffen römische Spottdrosseln um dieses Kindbett der Livia her den griechischen Vers: —

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!"

Drusus, dessen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutschland, hei-

ratete Antonia, des Markus Antonius und der Oktavia Tochter, also eine Nichte des Augustus, und diese seine Frau gebar ihm als drittes Kind i. J. 10 v. Chr. zu Lyon den schwächlichen, kränklichen Claudius, der von frühauf in seiner Familie für einen Simpel galt und als solcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu sagen, er sei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geschlagen, nicht fertig genäht," und wenn sie Einen der Simpelhaftigkeit bezüchtigen wollte, bediente sie sich des Ausdrucks, er sei noch dümmer als ihr Sohn Claudius [15]). Mit, wo möglich, noch größerer Verachtung wurde der skrophulöse Junge von seiner Großmutter, der Kaiserin Livia, traktirt, und was seinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermuthlichen wirklichen Großvater, den Augustus betraf, so machte er den armen Claudius con amore zur Zielscheibe seiner Spottsucht. Es existiren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten", als einen „Tropf" und „Kretin" bezeichnet [16]).

Hieraus erhellt, daß die kaiserliche Würde in der

Person des Claudius, welcher, weil sein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, i. J. 19 n. Chr. gestorben, nach Ermordung seines Neffen Caligula der „legitime" Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräsentirt gewesen ist. Schon die körperliche Erscheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beständiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten" war keineswegs imperatorisch. Sein langer und gedunsener Oberkörper saß schlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, so daß sein Gehen nur ein garstiges Wackeln „(foeda vacillatio"). Beim Sprechen stammelte und stotterte er. Das gichtische Zittern seines Kopfes, seine Triefnase und sein Geifermund machten ihn geradezu abstoßend. Im Zorne oder sonst aufgeregt sei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze gewesen [17].

An Geist ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er schriftstellerte fleißig, in lateinischer und mehr noch in griechischer Sprache, schrieb „tyrrhenische" und „karthagische Untersuchungen" ferner ein Buch über die Brettspielkunst, war stark in Citaten, vermehrte das römische Alphabet um drei von ihm

erfundene Buchstabenzeichen und ließ seine „Geschichtswerke“ öffentlich durch Liktoren vorlesen, was für die lieben Unterthanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe gewesen ist als für die eines deutschen Monarchen neuerer Zeit die unterthänigsttreue Lesung der königlichen Gedichte. Auch im Regieren war er stark: — es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsordres ausgehen ließ; darunter eine, worin den getreuen Unterthanen befohlen wurde, „auf die bevorstehende Weinlese hin die Fässer gut zu verpichen“, und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wissen, daß gegen Vipernbiß Nichts so gut wie Taxusbaumsaft.“ Ebenso pflichteifrig erwies er sich in Erfüllung richterlicher Funktionen, und wie er als Prinz der Hänselpeter seiner Familie gewesen, so trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal sitzenden Kaiser die Advokaten ihren Spaß. Ein prozessirender Grieche warf sogar in der Hitze seines Plaidoyer eines Tages dem Richter-Kaiser das Wort: „Du bist ein alter Esel!“ in den Bart und eines andern Tages ein fälschlich angeklagter römischer Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf [18]).

Als vortretende Züge in dem Charakter des Claudius bezeichnet Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grausamkeit, von demselben Zeugen betont, ganz gut sich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in seiner Gegenwart vollziehen zu lassen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenspiel der sterbenden Gladiatoren zu studiren. Außerdem war er unmäßig im Essen und Trinken und maßlos im Wollustgenuß [19]. Aus seiner Feigheit, seiner Trunksucht und seiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem seine Umgebung den Kaiser-Simpel führte, ihn, der nach Dio's Ausdruck, der „Gebieter Roms und des Römerreichs gewesen ist und doch nur ein Sklave" [20]. Es paradirt in der modernen Geschichte eine königliche Majestät, mit welcher diese römisch-kaiserliche eine ganz auffallende Aehnlichkeit hat: — Jakob der Erste, der stammelnde, geifernde, geile, feige, blödsinnig-gelehrte Tropf von Stuart.

4.

Man muß gestehen, daß Claudius so, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden; wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu sein. Seine Verlobungs- und Heiratsversuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erste Braut Aemilia Lepida mußte er auf einen Wink des Augustus hin verstoßen; seine zweite, Livia Medullina, starb an dem zur Hochzeit festgesetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ er sich „um unbedeutender Händel willen" von ihr scheiden, nachdem sie ihm einen Sohn (Drusus) und eine Tochter (Claudia) — deren eigentlicher Vater aber der Freigelassene Boter war — geboren hatte. Sein zweiter, mit Aelia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren, mußte er sich ihrer „schmachvollen Ausschweifungen" wegen von ihr scheiden. Jetzt verschritt er dazu, in dritter Ehe seines Vetters Barbatus Messala Tochter

zu heiraten, die Valeria Messalina, welche ihm eine Tochter (Oktavia) und einen Sohn (Britannikus) gab und den schon vorher sattsam gehörnten Kaiser der Römer glücklich zum Kaiser der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Callistus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem ersten Geheimschreiber Narcissus und dem Hofschatzmeister Pallas beherrschte Messalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß schön gewesen sein, dieses Weib, schön wie die Sünde, lockend wie eine wollustschwere Sommernacht, bestrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geist. Eine verzehrende Sinnlichkeit ist ihres Lebens Lust und Qual gewesen. Eine durch und durch dämonische Natur, hat sie sich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menschlichkeit lachend hinweggeschwungen und hat sich in ihre beispiellose Schamlosigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige asiatische Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Messalina zur geschichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörpe-

rung der Unzucht geschaffen und eine gleich bizarre Laune des Schicksals hatte dieses Geschöpf auf einen Weltthron gesetzt. Und wie der Zug kalter Grausamkeit, so durfte auch der Zug dämonischen Humors diesem reizenden Gräuel von Weib nicht fehlen, um dessen Aehnlichkeit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Rußland zu vollenden. In den Abscheu vor diesen drei Kaiserinnen mischt sich aber doch unwillkürlich ein leises Mitleid, welches uns zuflüstert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müsse doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organisation entlodert sein.

Physiologisch also läßt sich das Räthsel der Erscheinung Messalina's zur Noth erklären. Zu einer *psychologischen* Lösung desselben fehlt uns leider ein Schlüssel, wie uns für *ihre* Person Katharina die Zweite in ihren eigenhändigen Memoiren einen solchen hinterlassen hat. Ohne Zweifel würde Meister Tacitus im 9. oder 10. Buch seiner Annalen das Werden und Wachsen Messalina's unserer Vorstellung anschaulich nahegebracht haben; allein bekanntlich sind diese Bücher sammt den zwei vorhergehenden ver-

loren. Für diesen Verlust bieten weder der fleißige, aber geistlose Antiquar Sueton noch der charakterlose Flachmaler Dio Ersatz, und was den Juvenal anlangt, so zeichnet er uns, wie Jedermann weiß, nicht die werdende Messalina, sondern nur das fertige satyriasistische Laster.

Daß und wie sie das werden konnte, ist freilich bei Alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Claudius mußte sich in der Frau des Claudius die Anlage des Dämonisch-Bösen rasch und gewaltig entwickeln. Ein junges schönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, sehr vernachlässigter Erziehung, ohne eine Spur von sittlichem Fond, hoch- und übermüthig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt" verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs, — was Wunders, daß sie den Taumelkelch, nachdem sie ihn einmal an die Lippen gebracht, bis auf den Grund zu leeren dürstete? Sie sah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen und sie zögerte nicht, sich wie eine Tiger-

katze auf dieselbe zu stürzen, um die tollsten Eingebungen einer sicherlich schon frühzeitig und vollständig vergifteten Phantasie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn Wollust und Grausamkeit erscheinen in Messalina so recht zu siamesischen Zwillingsschwestern zusammengewachsen und in dem ganzen Thun und Treiben der „Meretrix Augusta", wie Juvenal sie so unübertrefflich bündig-wahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abstoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erst dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgesogen ist.

5.

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbesondere Messalina es war, welche in der schwachen Hand des Claudius den kaiserlichen Mordstahl lenkte. Die Ausrottung der alten Aristokratie Roms, durch Augustus grundsätzlich begonnen, durch Tiberius

systematisch fortgesetzt, durch Caligula wahnwitzig-blutdürstig weitergeführt, hatte auch unter Messalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge" anderer Bürger sind unter dieser Regierung hingeschlachtet worden [21]). Das Motiv der vorragendsten Morde war stets die Gier der Kaiserin nach rastlosem Wechsel im Sinnengenuß. Die Liebe — falls es erlaubt ist, dieses Wort zur Bezeichnung von so Verworfenem zu mißbrauchen — die Liebe dieses Weibes wurde tödtlich, so oder so. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerstand! Ihr Haß tödtete, ihre Gunst befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzessin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo die Frau des Markus Vinicius, welche der Kaiserin doppelte Veranlassung zum Hasse gab. Denn die Prinzessin näherte sich in auffallender Weise ihrem Oheim Claudius und Messalina war nicht gewillt, den Kaiser-Simpel unter den Einfluß einer schönen und als sehr gefällig bekannten Nichte gerathen zu

lassen; sodann begehrte sie selbst des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Claudius als Ehebrecherin verklagt — insbesondere des Ehebruchs mit dem philosophirenden Zweiächseler Seneka — und der Kaiser gezwungen, daraufhin erst den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tödtung seiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der sich ihm anbietenden Messalina sich versagte, ließ sie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangesehener Mann, welchen Claudius von der Statthalterschaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in seine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Messalina, zur Frau zu geben. Die Kaiserin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters lüstern, trug sich ihm an. Die Linkischkeit („rusticitas"), welche wir den Ovid an den wenigen keuschen Damen seiner Zeit verhöhnen hörten, war also kein Fehler der Kaiserin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verstehen. Sofort verschwor sich die rachgierige Mänade mit dem Geheimschreiber Narcissus zum

Verderben Silans, welchen Claudius auf eine ganz alberne Vorspiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der schöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Balletttänzer Mnester, vormals Lustknabe Caligula's, jetzt zum Liebhaber Messalina's gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältnisses deutlich erkennend, den schamlosen Anträgen der Kaiserin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile so in ihn verschossen, daß sie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palast eingesperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Ballets und der kaiserliche Hahnrei Claudius verwunderte sich selber höchlich über das Nichtauftreten Mnesters, er, welchem man das stadtkundige Skandal des Lebenswandels seiner Gemahlin nicht mitzutheilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüthen („ob saevitiam") Messalina's [22]). Es muß fürwahr eine tollkomische Szene gewesen sein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiser die Frage richtete, warum

denn Mnester nicht mehr aufträte, und Claudius zur Antwort gab, er wi... wi... wisse es nicht, er kö... kö... könne Nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä... Tä... Tänzer nicht bei sich. Was das für ein Zischeln und Flüstern und Kichern und wohl auch herausplatzendes Lachen verursacht haben mag und muß! Uebrigens hatte Mnester das Unglück, der Zwangsliebhaber Messalina's gewesen zu sein, später bei ihrem Verderben mit dem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in seiner Todesstunde den Kaiser erinnerte, sich nur auf dessen ausdrücklichen Befehl der Messalina „zur Verfügung" gestellt (se dedisset), welchen Befehl das freche Weib dem Stumpfsinnigen abzulisten gewußt, lügend, Mnester weigere sich, vor ihr zu tanzen [23]).

Müde des Anblicks einer Gesellschaft, deren Dasein dem Mitlebenden Seneka zufolge nur „ein Zusammenhausen wilder Bestien" war, erquickt sich das Auge gerne an der berühmten Episode von Pätus und Arria, welche aus diesem grundlosen Pfuhl gleich einer grünen Insel emporsteigt...

In despotisch mißregierten Staaten erheben sich Verschwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, sondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil sie die einzigen Korrektive der Tyrannei sind. Wir müssen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römischen Aristokratie, Annius Vinicianus und Furius Camillus, zum Umsturz der Herrschaft des Claudius, d. h. der Messalina stifteten, ein patriotisches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigstens in seinen besten Tendenzen hoffnungsloses war. Es mißlang, zunächst deshalb, weil dem Camillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten seines Armeekorps alsbald den Gehorsam versagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikanischen Verfassung sprach. Damit, murrten sie, würden für sie die Tage des Müssiggangs und Wohllebens vorüber sein. Camillus, verrathen und verlassen, gab sich selber den Tod. Vinicianus that ebenso. Gegen die übrigen Verschworenen erhob sich eine unerbittliche Verfolgung und Messalina und ihr erster Hand-

langer, der Kammerherr und Geheimschreiber Narcissus, sie benutzten eifrigst die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Personen, obzwar dieselben dem Komplotte ganz fremd, Tod oder Verbannung verhängen zu lassen. Claudius, welcher sich während der kurzen Dauer eines Scheins von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte, der er war, stotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze sein kaiserlich „Fi... fi... fiat“. Den Konsular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverschworenen, traf das Urtheil, sich selbst zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt seine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelsten Styls geschildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchstößt sich damit die Brust, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh', lieber Pätus, es thut nicht weh!“ Ermuthigt durch ein so glorreiches Beispiel, durchbohrt er sich und stirbt. Der heldischen Frau aber stillt man das strömende Blut, verbindet ihre Wun-

den und will sie zwingen, zu leben. Sie aber sagt: „Ich folge dem Gatten!" und als ihr Tochtermann Pätus Thrasea sie fragt: „Also wolltest du, daß deine Tochter auch also mit mir stürbe, falls ein gleiches Loos mich träfe?" gibt sie zur Antwort: „Allerdings, falls sie mit dir in so langer und inniger Verbindung gelebt hätte, wie ich mit Pätus." Man bewachte sie, aber eines Tages sprang sie unversehens vom Lager auf und zerschellte sich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht gesagt, daß ich sicherlich den Weg zum Tode finden würde?" Es wäre zu wünschen, daß ein besserer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabschrift der Arria verfaßt hätte: —

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das sie der eigenen Brust lächelnd soeben entzog:
Sei du, spricht sie, gefaßt! Die Wunde, die meinige, schmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich die, welche du, Pätus, dir schlägst" 24).

6.

Derweil schritt die Kaiserin auf der Bahn der Ausschweifung bis zur äußersten Gränze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unersättlichkeit genugzuthun, unterließ sie auch nicht, zugleich mit dem Kaiser-Simpel von Gemahl übermüthigen Scherz zu treiben, indem sie, die Nächte mit ihren Buhlern durchschwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Kalpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamirung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, sondern vielmehr ein teuflischer Trieb zur Unheilstifterei, wenn Messalina, das kaiserliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchsten Gesellschaftskreise zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu Ehebrecherinnen zu werden und in gräulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht" zu ringen, welche freilich ihr selbst sogar eine verrufenste Vettel, — wie

Plinius bezeugt hat — nicht streitig zu machen vermochte [25]).

Und damit noch nicht genug. Es stachelte sie, in dem gemeinsten Unflat der Lüderlichkeit sich zu wälzen. Gelangweilt — mit Tacitus zu reden — gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecherischen Genüsse, sank sie in unerhörtes Laster hinab [26]). Nächtlicher Weile verließ sie heimlich den Palast, um in einem der zahllosen Lupanarien Roms unter dem Namen Lycisca als Priesterin der Venus Vulgivaga für Geld zu fungiren. Juvenal hat dieses „unerhörte Laster" an der schrecklichsten Stelle seiner schrecklichen sechsten Satire beschrieben, er, welcher, unter der Regierung des Claudius geboren, als ein Zeitgenosse der „Meretrix Augusta" betrachtet werden darf. Es ist das Gräßlichste, was jemals über ein Weib ausgesagt worden, und es muß Wahrheit sein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in sich selbst tragend, nicht erfunden sein kann [27]).

Mitten in diese beispiellosen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raserei gränzende Leidenschaft" Messalina's [28]). Diese Leidenschaft, deren

Gegenstand Cajus Silius war, der „schönste junge Mann Roms", entwickelte sich, die Kaiserin ins tausendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhaftesten Kapitel der Weltgeschichte, welches mit anderen Worten als denen des Tacitus erzählen zu wollen vermessen und lächerlich sein würde... Um des neuerkorenen Buhlers sich zu bemächtigen, zwang ihn Messalina, seine Gemahlin Junia Silana zu verstoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Mensch gewesen sein, der schöne Silius; denn er sah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „seines Verderbens gewiß, so er widerstände, und bei dem großen Vortheil, welcher dabei war, suchte er Trost darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen". Messalina ihrerseits gefiel sich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamlosigkeit in dieses Verhältniß hineinzutragen. Sie besuchte ihren Liebhaber, den sie mit Schätzen und Ehrenstellen überschüttete, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge in seinem Hause, so daß daselbst der kaiserliche Haushalt und Hofstaat zu sehen war, als wäre er des Buhlers Erbschaft und Eigenthum.

Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinirend, wollte das ungeheuerliche Weib Etwas, was noch gar nie dagewesen war: — bei Lebzeiten ihres Kretin von Gemahl einen förmlichen ùnd feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Darnach gelüstete sie alles Ernstes und zwar „um der Größe der Ruchlosigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Lüderlichkeit ist". Nebenbei mag freilich zu diesem Exceß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß sich ein messalinischer Lebenswandel in die Länge nicht mehr so straflos fortführen ließe. Sie besaß übrigens, das muß man ihr nachsagen, vollauf den Muth der Frevelhaftigkeit und sie muß denselben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieser seine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man sich einmal in offenkundige Missethaten eingelassen, so ist es das Klügste, zur Tollkühnheit seine Zuflucht zu nehmen."

Tacitus hat in Fortführung seiner Erzählung gesagt, er wisse wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung

an einem bestimmten Tage, unter Zuziehung von Zeugen zur Besiegelung des Ehekontrakts, mit des Kaisers Gemahlin zur Heirat zusammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe und daß endlich nach angerichtetem und im Beisein von Gästen eingenommenem Hochzeitsmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden sei. Aber der strenge Geschichtschreiber fügt ausdrücklich die Versicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geschöpft und nur Thatsächliches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Messalina's Charakter angesehen, nicht ganz unglaubhaft erscheint, was Sueton meldet: — daß sie nämlich in humoristischer Tolldreistigkeit gewollt und durchgesetzt habe, Claudius solle ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mitunterzeichnen, was der Simpel wirklich gethan, nachdem man ihm weißgemacht, diese Heirat sei nur eine Scheinceremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden [29].

7.

Jetzt aber schlug die Krisis plötzlich in eine Katastrophe um; denn der Frevlerin versagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Minister — (man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibische Stellung dieser Höflinge bezeichnen soll) — Callistus, Pallas und Narcissus sahen den Vorschritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachsendem Bedenken und Argwohn, und als die Perepetie des Stückes in Szene gegangen, überkam die Drei und ihren Anhang die nicht grundlose Befürchtung, sie könnten, so Messalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge bei Seite gestellt oder wohl gar hingeschafft werden, „wo kein Tag mehr scheint.“ So Etwas ließ sich allerdings der Kaiserin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbesondere Narcissus, waren zu erfahrene, gewandte und entschlossene Schurken, als daß sie das Bedrohliche sich allzunahe hätten auf den Leib rücken lassen. Callistus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderst

einen Versuch machte, Messalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narcissus, erkennend, daß bei der reißend schnellen Entwickelung der Sachen zum Diplomatisiren keine Zeit mehr sei, arbeitete sofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin sah.

Eine jener religiösen Ceremonien, deren das römische Staatspfaffenthum so viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Claudius nach Ostia. Diese Abwesenheit des armen Simpels wollte Messalina benützen, um als echte Bakchantin in höchstem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgiensippschaft im Palatium zu Rom das Weinlesefest zu begehen. Aberauch Narcissus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Ostia gewann er die beiden Maitressen des Kaisers, Kalpurnia und Kleopatra, für seinen Plan und unterwies sie in der bei Ausführung desselben ihnen übertragenen Rolle. Diese bestand darin, ohne Verzug die kaiserliche Majestät in das öffentliche Geheimniß Allerhöchst Ihrer ungeheuerlichen Hahnreischaft einzuweihen. Nachdem also Claudius in Ostia sein Staatsopfer-

geschäft abgemacht hatte, warf sich ihm die Kalpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufschrei: „Unerhörtes ist geschehen! Deine Gemahlin Messalina hat mit dem Cajus Silius Hochzeit gemacht!“ Kleopatra bestätigt diese Neuigkeit und der angedonnerte Cäsar würgt nur mühsam das Wort heraus: „Ho... ho.... holt mir den Na... Na... Narcissus.“ Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregister der Kaiserin dem maulaufsperrenden Stotterer, also seine Enthüllungen beschließend: „Verzeih', o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausschweifende Leben Messalina's dir so lange verhohlen habe. Ich sah darin keine Gefahr, so lange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius u. s. w. sich begnügte. Allein mit Silius ist es ein ganz ander Ding. Du mußt wissen, o Herr, daß du ein geschiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Messalina's mit Silius zugeschaut, und so du dich nicht sputest, ist der neue Gemahl deiner Frau Meister der Hauptstadt und des Reiches...“ Selbstverständlich benahm sich der Jammermensch von Imperator unter

so gethanen Umständen jammerhaft. „Bi ... bi ... bi ... bin ich noch Kaiser? Oder ist Si ... Si ... Silius bereits als solcher ausgerufen?“ stammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narcissus und der von diesem rasch herbeigerufene Gardegeneral Lusius Geta sagten, was er zu thun hätte, d. h. Andere thun lassen sollte.

Derweil tobt zu Rom das messalinische Bakchanal. Sich überbietend in Ausgelassenheit feiert die Kaiserin ihr Winzerfest. Die Kelternbäume knarren, die Kufen strömen von Most. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Messalina selber, die langen schwarzen Haare fliegend, schwingt, die schönste und keckste der Mänaden, den Thyrsusstab. Ihr zur Seite Silius, den Epheukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen einherwankend gleich einem Berauschten unter dem jauchzenden Getöne der bakchischen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Festgäste, Vettius, auf einen hohen Baum und auf die Frage: „Was siehst du da oben?“ ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Ostia herzieht.“

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwischtes Scherzwort, welches durch die Ereignisse nachmals zu einer Weissagung gestempelt wurde? Wahrscheinlicher doch wohl die erste, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher sich unterdessen wirklich in Ostia zusammengezogen hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerschlag. So aber wirkte es, die lüderliche Festsippschaft nach allen Seiten hin zerstäubend. Von allen den Messalinariern, den Silius inbegriffen, welche so dreist eine Thronrevolution geplant hatten, versuchte kein einziger, das hereinbrechende Geschick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: so schmachvoll war dieses Römerthum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die messalinischen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verschont, aus Rücksicht auf seinen Oheim, und der schandbare Cäsonius, „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria."

Die Kaiserin hatte sich vom gestörten Winzerfest

hinweg nach ihrer Villa im lukullischen Parke begeben und von da machte sie sich, nachdem sie die Fürbitte der ältesten Vestalin beim Kaiser nachgesucht und zugesagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Ostia auf, um den Idioten von Gemahl zu beschmeicheln. Aber schon ging von der, vor wenigen Stunden noch Allmächtigen, der scheuchende Pestgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrscheinlich Sklaven, gefolgt, schleppte sie sich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Thore angelangt, froh sein, einen elenden Karren, zum Wegschaffen des Unraths aus den Gärten bestimmt, besteigen zu können, um dem von Ostia heimkehrenden Kaiser entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Theilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebenswandels alle früheren Rücksichten überwog.“ Zu Deutsch: der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles Schandbarste gerne nachgesehen und verziehen; der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man Nichts. Es ist wunderbar, wie in solchen Fällen

die Menschen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiser-Simpel auf dem Wege zwischen Rom und Ostia zu sprechen, so würde sie ihn ohne Zweifel zu sich herüber und ihre sämmtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narcissus wußte das wohl und hielt daher den Claudius festgepackt, indem er die Rückreise nach der Hauptstadt auf demselben Tragsessel mit ihm machte. Als nun Messalina herankam und schon von ferne dem Cäsar zurief, er solle, müsse und werde die Mutter des Britannikus und der Oktavia hören, da überschrie sie der Kammerherr, nannte sie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaisers eine schriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Claudius, der keiner Pergamentrolle widerstehen konnte, vertiefte sich eifrigst in diese Lektüre. Narcissus beeilte den Weiterzug und so ging diese Begegnung erfolglos für Messalina vorüber. Auch ein Versuch, den Kaiser nach seiner Ankunft im Pa-

latium zu Rom durch den Anblick seiner zwei Kinder zu Gunsten der Mutter zu rühren, sowie die von der Vestalin Vibidia angebrachte Fürbitte — eine für eine Messalina fürbittende Vestalin gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden — wurde durch den argusäugigen Narcissus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte sie noch und durfte, in den Park Lukulls zurückgekehrt, in der That hoffen, über die Schwäche des Kaisers zu triumphiren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgesuche an ihn gelangen zu lassen, in welchen sie alle Töne anschlug, welche, wie sie wußte, bei dem Kretin verfangen konnten. Und sie verfingen wirklich. Denn eines Tages sagte der Kaiser, nachdem er reichlich gespeis't und noch reichlicher getrunken hatte, man solle hingehen und der Unglücklichen („miserae") ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Vertheidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narcissus stürzte hinaus, den Offizieren der Palastwache ankündigend, es sei des Kaisers Wille, daß Messalina's Hinrichtung sofort vollzogen und durch den Freigelassenen Evodus vollstreckt werde. Dieser eilte in Begleitung eines Tri-

buns spornstreichs nach dem Parke, wo er die Kaiserin „ausgestreckt am Boden liegend fand und neben ihr sitzend ihre Mutter Lepida, welche, mit ihrer Tochter zerworfen, so lange diese glücklich gewesen, jetzt in ihrer Noth voll Mitleid zu ihr sich neigte und ihr den Rath gab, einen anständigen (d. h. freiwilligen) Tod zu suchen, da ihr Leben doch einmal verwirkt sei." Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler Wille und sie mühte sich in fruchtlosen Klagen ab, bis der Tribun schweigend und der Freigelassene mit gemeinen Schimpfworten vor ihr stand. Da endlich erkennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm sie den Dolch und während sie die Spitze zaghaft an Hals und Brust versuchte, wurde sie vom Tribun durchbohrt. Dem Kaiser meldete man über Tafel, Messalina sei ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach dem Wie? sondern rief nach Wein und aß mit gewohntem Appetit [30].

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucretius, V, 1223.

2) Tu regere imperio populos, Romane, memento! Aen. VI, 852.

3) Alme Sol, possis nihil urbe Roma
Visere majus! Carm. Secul. II.

4) Aestus erat mediamque dies exegerat horam. etc. Amor. I, 5.

5) Felix, quem Veneris certamina mutua perdunt!
Dî faciant, leti causa sit ista mei!
Induat adversis contraria pectora telis
Miles et aeternum sanguine nomen emat.
At mihi contingat Veneris languescere motu;
Cum moriar, medium solvar et inter opus!
Amor. II, 10, 29 seq.

6) Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Tacit. Annal. XV, 44.

7) „In manum mancipiumque mariti convenire."

8) Matrimonium justum sine conventio in manum.

9) Sallust. Catil. 13, 15. Hor. carm. III, 6, 21, seq.

10) Propert. III, 13, 23.

11) Ludite formosae, casta est quam nemo rogavit:
Aut si rusticitas non vetat, ipsa rogat.
Amor. I, 8, 43.
Rusticus et nimium quam laedit adultera conjux,
Et notos mores non satis urbis habet.
Amor. III, 4, 37.

12) Sueton. Caligula, 50.

13) Cass. Dio, Hist. rom. LIX, 29. Sueton, Cal. 58, 59.

14) Josephus, Antiquit. Jud. XIX, 2, 3. Sueton, Claudius, 10.

15) Mater Antonia portentum eum hominis dictitabat, nec absolutum a natura, sed tantum inchoatum, ac si quem secordiae argueret, stultiorem aiebat filio suo Claudio. Sueton, Claudius 3.

16) Ibid. 4: — „Sin autem *ἐλαττῶσθαι* sentimus eum *καὶ βεβλάφθαι καὶ εἰς τὴν τοῦ σώματος καὶ εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀρτιότητα*“ ... In einer andern in demselben Kapitel mitgetheilten Epistel nennt der Kaiser den Prinzen einen „misellus“.

17) Ibid. 21, 30. Dio, LX, 2: — „*Τὸ δὲ δὴ σῶμα νοσώδης, ὥστε καὶ τῇ κεφαλῇ καὶ ταῖς χερσὶν ὑποτρέμειν; καὶ διὰ τοῦτο καὶ τῷ φωνήματι ἐσφάλλετο.*“

18) Sueton, Claud. 15, 16, 41, 42.

19) Ibid. 33. „Libidinis in foeminas profusissimae.“ Es ist sehr charakteristisch für die damaligen Sitten, d. h. Unsitten, daß Sueton trocken hinzufügt: „Marium omnino expers.“

20) Dio, l. c.

21) Seneca, ad Lucil. X, 14. Sueton, Claud. 29.

22) Tacitus, Annal. XI, 12.

23) Dio, l. c. 14, 27, 28. Tacitus, l. c. 26.

24) Seneca, De ira, II, 8. Dio, l. c. 15, 16. Plinius jun., Epist. III, 16. Martialis, Epigr. I, 14.

25) Dio, l. c. 18, 31. Plinius, Hist. nat. X, 63: — „Messalina, Claudii Caesaris conjux, regalem existimans palmam, elegit in id certamen nobilissimam (sic!) e prostitutis ancillam mercenariae stirpis, eamque nocte ac die superavit quinto ac vicesimo concubitu."

26) Tacitus, l. c. 26: — „Jam Messalina, facilitate adulterorum in fastidium versa, ad incognitas libidines profluebat."

27) . . . . Claudius audi
Quae tulerit. Dormire virum quum senserat uxor,
Ausa Palatino tegetem praeferre cubili,
Sumere nocturnos meretrix Augusta cucullos,
Linquebat comite ancilla non amplius una,
Sed nigrum flavo crinem abscondente galero,
Intravit calidum veteri centone lupanar,
Et cellam vacuam atque suam: tunc nuda papillis
Constitit auratis, titulum mentita Lyciscae,
Ostenditque tuum, generose Britannice, ventrem.
Excepit blanda intrantes atque aera poposcit
Et resupina jacens multorum absorbuit ictus.
Mox, lenone suas jam demittente puellas,
Tristis abît; et, quod potuit, tamen ultima cellam
Clausit, adjuc ardens rigidae tentigine vulvae,
Et lassata viris necdum satiata recessit:

Obscurisque genis turpis fumoque lucernae
Foeda lupanaris tulit ad pulvinar odorem.
Juvenal, VI, 115 seq.

28) Novus et furori proximus amor. Tacit. l. c. 12.

29) Sueton, Claud. 26, 29. Tacitus, l. c. 12, 26, 27.

30) Tacitus, l. c. 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38. Dio, l. c. 31.

Das

Theater im Mittelalter.

1.

So man heutzutage Theater und Kirche in einem Athem nennt, schlägt die gläubige Einfalt ein Kreuz und die rechnende Heuchelei die Hände über dem Krummmacher-Scheitel zusammen. Und doch ist das Drama ein so legitimes Kind der Religion, als nur je eine Mutter eines geboren hat. Freilich wollen Sankt Bonzius und Sankta Tartuffia von dieser Thatsache Nichts mehr hören oder wissen und zwar mit gutem Grund. Denn es kann ja überhaupt nicht den Interessen des sehr hochwürdigen Herrn und der sehr ehrwürdigen Dame dienlich sein, wenn das „erstgeborene Kind Lucifers", im höllischen Pfuhl getauft „Historische Kritik", mit „pietätlos-verwegener" Hand die Ursprünge und Anfänge dessen nachweis't, was für heilig oder

unheilig gilt unter Menschen. Das süße Denknichts und die wohlige Unwissenheit erleiden durch solche Pietätlosigkeiten der rastlosen Lichtbringerin gar unsanfte Stöße und unbequeme Störungen . . .

Die dramatische Dichtung und theatralische Kunst des griechisch-römischen Alterthums waren, wie Wissenden wohlbekannt, aus dem Gottesdienst hervorgegangen, und zwar sowohl nach der tragischen als nach der komischen Seite ihrer Entwickelung hin. Die antiken Theater, wenigstens die hellenischen, waren Kultstätten, die Aufführungen Kulthandlungen, und wer die Tragödien eines Aeschylos und Sophokles kennt, wird das nicht befremdend finden. Mit ihrem Sinken freilich verlor die antike Bühne mehr und mehr ihren gottesdienstlichen Charakter, bis sie dann zur römischen Kaiserzeit nur noch die Widerspiegelung einer allgemeinen und grauenhaften Sittenverderbniß war. Wollust und Grausamkeit, diese zwei vortretenden unter den die Gesellschaft von damals bestimmenden Motiven, spektakelten, wie in der Welt selbst, so auch auf den Brettern, welche „die Welt bedeuten". War es doch im

1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit der antiken Tragik soweit gekommen, daß in einem Trauerspiel, „Herkules auf dem Oeta“, die Titelrolle von einem zum Tode verurtheilten Verbrecher gespielt werden mußte, welcher schließlich, zur Erhöhung der theatralischen Illusion, auf der Bühne lebendig verbrannt wurde. In einem Trauerspiel desselben Schlages, „Dädalus“, bestand die tragische Pointe darin, daß der Träger der Titelrolle im kretischen Labyrinth dem Minotaurus, dessen Rolle einem Bären überbunden worden, zum Zerreißen preisgegeben ward. In lasciver Richtung gipfelte die Entartung der antiken Bühne erst im 4., 5. und 6. Jahrhundert der christlichen Aera, namentlich in den östlichen Provinzen des römischen Reiches. Zur Zeit Konstantins machte ein Ballet Furore, dessen Zugkraft darin bestand, daß die Tänzerinnen, im Kostüm von Mutter Eva, vor dem Zwiegespräche mit der Schlange, eine Badszene aufführten, und zur Zeit Justinians hatte dieses Kaisers nachmalige sehr „orthodoxe“ und „fromme“ Gemahlin Theodora ihre Laufbahn damit begonnen, daß sie bloß

mit einem schmalen Gürtel bekleidet auf der Bühne erschien, um darzustellen, was nur die Schamlosigkeit eines Prokopius zu beschreiben vermochte.

Sehr begreiflich daher, daß die christlichen Kirchenväter von Tertullian an alle Donner ihres Eifers und ihrer Beredtsamkeit gegen das Schauspielwesen losließen. Mit Fug und Recht konnte Chrysostomus die Theater von damals „Wohnungen Satans, Schauplätze der Zuchtlosigkeit, Schulen der Ueppigkeit, Hörsäle der Pest und Gymnasien der Ausschweifung“ schelten. In dem Recept der großen Fastenkur, welche das Christenthum der verkommenen antiken Gesellschaft verordnete, bildete das auf die Schauspiele, Schauspieler und Schauspielerinnen geschleuderte Anathema eine stehende Rubrik. Bischöfe, Synoden und Koncilien bemühten sich unablässig, die Gläubigen zu vermögen, daß sie der „unheiligen Augenlust“ möglichst sich enthielten oder ganz entwöhnten.

Wenn jedoch der Geist stark war, so war das Fleisch noch stärker. Die Christen liefen mit nicht geringerer Gier als die Heiden in die Theater und

die christliche Klerisei mußte zuletzt achselzuckend zur Anerkennung der großen Wahrheit sich herbeilassen, daß der Mensch eben kein theologisches Abstraktum, sondern ein sehr konkretes Wesen, welches schlechterdings essen, trinken, heiraten und verschiedenartlich unterhalten und belustigt sein wolle. Und ferner, daß man das Volk nur mittelst des Hebelwerkes realer Anschauungen einigermaßen annähernd zur idealen Region emporheben könne; daß die denkträge Menge, d. h. der ungebildete und der gebildete Pöbel, zur Aneignung religiöser Begriffe der Vermittelung durch mythologische Vorstellungen bedarf; sowie endlich, daß der große Haufe Moralpredigten am liebsten in einer Form vernimmt, welche dem Utile das Dulce beimischt. Mit andern Worten, die christliche Geistlichkeit gelangte frühzeitig zu der Einsicht, daß, wenn die Heiden, welche an den künstlerisch gestalteten, die Sinne angenehm berührenden und aufregenden Gottesdienst ihrer Religion gewöhnt waren, für den neuen Glauben gewonnen werden sollten, dieselben im Christenthum, im Kult der christlichen Kirche Alles wiederfinden müßten, was

sie im Heidenthum verlassen sollten. Demzufolge handelte es sich darum, die unheilige Augenlust im heidnischen Sinn in eine heilige im christlichen umzuwandeln und innerhalb der christlichen Gotteshäuser selbst der Schaulust Befriedigung zu gewähren.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß der gesammte Kult, das ganze Ceremoniell der christlichen Kirche auf dieses Motiv zurückzuführen sei. Ist es doch allbekannt, daß auf die Gestaltung des christlichen Gottesdienstes auch noch anderweitige Anregungen eingewirkt haben. Immerhin jedoch ist hier der Punkt, von welchem Entstehung und Wachsthum des modernen Theaters ausgegangen — modern als Gegensatz zu antik gefaßt. Ja, so recht im Schooße der Kirche ist das moderne Theater entsprungen und sein ursprünglicher Charakter ist durchaus ein religiöser gewesen.

Die kirchliche Politik — eine pfiffigere und zähere hat es nie gegeben — suchte im Vorschritt der Zeit sämmtliche bildende und redende Künste sich dienstbar und nutzbar zu machen und sie hat auch

das christliche Drama und die christliche Schaubühne geschaffen. Der Keim dazu war gegeben in der Feier des Abendmahls, in den hiebei stattfindenden Wechselreden des Priesters, des Diakonus und der Gemeinde. Hieraus gestaltete die Kirche ein liturgisches Drama, die Messe, eine dramatische Gedächtnißfeier des Opfertodes Christi. Sehr richtig und treffend hat ein strengkatholischer Autor bemerkt: „Mittelst und in der Messe hat die Kirche aus dem Gottesdienst ein Kunstwerk gemacht.“ Und wie die Abendmahlsfeier, nahmen auch andere Kulthandlungen mehr oder weniger mimischen und theatralischen Charakter an. So die Festprozessionen und Leichenpompe, das Psalliren an den Gräbern der Märtyrer und Dergleichen mehr.

2.

Auf diesem spezifisch christlich-kirchlichen Boden blieb jedoch die Entwickelung des kirchlichen Drama's und Theaters nicht stehen. Zur Förderung derselben trugen nämlich auch von anderen Seiten her-

kommende Einflüsse bei. Zuvörderst, in freilich nur geringem Maße, die Reminiscenz der antiken Dramatik oder, genauer gesprochen, der griechischen Tragödie. Im 4. Jahrhundert wurden zum Gebrauche in Schulen von christlichen Gelehrten fromme Schauspiele zusammengeschrieben, welche nicht nur den altgriechischen nachgebildet, sondern auch zu einem guten Theil aus Versen der griechischen Tragiker, insbesondere des Euripides, zusammengesetzt waren. Die deutlichste Anschauung von dieser traurigen Tragik gibt der mit Recht oder Unrecht dem Gregor von Nazianz zugeschriebene „Leidende Christus“ (*Χριστὸς πάσχων*), in welchem Flickstück die Mutter Jesu beim Empfang der Nachricht, daß ihr Sohn vom Judas Iskariot verrathen worden, in euripideischen Versen der Mutter Erde und dem Sonnengott Helios ihr Leid zu klagen sich bemüssigt sieht *).

---

*) *Ὦ Γαῖα μῆτερ, Ἡλίου τ' ἀναπτυχαί,*
Οἵων λόγων ἄῤῥητον εἰσήκουσ' ὄπα.
(O, Mutter Erd', ihr Sphären all' des Helios,
Was für unseliger Kunde Laut vernahm mein Ohr!)

Gewiß haben derartige geistverlassene Schulfuchsereien auf die Fortbildung des modernen Theaters nur höchst unbedeutend eingewirkt. Ein größerer Einfluß dagegen ist den mimischen Spielen der Römer zuzuschreiben, welche in der Form von vulgären, meist ganz schauderhaft zotigen Mummereien und Possen sich ins Mittelalter hinüberschwindelten, getragen von dem unausrottbaren Geschlechte der Mimen und Jokulatoren, welche in den provençalischen Jongleurs, den spanischen Joglars und den normannisch-englischen Minstrels fortlebten. Denn es untersteht keinem Zweifel, daß die christliche Geistlichkeit in eben dem Maße, in welchem das geistliche Schauspiel reicher und vielgestaltiger sich entwickelte, mehr und mehr genöthigt war, mit

---

Die arme „Θεοτόκος" wird überhaupt in dem Stücke häufig unfreiwillig zur komischen Person. Der Verfasser hat auch die Respektswidrigkeit begangen, der fürchterlich Redseligen gelegentlich durch den „Chor" sagen zu lassen (V. 438):

Τί τούσδε κινεῖς κἀναμοχλεύεις λόγους;
Ὄλωλέ σοι παῖς, καὶ κινεῖς πολλοὺς λόγους.
(Wie magst also bombastisiren du allfort?
Dir stirbt der Sohn, du aber schwatzest immerzu.)

dem leichten Völklein der „Fahrenden" sich zu verbinden und die Mitwirkung dieser „Leute vom Fach" bei Aufführung der christlichen Dramen in Anspruch zu nehmen. Diesem Umstand ist wohl hauptsächlich schuldzugeben, daß mit der Zeit in die heiligen Spiele Profanirungen der frechsten Art eingegangen sind.

Den Vorschritt vom liturgisch-dramatischen Gottesdienste zum entwickelteren gottesdienstlichen Drama finden wir in den weit ins christliche Alterthum zurückreichenden Bemühungen der Geistlichen, den Inhalt der weihnächtlichen und österlichen Mythen dramatisch-theatralisch in den Kirchen zu gestalten. Man hat Grund, anzunehmen, daß derartige Bestrebungen schon im 5. und 4. Jahrhundert vorkamen und vorzüglich dem Eifer der orthodoxen Partei zu verdanken waren, welcher sie antrieb, mittelst größerer Vielgestaltigkeit und Pracht des Kultus der arianischen Partei den Rang abzulaufen. Frühzeitig müssen derartige kirchlich-theatralische Versuche auch schon diesseits der Alpen angestellt worden sein; denn eine alte Handschrift der St. Galler Stiftsbibliothek unterrichtet uns, daß und wie in ältester Zeit in der

Klosterkirche von St. Gallen die Auferstehungsfeier in Szene gesetzt worden ist. Am Charfreitag nämlich legte man dort ein großes, mit Leinwand umwickeltes Bild des Gekreuzigten in das Grab, besprengte es mit Weihwasser und räucherte es an. In der Osternacht sodann suchten drei als Frauen verkleidete Mönche den Leichnam des Heilands in dem Grabe und sangen die bezüglichen Stellen der Schrift ab. Diesen gaben zwei andere als Engel maskirte Geistliche aus dem Grabe hervor Antwort und drei weitere Priester recitirten in der Rolle von Fremdlingen die übrige Erzählung von der Auferstehung Christi, wie sie in den Evangelien steht. Inzwischen erschien ein neunter Mönch auf dem Hochaltar, mit einem rothen Meßgewand angethan und eine Fahne schwingend. Er stellte den auferstandenen Heiland vor und gab sich singend der Maria zu erkennen. Zum Beschlusse fiel das versammelte Volk als Chorus in diese geistliche Osteroper ein, indem es jubelnd anstimmte: „Christ ist erstanden!"

Aus solchen innerhalb der Kirchen selbst zur Darstellung gebrachten Dramatisirungen der weih-

nächtlichen und österlichen Evangelienkapitel entwickelte sich das kirchliche Schauspiel des Mittelalters und gestalteten sich die sogenannten „Mysterien“ oder „Mirakel-Spiele“, Benennungen, die sich handgreiflich daraus erklären, daß sie die Geheimnisse des christlichen Dogma's und die Wunder der jüdisch-christlichen Mythologie im weitesten Umfange zu Gegenständen hatten. In Frankreich hießen diese Dramen „Geheimnisse“ (Mystères), in Italien „Evangelien“, „Beispiele“ oder „geistliche Komödien“ (Vangelii, Esempii, Comedie spirituali), in Spanien „Handlungen“ (Autos), in England „Wunderspiele“ (Miracle-Plays, vom lateinischen miraculum und vom angelsächsischen plegian, spielen), in Deutschland endlich „Weihnachtsspiele“ und „Osterspiele“ oder „Passionsspiele.“ Was diese Schauspiele für eine unwiderstehliche, auf Kleriker und Laien gleichmäßig geübte Zugkraft besaßen, bezeugt der Umstand, daß bis ins 13. und 14. Jahrhundert hinein die Bemühungen von Päpsten und Bischöfen andauerten, das Innere der Gotteshäuser wenigstens vor den skandalösesten Ausschreitungen

dieses kirchlichen Komödienwesens zu bewahren. Dies wurde insofern erreicht, als im Laufe der Zeit die Kirchen nicht mehr Raum genug boten, den theatralischen Apparat und die Zuschauermassen zu fassen, so daß man sich gezwungen sah, die Mysterienbühnen auf den Kirchhöfen und weiterhin auf den öffentlichen Plätzen der Städte aufzuschlagen.

3.

Die theatralischen Zurüstungen und die szenische Technik sind anfänglich gewiß höchst einfach, roh und dürftig gewesen. Aber schritthaltend mit der literarischen Ausbildung der Mirakelspiele oder vielmehr dieselbe überholend kam auch die Einrichtung und Ausschmückung der Bühne, das Kostüm der Schauspieler, die Maschinerie, die Beihülfe von Musik, Gesang und Tanz, kurz, das Zusammenwirken von Alledem, was wir unter theatralischen Künsten verstehen, zu reicher Entfaltung und An-

wendung. Auf dem Höhepunkt ihrer Glanzzeit sodann, also im 15. Jahrhundert, stellte sich die Mysterienbühne überall, wo dieses Theaterwesen mit Eifer gepflegt ward, als eine sehr weitschichtige Anstalt dar. Denn für ihre großen Haupt- und Staatsaktionen bedurfte sie einer sehr geräumigen Szenerie, bedurfte sie, da sie Himmel, Erde und Hölle zugleich in den Kreis ihrer Handlung zog, eines dreistöckigen Aufbau's der Bühne. Noch mehr, es kam sogar vor — wie z. B. noch um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Luzern — daß das Szenarium eines recht pompösen Osterspiels über mehrere Plätze und Gassen einer Stadt sich hindehnte.

Bei Vorführung von solchen heiligen Haupt- und Staatsaktionen agirten oft mehrere hundert Personen zugleich auf der Bühne und schon hieraus läßt sich entnehmen, daß die Betreibung dieser Art von frommer Schauspielkunst aus den Händen der Priester in die der Laien übergegangen sein mußte. In Wahrheit finden wir denn auch, daß vom 13. Jahrhundert an dieses ganze Komödienwesen zwar

noch unter der obersten Aufsicht und Leitung der Kirche stand, aber von den Kathedralen, Bischofspfalzen und Prälaturen in die mächtig aufstrebenden Städte übersiedelte und hier von den Klerikern an die Laien kam. Hierdurch gestaltete sich die Schauspielerei, wie im Mittelalter so vieles Andere, um nicht zu sagen Alles, korporativ, indem Genossenschaften von Gelehrten und Studenten zur Betreibung des heiligen Komödienspiels sich zusammenthaten oder auch unter der Leitung kundiger Männer Handwerkerzünfte sich damit befaßten. Nicht selten war übrigens die Anordnung und Aufführung der Mysterienspiele eine Angelegenheit der Gemeinde, deren Besorgung den Städtemagistraten von Amtswegen oblag. Aus einem Zubehör des Gottesdienstes ist demnach auf diesem Entwickelungswege das geistliche Schauspiel nach und nach ein geschäftliches Unternehmen oder ein politisches Institut geworden. Allein seines sakralen, seines gottesdienstlichen Grundcharakters ging es deshalb keineswegs verlustig, wie weiterhin an einem Beispiele gezeigt werden soll.

Die Erscheinung der Mirakelspiele in Italien, Frankreich, Spanien, England und Deutschland reicht weit ins Mittelalter zurück. Wird uns doch schon von einem der Hofräthe Karls des Großen, von dem Abt Angilbert erzählt, daß er zwei derartige kirchliche Schauspiele gedichtet habe, und zwar in friesischer Sprache, was um so merkwürdiger wäre, als die ältesten Mysterien sammt und sonders in der Sprache der Kirche, also lateinisch verfaßt wurden. Die münchener Bibliothek bewahrt z. B. zwei lateinische und zwar versifizirte Mysterienspiele aus dem 9. und 10. Jahrhundert. Schon im 12. und entschiedener noch im 13. traten an die Stelle des kirchlichen Lateins die verschiedenen Landessprachen; am frühesten, wie es scheint, in Frankreich. Die Aufführungen fanden statt zur Weihnacht, zu Ostern, Pfingsten und, seit dem 13. Jahrhundert, am Fronleichnamstage.

Den Inhalt der Stücke bildeten die Legenden des alten und neuen Testaments, sammt dem unendlichen Vorrath von Stoffen, welchen die mirakulösen Lebensbeschreibungen der Heiligen darboten.

Lieblingsgegenstände jedoch waren und blieben die Erzählungen von der Geburt und Kindheit Jesu, sowie von seinem Leiden, Sterben, Wiederauferstehen und Himmelfahren. Sehr oft wurde auch der Versuch gemacht, den ganzen Mythenkreis von der Erschaffung der Welt an bis zum Weltende in den Rahmen eines und desselben Mirakelspiels zu spannen. Da entstanden dann wahre Ungeheuer von Schauspielen, deren Aufführung nicht nur Tage, sondern Wochen in Anspruch nahm. Ein vor König Karl dem Sechsten von Frankreich im Jahre 1380 dargestelltes Mysterium hatte nicht weniger als 23 Akte. Zu Skinnerswell in England wurde im Jahre 1409 ein Miracle-Plays von der Weltschöpfung und dem Weltgericht tragirt, welches volle acht Tage spielte. Den Zuschauern, welche die ganze Darstellung aushalten würden, war ein tausendjähriger Sündenablaß förmlich garantirt, woraus zu ersehen, daß der Genuß von so einer heiligen Komödie noch immer als ein gottesdienstlicher Akt angesehen gewesen ist. Im 15. und 16. Jahrhundert erst gipfelten die fromme Schaulust und

andächtige Geduld. Denn wir wissen aus dieser Zeit von Mysterienaktionen zu Valenciennes und Bourges, deren eine 25, deren andere sogar 40 Tage währte. Selbstverständlich bemaß sich die Ausdehnung des den Zuschauern gewährleisteten Ablasses nach der Beharrlichkeit derselben.

Vom Ende des 14. Jahrhunderts an macht sich eine beträchtliche Bereicherung des geistlichen Schauspiels bemerkbar, bewerkstelligt durch die Einführung allegorischer Personen. In Folge dessen hat sich aus den Mysterien eine Abart derselben herausgezweigt, die sogenannten „Moralitäten", mit Fug so geheißen, weil es dramatisirte Moralpredigten waren, vorgetragen von Personifikationen aller möglichen Tugenden und Laster. In Frankreich erfunden, hat diese Gattung mittelalterlicher Schauspiele auch in Spanien und England großen Anklang gefunden.

4.

Die französische, englische und deutsche Literatur besitzt reichhaltige gedruckte Sammlungen von My-

sterien-, Mirakel-, Weihnachts- und Osterspielen und ebenso von Moralitäten. Weniger ist in Italien und Spanien für die Sammlung derartiger mittelalterlicher Reliquien geschehen. Man muß jedoch unumwunden sagen, daß diese Textbücher der kirchlichen Komödie weit mehr nur einen kultur- und kunstgeschichtlichen als ästhetischen und literarischen Werth besitzen. Es sind, mit ganz wenigen Ausnahmen, ungefüge und ungeschlachte, mitunter geradezu rührend ungeschickte Kompositionen, ihrer dramatischen Form ungeachtet weit mehr epischen als dramatischen Charakters, unendlich breit, fabelhaft langweilig. Ihre Lesung ist eine der schwersten Geduldproben, welchen ein Literarhistoriker unterworfen werden kann, und leider wird ihm seine Aufopferung nicht durch die Aussicht auf ein entsprechendes Maaß von Sündenablaß vergütet. Am genießbarsten sind noch die englischen Miracle-Plays, in welchen wenigstens da und dort ein Ton anklingt, welcher auf die nachmalige herrliche Blüthenentfaltung der dramatischen Poesie im Heimatlande Shakspeare's hindeutet.

Nicht zu umgehen ist die Erwähnung der That-

sache, daß in den französischen Mystères mitten in der heiligsten Umgebung nicht selten das profanste Gelächter aufwiehert. Beauchamps hat in seinen „Recherches sur les théâtres de France“ ein berüchtigtes Beispiel mitgetheilt. Gottvater schläft im obersten Stockwerk der Bühne auf seinem Himmelsthron, während im mittleren die Kreuzigung Christi vorgenommen wird. Ein Engel macht Meldung hievon und weckt den Schlafenden mit den Worten: „Ewiger Vater, Ihr thut unrecht und bedeckt Euch mit Schmach. Euer vielgeliebter Sohn ist todt und Ihr schlaft wie ein Betrunkener (Père éternel, vous avez tort et devriez avoir vergogne. Votre fils bien-aimé est mort et vous dormez comme un yvrogne).“ Gottvater: „Was, er ist todt?“ Engel: „Allerdings.“ Gottvater: „Hol' mich der Teufel, ich wußte Nichts davon (diable m'emporte, qui en savais rien)!“ Es ließe sich zu dieser Probe unschwer eine ziemlich lange Reihe ebenbürtiger Parallelstellen anführen, falls es nicht an dem mitgetheilten Beispiele mittelalterlicher Frömmigkeit schon genug wäre. Um übrigens zu be-

greifen, wie solche freche Travestieen auf der kirchlichen Bühne des Mittelalters möglich waren, muß man sich erinnern: 1) im Allgemeinen, daß die angeblich „gute, alte, fromme Zeit“ in Wahrheit und Wirklichkeit eine der verworfensten, zucht- und schamlosesten Zeiten gewesen ist, die es jemals gegeben; und 2) im Besonderen, daß ja auch das über alle Beschreibung wüste Skandal der mittelalterlichen „Narren- und Eselsfeste“ in den französischen Kirchen am lautesten getobt hat.

Ihre höchste dichterische Vollendung fand die mittelalterlich kirchliche Dramatik erst nach dem Mittelalter und zwar in einem Lande, welches in diesem stecken blieb und grauenhaft verkam, in Spanien nämlich durch Lope und Calderon. In den „Autos“ dieser Poeten glüht dasselbe Feuer, welches aus den Madonnenbildern Murillo's leuchtet; und nicht weniger dasselbe Feuer, welches die Scheiterhaufen der Inquisition entflammte. Natürlich haben sich, wie in Spanien, so auch in anderen katholischen Ländern die Mysterienspiele länger gehalten als in protestantischen. So hörten sie z. B. in der schwä-

bischen Reichsstadt Gmünd erst mit der Einverleibung derselben in das napoleonische Königreich Würtemberg auf und nicht ganz gleichgültig mag es sein, zu vernehmen, daß eine blasse Tradition existirt, der Knabe Schiller habe, während er mit seinen Eltern in Lorch lebte (1765—68), durch ein im nahegelegenen Gmünd gesehenes Osterspiel die ersten dramatischen Eindrücke und Anregungen empfangen. Daß noch heute zu Oberammergau in Baiern das österliche Passionsspiel auf völlig kunstgerecht aufgebauter und eingerichteter Mysterienbühne von Zeit zu Zeit feierlich tragirt wird, ist allbekannt.

Freilich, eine solche Mumisirung mittelalterlicher Bräuche kann nur noch die Bedeutung einer anachronistischen Absonderlichkeit haben. Denn je mehr sich das Mittelalter seinem Ende zuneigte, um so mehr gewann der realistisch-moderne Geist über den supranaturalistisch-romantischen das Uebergewicht oder, richtiger gesprochen, das Mächtigwerden des realistischen Geistes ist es gewesen, was die mittelalterliche Weltanschauung zu verdrängen anhob. Im Verlaufe des 15. Jahrhunderts sehen wir da-

her in Frankreich, in England und in Deutschland das geistliche Schauspiel vor den Anfängen des weltlichen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Das weltliche aber bildete sich, wie Jedermann weiß, zunächst nach der komischen Seite hin aus dem derben Volkshumor heraus, wie er in den Mummereien und Schwänken der Fastnachtszeit rumorte. Die Gassen der deutschen Städte widerhallten von derartiger sehr „realistischer“ Schwankpoesie, in welcher Zoten und Prügel als drastisch-dramatische Hauptmotive wirkten. Eine Art von literarischer Gestaltung erhielten diese Stegreifpossen zuerst in Nürnberg und zwar durch Hans Rosenblüt und Hans Folz (1450), bis dann achtzig Jahre später der treffliche Hans Sachs „Fastnachtsspiele“ dichtete, von welchen etliche neben ihrem sittengeschichtlichen Werth auch des literarischen nicht ermangeln (z. B. „Das Narrenschneiden“).

Eine sehr bedeutsame Erweiterung fand sodann das deutsche Fastnachtsspiel, als zur Reformationszeit die oppositionelle Polemik in die volksmäßige Komödie einging. Schon frühzeitig kündigte diese

Tendenz sich an. Denn bereits um 1480 entstand das dem Geistlichen Theodor Schernberg zugeschriebene Stück, welches die Legende von der angeblichen Päpstin Johanna dramatisirte unter dem Titel: „Das Spiel von Fraw Jutten, welche Bapst zu Rhom gewesen.“ Als reifste Frucht dieser reformatorisch-polemischen Volkskomödie können die beiden Fastnachtsspiele angesehen werden, welche der hochbegabte berner Staatsmann, Maler und Dichter Nikolaus Manuel schrieb und im Jahre 1522 in seiner Vaterstadt auf einer an der Kreuzgasse errichteten Bühne durch eine Truppe von Bürgersöhnen aufführen ließ. Besonders die eine dieser Komödien, in welcher, wie der Titel besagt, „die Wahrheit in schimpffs wyß vom Bapst und siner Priesterschaft gemeldt würt“, strotzt von charakteristischen Zügen und Niemand wird ohne Belehrung und Ergötzung die erbaulichen Konfessionen der „Pfaffenmagd“ Lucia Schnebeli mitanhören, welche in dem Stück eine Hauptrolle spielt.

Ninon de Lenclos.

Ninon de Lenclos.

1.

Die Zeit der Demokratie ist noch nicht gekommen und dem nüchternen Beobachter mag es mitunter scheinen, daß dieselbe niemals kommen werde. Denn nicht nur verlangt die Demokratie, wo sie mehr sein soll als ein Trugbild, einen intellektuellen und sittlichen Bildungsgrad der Massen, wie derselbe kaum jemals zu erreichen sein dürfte, sondern auch steht der Verwirklichung des demokratischen Gedankens — der thatsächlichen, nicht bloß papierenen Verwirklichung — die brutale Thatsache entgegen, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen, so, wie sie nun einmal sind, von Haus aus oder durch Gewöhnung oder in Folge gemeiner Berechnung knechtschaffen ist.

Die tausendfach mitleidswerthe, unter dem Joch der Nahrungssorgen keuchende, denkunfähige Menge, was

weiß sie von Freiheit und was will sie davon wissen, kennen und haben? Nichts oder, wenn es hoch kommt, ein abenteuerlich ausstaffirtes und spektakelndes Zerrbild, statt der Göttin eine Mumba Jumba, welche die Sklaven, so sie in einem Anfall von Verzweiflungsmuth ihre Ketten zerbrochen haben, aus dem Fuselfaß der Zügellosigkeit tränkt, um die Berauschten mit Leichtigkeit wiederum fesseln zu können. Aber die Masse der „Gebildeten“? Oh, diese wohlerzogenen Herren und Damen, sie verhalten sich zur Erscheinung der Freiheit wie der arme Faust zur Erscheinung des Erdgeistes. „Weh', ich ertrag' dich nicht!“ Und zu Boden geworfen durch ihre Majestät, vermag eine liebe liberale Mittelmäßigkeit den Angstblick nicht höher zu heben als bis zum Saume des Gewandes der Göttin, welcher allerdings häufig genug von Blut und Thränen trieft. Sie aber wendet sich verachtungsvoll von dem „furchtsam weggekrümmten Wurm“ der Bildungsphilisterei ab, wie der Erdgeist von seinem feigen Beschwörer, und dieser verfällt der Bestrickung durch Mephisto Konstitutionalismus, welcher verfassungsmäßigen Hokospokus

mit ihm treibt und mittelst allerhand parlamentarischer Gaukeleien seinem Schützling einbildet, zu glauben, der liberale Bildungsphilister schiebe (d. h. regiere), während er in Wahrheit geschoben oder unter Umständen auch gestoßen (d. h. regiert oder auch despotisirt) wird.

Im Ernste zu reden, das konstitutionelle System, dieser zweischlächtige Bastard, dessen Vater der Betrug und dessen Mutter die Heuchelei, ist zwar eine häßliche, aber, wie es scheint, nothwendige Sprosse der unendlichen Leiter von Täuschungen und Enttäuschungen, mittelst welcher die Menschheit mühselig schneckenschrittlich zur Erkenntniß und Vervollkommnung emporklimmt. Die Gesellschaft muß durch diese Entwickelungsphase, durch diese Wüste, wo Alles auf eine wechselseitige Berückung und Ueberlistung zwischen Krone und Kapital hinausläuft, hindurch, um zur Sehnsucht nach einem gesunderen und sittlicheren sozialen Prinzip zu gelangen. Diese Sehnsucht wird und kann jedoch zunächst nur in wenigen auserwählten, klaren und energischen Geistern Wurzeln schlagen und Keime treiben, womit angezeigt ist, daß der Konstitutionalismus keineswegs, wie

10*

die Gedankenlosigkeit wähnt, zur Demokratie, sondern vielmehr zur Aristokratie führt. Zur wahren und wirklichen Aristokratie, welche, weil ganz wesentlich eine Ritterschaft des Geistes und der Thatkraft, mit dem Aristokratismus eines englischen Oberhauses Nichts gemein hat, geschweige mit dem kläglichen Pfuschwerk östreichischer, preußischer, bairischer u. s. w. Pairskammern. Diese Aristokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgesetzt, daß die letztere überhaupt eine Menschenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorschritts der europäischen Gesellschaft wird kein Wissender bestreiten wollen. Denn wer seine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine rastlose und unaufhaltsame, sowie, daß die ein Zeitalter beseelenden Gedanken sich stets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wußten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigstes war

der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz" unternahm genialisch ein Riesenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar selber von Geburt ein Baron und von Stand ein Priester, zerbrach er kühn mit seiner unerbittlichen Eisenhand die Fesseln, womit Feudalität und Hierarchie die Menschen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des absoluten Königthums, sie konnte, so seltsam das heute klingen mag, sie mußte bei der damaligen Zeitlage als ein entschiedener Herausschritt aus der Finsterniß ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit gelten, und zwar deßhalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines neuaufkommenden sozialen Elements, des dritten Standes, der Bourgeoisie schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber, wie bekannt, für diese das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Nach dem Hingang des großen Staatsmannes, welcher, der erste, den sozialpolitischen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, versuchten zwar Junkerei und Pfafferei sein Werk wieder zu vernichten. Aber so tüchtig war es begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, stark genug waren, dasselbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine schlechtdurchgeführte Travestie des mittelalterlichen Feudalismus gewesen ist, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitsammen gerade die rechten Leute, um den Boden der französischen Societät für die Inthronisirung des absoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazarinischen Regentschaft und der ersten Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegensätzen aufzuweisen. Die verscheidende Feudalität und die aufwachsende Autokratie spielten in kontrastvollsten Farben. Auffallen muß vor Allem, daß ein gewisser religiöser Zug

durch die ganze Gesellschaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klassen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Morast einer allgemeinen Verderbniß hinabsanken. Was trieb, schob und stieß sich da Alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jesuiterei, dort die düster-fanatische Theorie des Jansenismus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und überall der Menschheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarscharf zugeschliffene Stoßdegen oppositioneller Ironie in der Hand Pascals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Bossuets im Sinne katholischer Orthodoxie alle ketzerischen Regungen und Bewegungen scheinbar siegreich niederorgelnd. Sehr nur scheinbar freilich. Denn überall kündigte sich bei näherem Zusehen in dem Frankreich des 17. schon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchsten Luftschichten der geistigen Atmosphäre war schon Etwas wie Voltaireismus, ja sogar ein Vorschmack von Jakobinismus. Denn seht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine

de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantasie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoisie und Galanterie ganz in dem Sinne der strikten Lehre vom unbedingten Despotismus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden; aber zur selbigen Zeit schreibt Fénélon seinen Telemaque, worin der treffliche Erzbischof von Cambray gegen die Ausschreitungen und Zuchtlosigkeiten der unumschränkten Gewalt mit einer Kühnheit sich erhebt, daß man mitunter schon den Verfasser des Contrat social reden zu hören glaubt. Und wie viel religiösen, politischen und sozialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philosophischen und theologischen Spekulation, wie an der Bewegung der schönen Literatur, war in der damaligen französischen Gesellschaft eine sehr lebhafte. Drüben in Portroyal suchten Einsiedler und Einsiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den schwarmgeistigen Gedanken der Möncherei des Urchristenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris ver-

sammelten sich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten" (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique" zu diskutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritisch zu befraubasen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten ist, daß es in seiner Tiefe von diesen „pretiösen" Damen und Herren schwerlich gefaßt worden. Corneille, in seinem Wesen noch ganz Romantiker, hat dem scheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der französischen Klassik aufgedrückt. Racine dagegen ist der Verherrlicher der modernen Absolutie und Despotie und doch auch schon ihr Züchtiger. Wenigstens sein Meisterwerk Athalie ist geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatische Strafpredigt. Indessen veranschaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem sehr deutlich den wesentlich aristokratisch-exklusiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obschon er ein Hofkomödiant war und zunächst nur zur Ergötzung der vornehmen Kreise schrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der wesentlich

bürgerlich-oppositionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civilisatorischen und sittigenden Einfluß, wie ihn z. B. die deutsche Klassik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert Wenig oder Nichts verspüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkostümirtes, lustiges Leben; aber der Geist der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit ist mächtig gewesen unter Männern und Frauen. Leben und leben lassen! war die allgemeine Losung und so ließ man nicht nur die Ausschweifung, den Cynismus und die widernatürliche Sünde leben, sondern gewissermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es ist sehr charakteristisch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Lasterbündels und Frevelknäuels, der Marquise de Brinvilliers, mit diesen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu, et ses cendres au vent; de sorte que nous

la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés.“ Man sieht, hier ist keine Spur von sittlicher Entrüstung, sondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich frostigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarsten französischen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarste, also über den Ausgang einer schamlosen Metze und grauenhaften Giftmörderin sich auslassen mochte, so wird man es weniger befremdend finden, daß die berühmte Courtisane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche sie, ein sittengeschichtlicher Typus, wirklich gemacht hat *).

---

*) Die Materialien zu meiner Skizze sind aus diesen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736 — 75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom. I, VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes, publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2.

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiselle de Lenclos genannt, ist am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daselbst am 17. Oktober 1705 gestorben. Sie hat demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigste Epochen der Geschichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazarinische Regentschaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Despoten. In der ersten dieser Epochen war sie

---

édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, publ. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville : Mémoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V, Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX. p. 646.

geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapferen, glänzenden, zum Theil namhaften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspasia oder Leontion von Schön- und Freigeistern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beste Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenselegang und sogar durch eine so äußerst vorsichtige Gleißnerin, wie die Maintenon gewesen ist, ausdrücklich als die trefflichste Lehrmeisterin der Geselligkeitskunst und des guten Geschmacks anerkannt. Selbst der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich sehr wenig geneigt war, von irgendeinem menschlichen Wesen, welches unter dem Rang eines Herzogs und Pair, Gutes zu sagen, hat mit Wärme, ja fast mit Bewunderung über Ninon sich ausgelassen, „Diese berufene Courtisane ist ein Beispiel, welche Triumphe das Laster feiern kann, wenn es mit Geist getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt ist. Denn man darf sagen, daß Ninon, abgesehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtschaffenheit gewesen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité).

Sie war uneigennützig, verschwiegen und zuverlässig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn sie hatte stets nur einen Liebhaber à la fois, und war sie seiner satt, so sagte sie es ihm offen und ehrlich."

So der gestrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein so zusammenfassendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquise de Sévigné besitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas sehr anders. Man muß aber auch gestehen, daß die gute Marquise alle Ursache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu sein. Madame war vierundzwanzigjährig, schön, geistvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübschen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch schon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame so zu sagen ein böser Genius wurde, der sie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte sie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geschah ein Unerhörtes;

denn „cette vieille célèbre“, wie Voltaire die Greisin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und so fing sie („captiva“), was in der Geschichte des Courtisanenthums sicherlich ganz einzig dasteht, drei Generationen von einer und derselben Familie. Das hieß jugendlich, frisch, reizend sein mit dreißig, mit fünfzig, mit siebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné besaß zu viel „Esprit“, als daß sie dies nicht hätte erkennen und anerkennen sollen. Sie hat denn auch in späterer Zeit von der „Gefährlichen“ mit einer gewissen Achtung gesprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieselbe stets rücksichtsvoll Mademoiselle de Lenclos genannt.

Das göthe'sche Wort von der tief einschneidenden und lange nachwirkenden Macht der in frühester Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine stammender Vater, ein Edelmann im Dienste des Duc d'Elbeuf, war ein so leichtfertiger Mensch als nur irgendein französischer Gentilhomme von damals. Den

einzigen Vorzug, welchen er besaß, eine ungemeine Fertigkeit im Lautenspiel, übertrug er frühzeitig auf sein einziges Kind. Aber er übertrug auf Aennchen auch die eigenen frivolen Anschauungen und laxen Grundsätze; er gewöhnte das frühreifende Mädchen an ein abenteuerliches Fassen und Führen des Daseins. Als er eines nicht sehr ehrenhaft ausgefochtenen Duells halber, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Frankreich fliehen mußte, Frau und Tochter in bescheidenen, aber anständigen Vermögensverhältnissen zurücklassend, hatte seine Erziehungsmethode schon so gewirkt, daß die Bemühungen von Ninons Mutter Abra, einer tugendhaften und frommen Frau, die Kleine auf bessere Wege zu bringen, fehlschlugen.

Ninons leibliche und geistige Entwicklung war eine frühzeitige. Als sie, mit ihrem Zeitgenossen Tallemant des Réaux zu sprechen, „une fille grandette“ geworden, hatte sie das weltlich-skeptische Evangelium, wie es in den Schriften von Montaigne und Charron zu finden, schon vollständig inne. Sie besaß überhaupt eine nicht gemeine literarische

Bildung oder hatte, wie man das im damaligen Paris ausdrückte, „beaucoup de lecture“. Schon war der Beweglichkeit und Schärfe ihres Geistes wegen ihr Gespräch gesucht; schon flogen Pfeile aus dem Köcher ihres kühnen und schlagfertigen Witzes durch die Salons. Meisterin auf der Laute, entzückte sie auch durch die unvergleichliche Grazie, womit sie den Modetanz jener Zeit, die Sarabande, zu tanzen verstand. Alle diese Vorzüge verschafften dem reizenden Backfisch Zutritt in die glänzendsten Gesellschaftskreise des Marais, damals, wie bekannt, das aristokratisch-modische Quartier der französischen Hauptstadt.

Ninon war keine jener sogenannten regelmäßigen Schönheiten, deren Name in der Regel Fadheit ist. Es herrscht sogar unter den gewichtigsten Zeugen keine Uebereinstimmung über die Frage, ob Mademoiselle überhaupt eine Schönheit gewesen. Ganz schroff stehen sich die Zeugnisse von Guyon de Sardière und von Tallemant gegenüber. Denn der Erstere sagt: „Ninon war schön und war es immer; ihre Schönheit war vollkommen —“ der Andere: „Viel

Schönheit besaß sie niemals, aber allzeit viel Reiz (beaucoup d'agréments)". Stellt man die überlieferten Nachrichten über Ninons Erscheinung unbefangen zusammen, so geben sie dieses Mosaikbild: — Hochgewachsen und schlank, war ihre Gestalt von vollkommen harmonischen Verhältnissen und waren ihre Formen von jener mäßigen Fülle, welche eine feste und dauernde Gesundheit verbürgt. Die Linien ihres Kopfes von tadellosem Oval, ihres Halses, ihres Nackens, ihrer Brust von blendender Weiße waren höchst anmuthig. Der Reichthum ihres kastanienbraunen Haares kontrastirte schön mit dem Tiefschwarz ihrer prächtig geschweiften Brauen, welche sich über großen, dunkeln Augen wölbten, deren stralenwerfendes Feuer durch lange Wimpern verschleiert und gemildert ward. Das Lächeln des rosigen Mundes mit den herrlichen Zähnen war von unbeschreiblicher Magie, welche nicht gemindert, sondern noch erhöht wurde durch einen Lacertenzug des Spottes, welcher sich allerliebst um die Mundwinkel schlängelte. Alle ihre Zeitgenossen haben an Ninon den seelenvollen Blick, das genialisch-be-

lebte Mienenspiel und jene bezaubernde Anmuth der Haltung, des Gebarens und der Rede gepriesen, welche im Grunde das Schönste und Beste an den Frauen ist, aber nicht eben im Besitze von gar vielen sich findet. Und auch eine andere frauliche Tugend besaß Mademoiselle in hohem Grade: — ihr Anzug war stets von eleganter Einfachheit und ausgesuchter Frische, dabei vollkommen decent.

Wunderlicher, aber für die Sitten jener Zeit sehr charakteristischer Widerspruch: — die Courtisane Ninon war als das Muster des Anstands, des guten Geschmacks und Tons in der besten Gesellschaft so unwidersprochen anerkannt, daß es der Maintenon zur Zeit, als sie schon im Begriffe war, die Frau des hochmüthigsten der Könige zu werden, keineswegs zum Tadel, sondern vielmehr zur Empfehlung gereichte, zur Zeit, als sie noch Frau Scarron gewesen, in so vertrauter Freundschaft mit Ninon gelebt zu haben, daß sie häufig in demselben Bette mit der Liebeskünstlerin geschlafen hatte. Diese sprach sich später mit gewohnter Kühnheit über die so hoch gestiegene Freundin also aus: „In ihrer

Jugend ist sie tugendhaft gewesen aus Einfältigkeit. Ich wollte sie davon heilen, allein sie war zu gottesfürchtig.“ Die bekanntlich mit ihrer Erhöhung stets zunehmende Bigoterie der Maintenon hinderte diese übrigens keineswegs, mit der Courtisane in Verkehr zu bleiben und dieselbe noch im Jahre 1679 brieflich aufzufordern: „A donner de bons conseils à mon frère.“

Man hatte überhaupt damals von feinem Takt und gutem Ton Vorstellungen, welche uns mitunter absonderlich genug vorkommen. Damen von vollendeter Bildung und untadeligster Lebensführung — es gab deren, namentlich in letzterer Beziehung, freilich nur sehr wenige — ließen Worte ausgehen, welche mehr drastisch oder witzig als verschämt oder prüde waren. Sehr viele Ausdrücke, von welchen die ehrbare und hochgebildete Sévigné ohne irgendein Bedenken in ihren Briefen Gebrauch machte, lassen sich jetzt gar nicht mehr nachschreiben. Aber das folgende Witzwort der genannten Dame läßt sich erzählen. Sie hatte sich durch das Andringen aufrichtiger Freunde um ihrer Kinder willen bewegen lassen,

ihrem lüderlichen Gemahl, dem Marquis Sévigné, die Verfügung über ihr beigebrachtes bedeutendes Vermögen gesetzlich zu entziehen. Kurz darauf ließ sie sich aber doch wieder herbei, für eine Anleihe von 50,000 Thalern, deren der Marquis bedurfte, die Bürgschaft zu übernehmen, und als einer ihrer Freunde tadelnd zu ihr sagte: „Madame, eine verständige Frau sollte niemals so große Summen auf den Kopf ihres Mannes setzen“ — gab die liebenswürdige Getadelte rasch zur Antwort: „Bah, falls ich nichts Anderes auf den Kopf meines Mannes setze, wer kann mir's übelnehmen?“

3.

Ihr bescheidenes, aber ausreichendes Erbtheil setzte Ninon in den Stand, anständig zu leben, und sicherte ihr die Unabhängigkeit, deren sie bedurfte, um die freie Liebeskünstlerin darzustellen. Trotz

ihrer persönlichen Uneigennützigkeit, welche unbestritten ist, stand sie jedoch nicht an, gelegentlich tief in die Börsen ihrer reichen Verehrer zu greifen, wenn es sich darum handelte, ihrem großmüthigen Hang zum Geben und Schenken genugzuthun, einem Hang, welcher sie zur Abgöttin der Bettler von Paris machte. Das Stadtgespräch theilte die Verehrer der Courtisane in drei Klassen ein: — in Zahler, Märtyrer und Begünstigte („payeurs", „martyrs" et „favoris"). Die Mitglieder der ersten Klasse brachten es keineswegs immer, sondern sogar nur selten dazu, Mitglieder der dritten zu werden. Die Märtyrer waren Tantalusse, welchen Ninon eine unverbrüchlich treue, dauernde und aufopfernde Freundschaft widmete, ohne aus der Freundin eine Geliebte, d. h. eine liebende Geliebte zu werden.

Wenn so ein armer Schmachtbruder danach trachtete, aus einem „Martyr" ein „Favori" zu werden, pflegte ihm Mademoiselle vertröstend zu sagen: „Attends mon caprice!" — aus welchem Trostwort wiederum recht deutlich zu ersehen, daß die

französische Sprache in Wahrheit eine „galante“ ist; denn sinngetreu verdeutscht wäre das Wort nur eine plumpe Zote. Den Ausdruck „Caprice“ gebrauchte Ninon auch gleichbedeutend mit Liebschaft oder mit Liebhaber. So sagte sie: „Ich bin jetzt an meiner achtzehnten, zwanzigsten, fünfundzwanzigsten Caprice.“ Uebrigens wußte sie Bewerber, welche ihr zuwider waren, gar hübsch abfahren zu lassen und ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Der lüderliche Urenkel des lüderlichen vierten Heinrichs, der Großprior von Vendome, welcher schlechte Verse und ungeheure Schulden machte, bewarb sich um Ninons Gunst und sandte ihr, nachdem er erkannt hatte, daß der „Liebe Müh' umsonst“, die beleidigenden Vierzeilen zu: —

„Indigne de mes feux, indigne de mes larmes,
Je renonce sans peine à tes faibles appas;
Mon amour te prêtait des charmes,
Ingrate, que tu n'avais pas“ —

worauf Mademoiselle dem unverschämten Erzschuldenmacher umgehend mit dieser Antwort diente: —

„Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vois renoncer à mes faibles appas;
Mais si l'amour prête des charmes,
Pourquoi n'en empruntais-tu pas?“

Kleinhändler mit sittengeschichtlichen Kuriositäten haben darüber gestritten, wer das ungestüme Feuer von Ninons Temperament zuerst angefacht habe. Die Einen behaupten, ein tapferer Kavalleriehauptmann, Sieur de Saint-Etienne, sei der Verführer der kaum Vierzehnjährigen gewesen, welcher er die Ehe versprochen habe; die Andern, der Graf Gaspard de Coligny, später Herzog von Chatillon, habe sie um ihre Unschuld betrogen. Einem Gerücht zufolge, welchem Segrais sowohl als Voltaire thatsächliche Bedeutung beilegten, wäre Demoiselle Anne de Lenclos von einem Manne höchsten Ranges verführt worden, vom Kardinal Richelieu, und zwar i. J. 1632, als sie, von väterlicher und mütterlicher Seite Waise geworden, gerade ihr sechszehntes Jahr vollendet hatte. Marion de Lorme, Ninons berüchtigte Vorgängerin in der Rolle der ersten Courtisane ihrer Zeit und ihres Landes, soll dabei die Kupplerin ge-

macht und ihrer Nachfolgerin von Seiten des Kardinals als Preis der ersten Gunstgewährung 50,000 Thaler angeboten haben. Schon dieser Umstand macht die Sache sehr zweifelhaft; denn die rothe Eminenz ging, wie mit den Geldern des Staats, so auch mit den eigenen sehr haushälterisch um und wußte ihren „Capricen" in weit wohlfeilerer Weise genugzuthun.

Gewiß ist, daß Ninon im Alter von sechszehn Jahren ihre selbstständige Stellung in der pariser Gesellschaft nahm und dafür sorgte, daß die Skandalchronisten und Skandalchronistinnen, welche über die lange Reihenfolge von Mademoiselle's „Zahlern", „Märtyrern" und „Favoriten" förmlich Buch führten, sattsame Arbeit bekamen. Dessenungeachtet hatte die exklusive Gesellschaft des Marais gegen die leichtfertige Schöne erst dann Etwas einzuwenden, als diese, verleitet durch ihre drei sich ablösenden Liebhaber Miossens, Charleval und D'Elbène, sich beigehen ließ, ihren lustigen Lebenswandel mit den Flittern einer epikuräisch-freigeistigen Philosophie zu verbrämen. Denn die „Gesellschaft" ist zwar all-

zeit geneigt, die Kühnheit des Lasters, nie aber, die Kühnheit des Denkens zu verzeihen. Und dies ist ganz in der Ordnung, weil es auch der ordinäre Mensch allenfalls dazu bringen kann, in dem Sumpf der Ausschweifung mit etwelchem Anstand herumzuplatschen, nicht jedoch dazu, auf den Schwingen des Gedankens in den Aether der Freiheit sich zu erheben.

Mesdames les „Precieuses“ im Marais fanden demzufolge, daß die schöne Lautenschlägerin und graziöse Sarabandetänzerin doch allzu emanzipirt sei, und gaben sich große Mühe, die „gottlose“ Konkurrentin, um welche sich die glänzendste Jugend und das reichste Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer huldigend drängten, loszuwerden, zunächst wenigstens aus dem aristokratisch-modischen Quartier. Darauf bezieht sich der von Scarron gedichtete „Adieu au Marais“, worin der boshafte Lahme Ninon also anredete: —

„Adieu, bien que ne soyez blonde,
Fille dont parle tout le monde,

Charmant esprit, belle Ninon.
La maitresse d'Agamemnon
N'eut jamais rien de comparable
A tout ce qui vous rend aimable,
Était sans voix, était sans luth,
Et mit pourtant les Grecs en rut:
Tant est vrai que fille trop belle
N'engendre jamais que querelle.

Die kecke Liebeskünstlerin machte sich aber Nichts aus den Ränken und Schwänken der Gezierten und Ungezierten und fuhr fort, den tugendhaften und lasterhaften Damen der großen Welt mannigfaltiges Aergerniß zu bereiten. Da erinnerten sich ihre Feindinnen, daß Ninon eine adelige „Demoiselle" und als solche, den Anschauungen der Zeit gemäß, der Sittenpolizei des Hofes unterstellt sei. Man erwirkte also bei der Königin-Regentin Anna d'Autriche, daß ein Befehl an Ninon erginge, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Sie las diese „Lettre de cachet" und sagte dann ernsthaft zu dem Gefreiten, welcher dieselbe gebracht hatte: „Mein Herr, maßen die Königin die Güte hat, mir die Wahl des Klosters anheimzustellen, so werde ich mich in das

der Kapuziner begeben." Der verblüffte Gefreite hinterbrachte diese Lencloserie der Königin und diese soll den Spaß so belustigend gefunden haben, daß sie Mademoiselle in Ruhe ließ. Einer andern und bessern Lesart zufolge hätte es der Dazwischenkunft so mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um sie vor dem Kloster zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als seine Karrosse auf dem Korso dem Wagen der Courtisane begegnete, halten ließ, ausstieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Klosterhandels war noch davon die Rede gewesen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern" (filles repenties) zu sperren. „Das wäre doch sehr ungerecht — spottete sie — maßen ich weder mehr Jungfer noch schon reuig bin."

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindseligkeiten zu reizen, übersiedelte

Mademoiselle aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte sie sogar an eine Uebersiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs speis'ten eines Tages während der Fasten bei ihr. Einer der Gäste warf einen Geflügelknochen zum Fenster hinaus und dieser knöcherne Beweis des Nichtfastens fiel unglücklicher Weise dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Nase. Seine beleidigte Hochwürden stieß sofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und seine Herren Confrates wußten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat so erschrecklich aufzustaffiren, daß bei Hofe abermals und zwar sehr ernstlich von der Einklosterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „schwindeln" ist bekanntlich zu allen Zeiten eifrigst konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenstroms und des Orinoko das wahre „El Dorado" entdeckt haben wollte und mit dieser Entdeckung

glücklich ein Auswanderungsfieber grassiren machte, welches sogar den lahmen Scarron ergriff, so sehr, daß der arme Teufel von Poet seine mühselig gemachten kleinen Ersparnisse auf Nimmerwiedersehen in den Schlund des Eldoradoschwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon sich einschiffen, allein zum Glück für Beide verzögerte sich ihre Einschiffung zufälliger Weise so lange, bis Nachrichten von dem unsäglichen Elend einliefen, welches eine erste Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwischen war es Mademoiselle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittelst Geldes das Hühnerknochenskandalum zu vertuschen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das lustige Paris zu verlassen, sondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In diese Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an dessen Stelle sehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Diesem schrieb sie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewigkeit ist (c'est l'infini pour moi)“. Unter den gleichzeitigen

„Märtyrern" der Liebeskünstlerin stößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth deßhalb auf, weil dieser würdige Priester das Original von Molière's Tartuffe gewesen sein soll. Als der Heuchler Mademoiselle seine Liebe erklärte und sie sich über ihn lustig machte, berief er sich darauf, daß ja auch verschiedene Heilige zärtlichen Gefühlen sehr zugänglich gewesen seien. Im Uebrigen war diese Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtisaneschaft. Sie wurde in Prosa und in Versen gefeiert. In Prosa, indem man ihre „Honnêteté" pries, „parce qu'elle n'avait jamais plusieurs amants à la fois." In Versen, von denen die folgenden zu den am wenigsten feurigen, aber mittheilbarsten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme voluptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

Socrate, et tout sage et tout bon,
N'a rien dit qui tes dits égale;
Auprès de toi le vieux barbon
N'entendait rien à la morale.«

Es war damals in Paris noch nicht Styl, die Prostitution mit dem Nimbus romantischen Brillantfeuers zu umgeben und Courtisanen als Fleurs de Marie oder unter ähnlichen seraphischen Namen so zu sagen heilig zu sprechen. Keinem der Poeten, welche die Ninon besungen haben, ist es eingefallen, sentimentalisch und pathetisch von ihr zu sprechen. Sie suchten im Gegentheil gar nicht zu verbergen, daß der Gegenstand ihrer Huldigungen eben doch eine Hetäre, zu deren Füßen man auch wohl einen derben Brocken Cynismus hinwerfen dürfe, ohne befürchten zu müssen, daß sie darüber stolpern würde. Dennoch hätten die Scarron, Saint-Evremond und Konsorten wenigstens einmal Gelegenheit gehabt, in pathetischem Tone von Mademoiselle zu singen und zu sagen.

Wunderlicher Weise nämlich wurde Ninons letzte Caprice, welche eine so zu sagen offizielle Einregistrirung gefunden, für sie zu einer Passion, ja

zu einer wirklichen Leidenschaft im deutschen Sinne. Sie hatte ihr dreißigstes Jahr schon um mehrere Jahre überschritten, als sich der Marquis de Villarceaux um ihre Gunst bewarb und zwar mit solchem Erfolg, daß aus der leicht- und heißblütigen Genußkünstlerin ein warm und wahrhaft liebendes Weib wurde. Als den Geliebten eine heftige Krankheit befiel, schnitt sie sich ihre wunderschönen Haare ab, zum Zeichen, daß sie nicht ausgehen und Niemand empfangen wollte, bevor er genesen. Sie hatte von Villarceaux einen Sohn und eine Tochter und man erzählt, daß der Sohn, als er zu mannbaren Jahren gekommen, heftig in seine Mutter, die er nicht als solche kannte, sich verliebt habe. Als sie ihm aber das Geheimniß seiner Geburt geoffenbart, habe er sich verzweiflungsvoll den Tod gegeben. Es läßt sich für dieses tragische Nachspiel zu Ninons Liebschaft mit Villarceaux kein fester Beweis beibringen und viel besser bezeugt ist ein komisches Zwischenspiel in diesem Drama. Der Präceptor der legitimen Söhne des Marquis nahm nämlich eines Tages in Gegenwart ihrer Mutter,

der Frau Marquise, ein Examen mit den Knaben vor. Er fragte die Jungen: „Quis fuit primus monarcha?“ Antwort: „Nimrod.“ Fr.: „Quem virum habuit Semiramis?“ Antw.: „Ninum“. „Was, Ninon?“ schrie die mit Recht eifersüchtige Marquise wüthend. „Pfui, was bringen Sie den Knaben für Unflätereien bei!“.....

Die Franzosen sprechen, wie bekannt, von dem 17. Jahrhundert nie anders als von dem „großen“ par excellence, wie sie auch noch nicht aufgehört haben, Ludwig den Vierzehnten, den abscheulichen Despoten, mit Emphase den „großen König“ zu nennen. Einer jener französischen Boudoir-Historiker, wie das zweite Empire sie hervorbrachte, Monsieur Renée, hat auch kecklich behauptet, die Lüderlichkeit von damals oder, wie er sich zarter ausdrückt, die „Unordnung in den Passionen und Sitten“, habe die Charaktere nicht erniedrigt, die Gefühle nicht vergiftet. Wirklich? Aber wie ist es denn gekommen, daß die französische Aristokratie sich zur unterthänigen und niederträchtigen Hoflakaienschaft, als welche sie unter dem vierzehnten Ludwig

erscheint, zähmen ließ? Und war es etwa ein Merkmal vom Vorhandensein edler Gefühle, daß die Herren und Damen des „großen“ Jahrhunderts, wie Monsieur Renée selber ausgeführt hat, mitunter nur eine Bande von Moglern und Moglerinnen gewesen sind? Was für eine bodenlose Zuchtlosigkeit und welche erzstirnige Ruchlosigkeit im Schooße der französischen Gesellschaft von damals großgewachsen, bezeugt sattsam das Ausbersten von sozialen Pestbeulen, wie der Prozeß der Marquise de Brinvilliers eine und der Prozeß der Hebamme La Voisin (1680) eine andere war, — das Ausbersten von Pestbeulen, welche furchtbar bewiesen, daß die Messalinen und Lokusten des antiken Roms im modernen Paris wieder aufgelebt.

Ein König-Narr.

Eine merkwürdige Figur, der zwölfte Karl von Schweden! In dem bekannten historischen Roman des Patriarchen von Ferney ein Held, in der Beleuchtung der historischen Kritik dagegen ein Narr. Ein heldischer Narr allerdings, aber immerhin ein Narr. Eine leibhafte Zeitwidrigkeit, wie aus einem mittelalterlichen Ritterroman heraus auf die moderne Staatsbühne gestellt, um da blindwüthig umherzurasseln.

Also hab' ich anderwärts *) den genannten König bündig charakterisirt und, wie ich glaube, auch gerecht. Nun aber gibt es zwischen der Ostsee und den Alpen, zwischen dem Rhein und der Weichsel eine Abart von Menschen, welche Ohrenweh bekommen, wenn sie mitanhören müssen, es sei nicht nur eine Möglichkeit, sondern auch eine Wirklichkeit, daß

*) Blücher. Seine Zeit und sein Leben. I, 18.

königliche Majestäten in jenen Zustand von Ekstase versetzt werden, welche man im gewöhnlichen Leben Verrücktheit nennt. Einer dieser Virtuosen auf der Strohfiedel deutscher Fürstenfurcht hat sich beeilt, mich so zu sagen wegen Majestätsbeleidigung zu verklagen, beweglich winselnd, es sei der Würde der Geschichte unziemlich, von höchsten und allerhöchsten Herrschaften in dem von mir angeschlagenen Tone zu reden.

Dieweil ich nun der standhaften Ueberzeugung lebe, die Würde der Geschichte und Geschichtschreibung bestehe nicht im Vertuschen und Verränkeln, sondern in der Wahrhaftigkeit, so will ich der erwähnten Denunciation und Anklage gegenüber den Beweis der Wahrheit antreten, indem ich in nachstehender Studie die Laufbahn Karls des Zwölften in raschesten Zügen dem Leser vorführe, beziehungsweise ins Gedächtniß zurückrufe. Es wird sich, hoffe ich, aus dieser Skizze ein Charakterbild ergeben, welches den Wahrspruch: Ein König-Narr! vollständig motivirt. In den Augen von Urtheilsfähigen nämlich.

1.

Am 17. Juni des Jahres 1682 ist im Schlosse zu Stockholm der zwölfte Karl geboren worden, der älteste Sohn Karls des Elften und dessen Frau Ulrike Eleonore. Die Natur ließ sich, wie das beim Zurweltkommen von Kraftgenies der Brauch, bei dieser Gelegenheit etliche Extrabemühungen nicht reuen. Wenigstens sagt die Zwölfte-Karls-Mythologie allerhand Wunderbares aus. Es sei genau im Augenblicke von des Prinzen Geburt das „Löwenherz" genannte Gestirn am östlichen Horizont emporgestiegen. Zugleich habe ein verheerender Orkan über die schwedische Hauptstadt hingefegt. Der Junge sei mit bluttriefenden Händen aus dem Mutterschooße gekommen, was seine Bestimmung zum großen Kriegshelden klärlich vorbedeutete.

Thatsache ist, daß unter allen Gaben des Prinzen die Phantasie so übermäßig vorschlug, daß er mit jedem Zoll seines Wachsthums mehr und mehr zum Phantasten aufwuchs. Die Anlage dazu ist ein Erbtheil nicht allein von mütterlicher, sondern

auch von väterlicher Seite her gewesen. Karl der Elfte war zwar ein scharfverständiger Mann — Beweis dafür die schwere Eisenhand, welche er auf die Grafen- und Freiherrnkrönlein der schwedischen Junkerei legte — aber dennoch hatte er in seiner Seele eine krankhaft phantastische Falte, woraus zu Zeiten Hallucinationsdünste ihm in den Kopf stiegen. In einer solchen Stunde erlebte er, in der Nacht vom 16. auf den 17. Dezember 1676, seine berühmte „Vision“, deren Hergang er urkundlich niederschrieb, deren „Wirklichkeit“ er mit einem „leiblichen Eide“ bekräftigte und durch vier unterfertigte „Augenzeugen“ bestätigen ließ, so daß romantische Dämmerer und Düftler ausreichende Gründe haben, diese königliche Vision für ein historisches Ereigniß anzusehen.

Es ist überflüssig, unsern Helden in die Kinderstube und auf die Schulbank zu begleiten. Seine Erziehung war nicht besser und nicht schlechter als andere Prinzenerziehungen von damals. Er wurde viel mit orthodoxem Christenthum, will sagen mit steifkragigem Lutherthum behelligt und dadurch ist

ihm von frühauf ein theologischer Tick und Schick angeflogen, welcher ihn sein Lebenlang häufig mit der Bibel handiren und dilettiren ließ. Daneben lernte er das Latein radbrechen, das Französische nothdürftig lesen, das Schwedische sehr schlecht stylisiren und entschieden unorthographisch schreiben. Im Uebrigen regte sich in ihm die „Heldennatur" frühzeitig genug: vierjährig, ritt er seinen Pony; zwölfjährig, schoß er seinen ersten Bären. Die Soldaterei war des Knaben Lebensfreude und es verdroß ihn keine Mühe und Anstrengung, theoretisch und praktisch in das Kriegswesen sich einzuschulen. Nicht zu übersehen ist endlich, daß der Junge schon mitunter Einfälle hatte, mit äußerster Halsstarrigkeit festgehaltene Einfälle, welche befürchten ließen, es möchte in seinem Gehirn eine Schraube losgegangen sein. So, wenn er hartnäckig behauptete, Blau sei eigentlich Schwarz, oder, der Hofmaler Behn sei entschieden eine Wasserratte.

Die „Gesalbten des Herrn" besitzen unter anderen Privilegien bekanntlich auch dieses, viel früher als gewöhnliche Sterbliche zu Amt gelangen zu

können und folglich zu Verstand. Während das Privatrecht ein Alter von 24 oder 25 Jahren vorschreibt, um den Leuten die Verfügung über ihre Privatangelegenheiten zu gestatten, sind in Folge der unergründlichen Mysterien und Wunder des monarchischen Staatsrechts halbwüchsige Flegeljahreprinzen vollkommen fähig, die Angelegenheiten von Staaten zu leiten und die Geschicke von Völkern mehr oder weniger zu bestimmen. So geschah es denn, daß noch im Todesjahre seines Vaters (1697) der fünfzehnjährige Karl vom schwedischen Reichstag für mündig erklärt wurde und als Zwölfter seines Namens zu „regieren“ begann. Daß er dies in seiner Art wirklich thun wollte, ließ er den Adel, welcher wähnte, seine guten Zeiten, wie sie vor dem elften Karl gewesen, würden unter dem zwölften zurückkehren, sofort empfindlich merken, indem er feudale Gelüste zurückwies und deutlich zu erkennen gab, er fühlte sich als Schwedens alleiniger Herr. Denn in dem wunderlichen Mischmasch der tumultuarischen Eigenschaften des jungen Königs fehlte auch ein stark vortretender Zug von despotischem

Hoch= und Uebermuth nicht, der freilich von der pietistischen Marotte seltsam genug abstach. Doch nein; wir wissen ja, daß die „Frommen“ zu allen Zeiten unduldsam herrschsüchtig waren und sind.

Am 14. Dezember 1697 fand die Krönung oder vielmehr nur die Salbung des Königs statt. Denn entgegen dem bisher in Schweden üblichen Brauch wollte Karl nicht von der Geistlichkeit gekrönt, sondern nur gesalbt sein, und ritt daher auf einem mit silbernen Hufeisen beschlagenen Schweißfuchs zur Ritterholmkirche, die Krone auf dem Haupte, um Männiglich zu zeigen, „daß ihm die wirkliche Herrschergewalt schon von Geburtswegen und ohne Zuthun von Irgendwem gebühre.“ Dieser erste Anlauf à la Louis XIV. lief übrigens nicht sehr glücklich ab. Die Krone fiel nämlich während des Prozessionsrittes dem angehenden Selbstherrscher vom Kopfe, und wäre in den Straßenkoth gefallen, so der Hofmarschall Stenbock sie nicht unterwegs aufgegriffen hätte. Einer andern Nachricht zufolge fiel das glänzende Ding wirklich zu Boden und schlug sich eine tüchtige Beule.

Die leibliche Erscheinung Karls zur Zeit, als er ausgewachsen war, ist bekannt. Eine ziemlich hohe, aber magere und schmächtige Gestalt, bräunlichblond behaart, schön blauäugig. Es ist kennzeichnend, daß ihm seine mädchenhaft zarte und blühende Gesichtsfarbe als zu wenig mannhaft und heldisch zu nicht geringem Aerger gereichte und daß er alles Mögliche that, um ein wettergebräuntes und rostfarbiges Antlitz zu bekommen. Als Achtzehnjähriger warf er — und das ist vielleicht das Gescheidteste, was er je gethan hat — die Perücke weg und erschien nur noch in kurz geschorenem, abenteuerlich aufwärts gekämmtem Haar. Sein Anzug war sein Lebenlang ein sehr einfacher und das Hauptstück desselben ein grüner oder blauer Soldatenrock mit kupfernen Knöpfen und ohne alle Verzierung. Aber wiederum charakteristisch ist es gewesen, daß er es liebte, in Wehr und Waffen recht goliathmäßig sich darzustellen. Seine ungeheuren Reitstiefeln und Pfundsporen, seine enormen Stulphandschuhe und sein übermäßig langes und schweres Schwert standen in groteskem Mißverhältniß zu

seiner Figur. Wie hierin, so lag ein Symptom der späteren Narrheit des jungen Mannes auch in seinem Prunken mit einer spartanischen Lebensführung. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen ohne zu zeigen, daß gerösteter Speck seine Lieblingskost und Dünnbier sein Leibtrunk sei.

2.

Von einem sechszehnjährigen Monarchen darf man billig erwarten, daß er sich ordentlich „ausrase", und diese Erwartung brachte Karl zu vollständigster und glänzendster Erfüllung. Doch ist ihm zu seiner Ehre nachzusagen, daß es nicht nach der Seite der Lüderlichkeit hin geschah. Karl ist, wie bekannt, sein Lebenlang ein keuscher Mensch gewesen und die Weiber vermochten ihm Nichts anzuhaben. Wie für Schönheit überhaupt, scheint er auch für die weibliche gar kein Organ und Verständniß gehabt zu

haben. Innerhalb des Ideals von Heldenthum, welches er sich zurechtmachte, war für das weibliche Element kein Raum. Ueberhaupt ist in dem ganzen Gehaben und Gebaren des Schwedenkönigs in seinen reiferen Jahren eine — nicht allein physische — Nüchternheit, eine Trockenheit und eine Verstandesdürre gewesen, welche mit seiner aufgedonnerten Herosrolle ganz absonderlich kontrastirten. Man muß unwillkührlich an den ingeniosen Kaballero aus der Mancha denken; denn, wie Jedermann weiß, war ja auch Don Quijote unbeschadet seiner ritterlichen Narrheit so ein nüchterner, trockener Gesell.

Der junge Fürst ließ es sich in der That sauer werden, zu einem „rechten Kriegsmann sich zu perfektioniren." Er schlief in Winternächten auf dem Heuboden der Hofstallung, er stand mitten in der Nacht auf, um sich im bloßen Hemd auf die nackte Diele zu legen. In tollem Reiten, wildem Schlittenfahren und kühnem Jagen leistete er das Menschenmögliche und so zu sagen noch mehr. Bei Tafel belustigte er sich, seinen Gästen Kirschensteine ins Gesicht zu schnellen und einem gezähmten Bären Zucker=

aufsätze einzuzwängen und Kannen voll Wein einzugießen. Nach Tische machte es ihm Spaß, Stühle zu zerbrechen, Kronleuchter zu zerschlagen und aus Pistolen nach den Marmorstatuen in den Sälen zu schießen.

Diese „in Kinderschuhen" vollbrachten Heldenthaten steigerten sich bis zum Gipfel anstößiger Extravaganz, so oft des jungen Königs Vetter und Schwager — er hat Karls Schwester Hedwig geheiratet — der Herzog Friedrich der Dritte von Holstein-Gottorp nach Stockholm kam. Die beiden edeln Schwäger führten sich auf, als wären sie so eben einem Tollhaus entsprungen. Rasende Wettritte und Wettfahrten wechselten mit Hasenhetzen, deren Schauplatz der Reichstagssal war. Bei Tage sprengten die Herren mit ihrem Gefolge im bloßen Hemde und mit gezogenen Säbeln durch die Stadt; bei Nacht trieben sie in den Straßen mit Fenstereinschlagen, Thürenzerbrechen, Schilderzerschmeißen u. s. w. ärgerlichsten Muthwillen. Mehrere Tage hintereinander erprobte der König auf des Herzogs Anstiften sein Kraftgenie dadurch, daß er in einem Sale des Schlosses Kälber,

Schafe und Ziegen je mit einem Säbelstreich enthauptete. Die abgeschlagenen Köpfe der Thiere aber wurden durch die Spiegelscheiben der Fenster auf die Straße geworfen. Fast zu derselben Zeit übte sich Karls späterer Hauptfeind und Ueberwinder, Czar Peter von Rußland, ebenfalls im Köpfen, indem er, wie glaubwürdig versichert wird, nahezu einem Hundert gefangener Strelitzen allerhöchsteigenhändig von Gottes Gnaden die Köpfe absäbelte.

Aber diese gleichzeitig in Stockholm und in Moskau betriebene hochfürstliche Schlächterei mag fast wie ein sinnbildliches Vorzeichen späterer Weltereignisse erscheinen; denn es ist darin gewissermaßen der gewaltige Unterschied zwischen dem Schwedenkönig und dem Russenczar und ihren weltgeschichtlichen Rollen angedeutet. Karl köpft Kälber und Schafe: — seine ganze Laufbahn ist eine plan- und ziellose, nicht nur unfruchtbare, sondern entschieden gemeinschädliche Kraftvergeudung. Der Kultur-Barbar Peter köpft Strelitzen, um in diesen russischen Janitscharen eines der größten Hindernisse zu beseitigen, welche dem mit furchtbarer Energie durchge-

führten Riesenplan seines Lebens, Rußland aus dem asiatischen Faulschlaf heraus und in das europäische Völkerleben herein zu reißen, sich entgegenstellten. Karl richtet die Geltung Schwedens als eines europäischen Großstaats auf immer zu Grunde, Peter erhebt Rußland zu einer europäischen Großmacht. Der Kampf zwischen den Beiden war eine Fehde zwischen „Common sense“ und „Phantasus“ und selbstverständlich mußte jener schließlich den Sieg davontragen....

Man hieß die Tollheiten, welche Karl in Gesellschaft seines Schwagers trieb, in Schweden die „gottorpischen Rasereien“, weil man annahm, der Herzog verleite den jungen König dazu und zwar aus böswilliger Berechnung. Wenn nämlich Karl gelegentlich den Hals bräche, so hätte der Herr Schwager gute Aussicht, seinen Herzogshut mit der Schwedenkrone zu vertauschen. Und halsbrecherisch genug waren die Experimente, zu welchen der König sich verleiten ließ. So ließ er sich eines Tages bereden, auf einen eben eingefangenen Hirsch zu steigen, und brachte von diesem Ritt mit knapper Noth das

Leben heim. Eines andern Tages trieb der Herzog seinen Schwager an, einen Haufen lose aufgestapelter Bretter hinaufzugaloppiren, was geschehen wäre, falls das entschlossene Dazwischentreten eines schwedischen Magnaten das lebensgefährliche Abenteuer nicht hintertrieben hätte.

Man glaubte, eine Frau würde ein helfendes Mittel gegen alle die knabenhaften Berserkereien sein, und man bemühte sich daher, den König zum Heiraten zu bestimmen, um so mehr, da es den Anschein hatte, als hegte der jugendliche Stürmer und Dränger gerade zu dieser Zeit (1698) zärtliche Gefühle für das Hoffräulein Lewenhaupt. Es war aber Nichts damit. Karls Großmutter Hedwig Eleonore gab sich große Mühe, unter den Prinzessinnen in der Nähe und Ferne ihrem Enkel eine passende Braut zu wählen. Es wurde nach und nach ein ganzes Schock heiratsfähiger Fürstentöchter in Vorschlag gebracht, allein umsonst: der junge König war und blieb ehescheu. „Axel" — sagte er eines Tages zu seinem Günstling Axel Wachtmeister, welcher in ihn drang, sich zu vermählen, —

„wenn du mich liebhast, so sprich mir nie mehr davon.“

Sein Sinn war auf ganz Anderes gestellt und er hatte zum Heiraten weder Lust noch Zeit. Zwar die Regierungsgeschäfte that er in lässig-autokratischer Manier nur so nebenbei ab, indem er sich in seinem Schlafzimmer durch die Quasi-Minister Polus und Oxenstjerna über die auswärtigen und durch Piper über die inneren Angelegenheiten Vortrag halten ließ und seine Entscheidungen gab. Dagegen aber waren seine Tage und theilweise auch seine Nächte hinlänglich ausgefüllt mit kraftgenialischen Uebungen und Strapazirungen, mit nimrodischen und soldatischen Zeitvertreiben aller Art. Wann noch eine Stunde übrigblieb, sah man den König über einem Folianten von hundert Druckbogen sitzen, welchen er zu seinem Leib- und Lieblingsbuch gemacht hatte. Das war der „Gideon von Maribrander“, ein alter Ritterroman, aus dessen Lesung Karl ganz denselben Nutzen zog, wie der Liebhaber Dulcinea's von Toboso aus der Lektüre des Amadis von Gallien und des Palmerin von England. In allem Ernste, der

König studirte in dem genannten romantischen Wälzer Politik, Regierungsweisheit und Kriegskunst und sein Dichten und Trachten ging dahin, dem hochedeln Helden Gideon von Maribrander möglichst ähnlich oder gar gleich zu werden. Kein Wunder daher, daß Karl der Zwölfte der Don Quijote der Weltgeschichte wurde, welcher in der Person seines Landsmanns Fryxell nicht zwar seinen Cervantes, wohl aber einen höchst fleißigen und von der Boswell-Seuche nicht allzu sehr angeflogenen Biographen gefunden hat.

3.

Derweil war jene Konstellation der europäischen Politik zur Reife gediehen, welche den sogenannten nordischen Krieg herbeiführte und den achtzehnjährigen Schwedenkönig seine Rolle als historischer Maribrander zu spielen anheben ließ. Schweden

war damals, wie Jedermann weiß, im Besitze von Finnland, Ingermanland, Esthland und Livland, von Rügen, Vorpommern und Stettin, von Wismar, von Bremen und Verden. Es zählte mit unter den Staaten ersten Ranges. Da es aber gewaltsam auf diese Machtstufe gelangt, da es seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts fortwährend durch Kriegsraub gewachsen war — „vivitur ex rapto“ sei, sagte man, Schwedens Losung — so war es ganz natürlich, daß sämmtliche Nachbarn mit Neid und Haß auf das Land blickten. Der Hingang Karls des Elften schien ihnen die langersehnte Möglichkeit zu eröffnen, an dem von einem Knaben regierten Schweden für manche empfangene Unbill Rache zu üben und nun ihrerseits vortheilhafte Kriegsraubgeschäfte zu machen. An Vorwänden hiezu fehlte es nicht, und hätte es auch daran gefehlt, so kümmerte das die durchaus gewissenlose Kabinettspolitik, die ganz und gar skrupelfreie Staatspraktik von damals, die nur eine organisirte, im Großen betriebene Land- und Seeräuberei war, blutwenig oder gar nicht. Von den Völkern, ihren

Rechten, Bedürfnissen, Leiden und Wünschen war ohnehin keine Rede. Die Könige von damals würden, so man ihnen davon gesprochen hätte, ebenso verwundert aufgeschaut haben, wie heutzutage ein Schachspieler thäte, den man überreden wollte, er dürfte nicht eine beliebige Anzahl von Figuren opfern, um dahin zu gelangen, dem Gegner ein vielversprechendes Schach bieten zu können.

Ihre widerschwedischen Interessen und Absichten führten den vierten Friedrich von Dänemark und den körperstarken, aber geistes- und charakterschwachen Bruder Lüderlich, Kurfürst August von Sachsen und König von Polen, mit Czar Peter von Rußland leicht zu einer Koalition zusammen. Später trat auch Preußen der Kompagnie gekrönter Räuber bei. Die Operationen des gemeinsamen „Geschäfts" sollten darauf gerichtet sein, Schweden also zu berauben, daß Dänemark die Herzogthümer Schleswig-Holstein dem Gottorper, dem schwedischen Schützling, entrisse, daß ferner Kerholm, Ingermanland und ein möglichst großes Stück Finnland an Rußland, Livland und Esthland an Polen, Stettin und etwa ein

Stück Vorpommern an Preußen gebracht würde. Alle diese Raubgedanken sind seither bekanntlich verwirklicht worden, und zwar in noch größerem Umfang, wenn auch ziemlich abweichend von der ursprünglich geplanten Weise. Der weitaus größte Brocken von Schwedens weiland Großmacht steckt in dem unverwüstlichen Riesenmagen der Matuschka Moskavia, welche es zu jener Zeit und noch lange nachher nicht gerade als zur Bildung gehörig ansah, von Weile zu Weile gegen alle ihr „angesonnenen" Eroberungstendenzen und „untergeschobenen" Erweiterungspläne feierlich zu „protestiren."

Nun aber hatten sich Schwedens Feinde in dem Knaben Karl zunächst bitterlich verrechnet. Er verblüffte die Gegner durch sein erstes Auftreten auf der Weltgeschichtsbühne nicht weniger, als er noch lange nachher die Historiker verblüfft hat, gerade so lange nämlich, als die Geschichtschreibung von dem „göttlichen Recht" monarchischer Willkür ebenso fest überzeugt war, wie diese selbst. Ein unsäglich beelendendes Gefühl übernimmt Einen, wenn man durch die dicken Quartanten sich durcharbeiten muß,

in welchen klägliche Pedanten mit in die Jauche gelahrter Niedertracht und niederträchtiger Gelahrtheit getauchten Federn die Ereignisse jener Zeit verzeichneten. Man muß die deutschen Historienbücher von damals kennen, um so recht zu wissen, in welche Kloake von Barbarei und Gemeinheit der deutsche Geist zu Anfang des 18. Jahrhunderts versunken war. Was für eine Zeit, wo ein solches Lasterbündel von Landverderber, wie August der Starke war, nicht nur in allen Tonarten der Schmeichelei als „der Große“ angedudelt wurde, sondern alles Ernstes für einen großen Mann und Musterfürsten galt, selbst in den Augen seines eigenen, von ihm bis aufs Blut geschundenen Sachsenvolks! Die deutsche Knechtschaffenheit jener Periode hat sich in den Gedichten des Mannes, welcher lange Jahre den „deutschen Parnaß gouvernierte“, ein Denkmal von Koth errichtet. Denn in Wahrheit, es dürfte in den verdorbensten Zeiten von Rom und Byzanz schwerlich ein Afterpoet geschweifwedelt und gespeichelleckt haben, der es an superlativischer Bedientenhaftigkeit mit Herrn Gottsched hätte aufnehmen

können *). Welche glorreiche Riesenarbeit haben unsere Helden, Heiligen und Märtyrer gethan, unsere

---

*) Das Tollste ist, daß, nachdem er sich in seinen Versen seitenlang vor August dem Starken förmlich im Staube gewälzt, der schamlose Pedant die Frechheit hatte, auszurufen: —

„Du, strenge Wahrheit (!), laß dies Blatt
In deinem Tempel ewig währen!
Mein Mund ist kein erkaufter Mund,
Er hat nicht schmeichlerisch gesungen."

Und doch sollte Gottsched noch übergottschedet werden, von einem gewissen Hanken nämlich, welcher edle Hofrath in seinem Trauergedicht auf den Tod Augusts des Starken (1733) also lobposaunete: —

„Kein König hat gelebt, kein König ist gestorben,
Der so viel wahren Ruhm gleich dem August erworben;
Schweig', pralerhaftes Rom, vom Titus und Trojan!
August hat Mehreren, als Jene, wohlgethan.
Es wird ganz Sachsenland und alle Welt bekennen,
Er sei ein Vater mehr als König zu benennen.
Wie man mit Klugheit herrscht, mit Gütigkeit regiert,
Das Volk bei Friedenszeit zur Kriegesschule führt,
Wie man durch Wissenschaft so Pracht als Kunst verbindet,
Die stolzen Feinde schlägt, ja selbst sich überwindet,
Der Rache Süßigkeit ganz aus den Augen setzt,
Des Landes Wohlfahrt mehr als eitle Ruhmsucht schätzt,
Dies Alles hat August, ja noch viel mehr erwiesen,
Was uns das Alterthum von Herkules gepriesen."

Der gute Mann hat gar keine Ahnung, daß er, da jede Zeile

Aufklärer und Klassiker, unsere Denker und Dichter, alle die unsterblichen Lichtbringer von Thomasius bis Kant, von Klopstock bis Schiller, indem sie eine so entsetzlich versumpfte Nation wieder zum Bewußtsein der Menschenwürde erhoben!...

Das Debüt des achtzehnjährigen Schwedenkönigs hatte etwas wirklich Ueberraschendes, so daß die Verwunderung Europa's sich leicht erklärte. Wie eines flammenden Nordlichts Aufleuchten war der Auftritt des Jünglings, der Phantasie der Menschen sich bemeisternd und ihnen ein mit Schrecken gemischtes Staunen abnöthigend. Es schien eine Weile, daß im Norden ein moderner makedonischer Alexander aufgestanden und daß es Schwedens Geschick sei, die vorherrschende Macht des Erdtheils zu werden. Die blitzschnell sich folgenden, glanzfunkelnden Erstlingserfolge des jugendlichen Helden-

---

seiner Lobsalbaderei eine Lüge, eigentlich eine scharfe Satire geschrieben habe. Die sogenannten Historiker wetteiferten mit den sogenannten Poeten um den Preis der Gemeinheit. Man durchblättere, um sich davon zu überzeugen, die „Heldengeschichten" der Faßmann, Gundling und Konsorten.

königs, wie er alsbald genannt wurde, ließen selbst nüchtern gestimmte Beobachter nicht nur außerhalb, sondern auch innerhalb Schwedens darüber hinwegsehen, daß der schwedische Staat schon um seiner übel bestellten Finanzen willen — Karl hatte die sämmtlichen Ersparnisse seines klugen Vaters binnen drei Jahren kraftgenialisch verthan — gar nicht im Stande sei, der Durchführung einer Helden- und Erobererrolle zur Basis zu dienen. Daß aber Karl, durch seine ersten wundersamen Erfolge völlig in die Region donquijotischer Phantasiewillkür und maribranderischer Romantik hineingeschwindelt, diese Rolle sich aneignete, unterliegt keinem Zweifel. Sie machte ihn, mehr und mehr in seinem Gehirne zu einer fixen Idee sich verknöchernd, erst zu einem glänzenden, dann zu einem verwilderten Abenteurer und schließlich zu einem kompleten Narren, dessen lichte Augenblicke immer seltener wurden.

3.

Die Zettelungen und Zurüstungen der Feinde Schwedens waren gerade mit dem Jahrhundert soweit gediehen, daß man die Koalitionsmine explodiren lassen konnte. Zuerst brach Dänemark los und zwar gegen Karls Schwager und Schützling, den Herzog von Schleswig-Holstein, während Rußland und Polen sich anschickten, Livland und Esthland anzufallen.

Karl hatte außerordentliche Mühe, die zu seinen Rüstungen nöthigen Gelder aufzubringen, und er erkaufte dieselben nur mittelst schwerer Zugeständnisse an die schwedische Aristokratie. Am Abend des 13. April von 1700 verließ er die Hauptstadt, um seine Maribrander-Laufbahn anzutreten, und er hat Stockholm nie wieder gesehen. Am 25. Juli legte die schwedische Flotte am toberuper Felde zwischen Kopenhagen und Helsingör auf Seeland an und bewerkstelligte Karl unter lebhafter Gegenwehr der Dänen die Landung seiner Armee. Mitten im Wirrwarr des Landungskampfes soll der König

einen alten Soldaten gefragt haben: „Was ist das für ein Sausen in der Luft?“ — „Das Pfeifen der Kugeln, Majestät.“ — „Wohl, das soll künftig meine Leibmusik sein.“ Diese Anekdote ist, wie viele von Karl erzählte, nicht Geschichte, sondern Wachtstubenpoesie. Der dänische Feldzug nahm übrigens ein rasches Ende. Denn bevor Karl zu seinem beabsichtigten Sturm auf Kopenhagen schreiten konnte, beseitigte der am 8. August zu Traventhal zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein geschlossene Friede die Ursache des Krieges. Der Schwedenkönig benahm sich, vor der dänischen Hauptstadt lagernd, mit der Großmuth eines irrenden Ritters, indem er von Dänemark als Friedensbedingung nur das Versprechen forderte, den Feinden Schwedens keinen Vorschub zu leisten. Dann zog er ab und heim nach Schonen und von da nach Bleckingen, wo die gegen den Russenczar Peter und den Polenkönig August, welche inzwischen ebenfalls den Krieg begonnen hatten, gerüstet wurde.

Am 1. Oktober stach Karl mit einer Flotte von 200 Schiffen und 8000 Mann Truppen von Karls-

krona und Karlshamen aus in die Ostsee, landete nach einer stürmischen Ueberfahrt in Pernau und wollte zunächst auf Riga marschiren, weil er dort herum das Heer Augusts des Starken vermuthete. Nachdem er aber erfahren, daß die Sachsen bereits in die Winterquartiere gegangen, brach er, ohne weitere Verstärkungen abzuwarten, mit seinem kleinen Heer gen Narwa auf, welches Czar Peter mit 80,000 Russen belagerte. Wie glänzend Karl am 20. November von 1700 bei Narwa mit seinen 8 bis 9000 Schweden die nahezu zehnfache russische Uebermacht besiegte, ist bekannt. Der Czar, welcher den Tag von Narwa nicht mitgemacht, war in seiner Art Philosoph genug, die Nachricht der furchtbaren Niederlage seiner Truppen mit den Worten zu beantworten: „Ich weiß recht wohl, daß die Schweden uns noch manches Mal schlagen werden; allmälig werden wir aber von ihnen lernen, sie wieder zu schlagen." Das hieß wie ein Staatsmann sprechen. Der Schwedenkönig sagte, über die ersiegte Walstatt reitend: „Es ist gar kein Vergnügen, mit den Russen sich zu schlagen; denn sie halten nicht Stand,

sondern laufen davon". Das hieß wie ein Maxi-brander sprechen.

Dem raschen Erfolg auf Seeland und dem Glanzsieg bei Narwa reihte sich als dritte große Schicksalsgunst der zermalmende Schlag an, womit Karl am 9. Juli von 1701 an der Düna bei Riga ein sächsisch-russisches Heer zu in alle Winde zerstiebendem Müll zerschlug. Wenn jetzt der Sieger als Politiker handelte, mußten ihm die großartigsten Vortheile zufallen. Allein statt Politik trieb der Schwedenkönig nur Donquijoterie und zwar mit einem Starrsinn, der schon jetzt häufig den anhebenden Wahnsinn durchblicken ließ.

Er hatte sich's in den Kopf gesetzt, alle seine Macht und Stärke gegen den allerungefährlichsten seiner Gegner zu wenden, gegen August den leibstarken Schwächling, den er vom polnischen Throne stoßen und überhaupt vernichten wollte. Es half Nichts, daß August um Frieden bat. Es half Nichts, daß alle denkenden Männer in Karls Umgebung ihm eindringlich vorstellten, der Rachezug gegen den Kurfürsten von Sachsen würde das Gebiet der Republik Polen

berühren und demnach auch diese, welche bislang ihren König seinen Streit allein hatte ausfechten lassen, gegen Schweden in Harnisch bringen. Es half endlich auch Nichts, daß man dem Könige zeigte, sein weitaus gefährlichster Gegner sei der Czar Peter und gerade diesem würden ja die schwedischen Ostseeprovinzen preisgegeben sein, während Karl in Polen und Sachsen dem Phantom einer romantischen Rache nachjagte. Es half Alles Nichts, der Unsinn mußte seinen Lauf haben und damit ist denn auch schon der große Wendepunkt in Karls Weltstellung und Geschicken eingetreten. Aus dem heldischen König, als welcher er so eben aufgetreten, ward ein blind ins Blaue fahrender Kriegsspektakeler, dessen anachronistisches Gerassel und Getobe lächerlich gewesen sein würde, falls es nicht für Länder und Völker so unheilvoll und verderblich war. Vorab auch für sein eigenes. Karl hatte von den Pflichten eines Regenten gar keine Vorstellung und ist trotz der schweinsledernen Bibel, welche er immer mit sich herumschleppte, ein ganz und gar gewissenloser Mensch gewesen, der Alles seinen Grillen und

Launen, mit einem Wort, seiner Narrheit opferte und sein Vaterland zu Grunde gerichtet hat.

Unzugänglich allen Gründen der Vernunft und allen Regeln und Forderungen der Kriegs= und Staatskunst zum Trotz drang, die russische Macht in seinem Rücken lassend, der „nordische Alexander", wie der Unverstand ihn nannte, in Polen ein, überzog das Land und zwang den Reichstag, die Absetzung des leibstarken Augustus zu dekretiren und eine neue Königswahl anzuordnen, welche dann auch statthatte und dahin ausschlug, daß die widersächsische Partei den Kandidaten Karls, den Stanislaus Lescynski, ein Mitglied der polnischen Schlachta (niederer Adel), zum König erkor. Dieser nationalpolnische Gegenkönig des sächsischen Augustus war übrigens nicht mehr werth als dieser. Zwar lange nicht so lüderlich wie der Leibstarke, aber ein indolenter Tabaksschmaucher, ein Nichtkönig jeder Zoll. Einstweilen hielt Karls langer Degen diese Königspuppe auf ihrem Throne aufrecht, während der „löwenmuthige" Augustus das Hasenpanier ergriff und nach Sachsen entwich.

Bevor dies geschah und während der Krieg noch in Polen spielte, hatte sich in Karls Laufbahn eine Episode hineingeschoben, welche unzweifelhaft als ein „lichter Moment" bezeichnet werden darf. Der sächsische Augustus nämlich, der Vater von dreihundert und etlichen Bankerten, welchem man, wie vormals dem Papst Alexander dem Sechsten, nachsagte, daß er der Liebhaber einer seiner eigenen Töchter, der sogenannten Gräfin Orzelska — sie wurde von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen, der nachmals Friedrich der Große geworden, gelegentlich mit einem Kinde beschenkt — also der sächsische Augustus glaubte, während er noch in Warschau saß, ein neunzehnjähriger Berserker von Schwedenkönig müßte doch wohl auch seine schwache Seite haben und, wenn nicht für Diplomaten in Perücken, so doch gewiß für Diplomaten in Schnürleibern und Unterröcken zugänglich sein. Demzufolge suchte er einen unwillkommenen Besuch, womit ihn eine seiner abgelegten Maitressen, die bekannte schwedische Gräfin Aurora von Königsmark, welche er zur Koadjutorin der Abtei Quedlinburg gemacht

hatte, in Warschau überraschte, zu Gunsten seiner Angelegenheiten auszunützen, indem er die allbereits dreiunddreißigjährige Schöne — (sie war 1668 geboren) — welche aber immer noch eine Schöne war, mit einer Friedensmission ins schwedische Hauptquartier betraute... Aurora, ihren Reizen und ihrer Klugheit vertrauend, machte sich also nach Würzau in Kurland auf und langte zur Neujahrszeit von 1702 glücklich daselbst an. Allein die Unterrocksdiplomatik scheiterte völlig und kläglich. Der königliche Gideon von Maribrander, kalt wie Schnee und keusch wie Eis, ließ die vornehme Ex-Buhlerin gar nicht vor sich. Vergeblich ließ sie alle Künste ihres ehemaligen Gewerbes spielen; umsonst verlegte sie sich auf allerhand Listen, um eine Begegnung mit Karl zu erzwingen; vergeblich bombardirte sie ihn mit zierlichsten Billets; umsonst reimte sie ihn französisch an, freilich in sehr ordinären Perückenstylversen*). Er wollte sie schlechterdings nicht

---

*) „A la table des dieux Mercure louoit fort
Le jeune monarque du Nord.

sehen und ließ sie gänzlich unverrichteter Dinge, was man so nennt, abfahren. Dessenungeachtet hat die nicht eben sehr zartfühlende Dame später es noch einmal versucht, dem Schwedenkönig sich zu nähern. Nämlich als derselbe nach dem Abschluß des Friedens von Alt-Ranstädt (September 1706) in Leipzig Hof hielt. Sein Minister Piper machte daselbst mit Festen und Gastereien großen Aufwand und eines Tages beabsichtigte er zur Hochzeit seiner Schwägerin auch die in der Stadt anwesende Gräfin von Königsmark einzuladen. „Darf ich?“ fragt er seinen Gebieter, welcher ebenfalls zu kommen ver-

---

En parlant des héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers,
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérance,
Si rare parmi les guerriers.
Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des dieux, discourant à sa gloire
Le plaçoit par avance au temple du mémoire,
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot.“

sprochen hat. „Habe Nichts dagegen.“ — „Aber, Majestät, ich bin in Verlegenheit, welche Ehrenbezeugungen der Gräfin erwiesen werden sollen, ohne die Ranganspruche der übrigen Damen zu beeinträchtigen.“ — „Ehrenbezeugungen? Was? Sie ist ja 'ne Hure.“ — „Aber, Majestät, Gräfin Aurora gehört einer großen Familie an und man kann ihr doch eigentlich nur vorwerfen, die Geliebte eines Königs gewesen zu sein.“ — „Ei was! König oder Bauer! Sie ist und bleibt eine Hure und soll wegbleiben!“ ... Das stimmte nun freilich nicht sehr zu dem herrschenden Ton im „galanten“ Sachsen, überhaupt nicht zum vornehmen Lotter- und Luderton der Zeit, war aber nur um so richtiger und braver gesprochen.

Also nach Sachsen hatte Karl in Verfolgung Augusts des Starken den Krieg getragen, am 22. August von 1706 mit 20,000 Mann bei Hernstadt in Schlesien den deutschen Boden betretend, auf welchem die Erinnerungen an die Schwedengräuel des dreißigjährigen Krieges wachzurufen die schwedische Soldateska eifrig und erfolgreich sich bemühte.

Schade, daß Strohköpfe von lutherischen Pfaffen und Konsistorialräthen noch nicht auf die sublime Idee verfallen sind, dem Gustav-Adolf-Verein, welcher mit beispielloser Gedankenlosigkeit einem der grimmigsten Feinde Deutschlands zu Ehren von Deutschen gestiftet worden, auch noch einen Karls-Verein zur Seite zu stellen. Das arme Sachsenland, welches der polnisch-schwedische Streithandel seines starken Bankertevaters gar Nichts anging, hatte in Folge der deutschen Landesväterlichkeitspraxis in diesem Streite dennoch schon 36,000 Soldaten, 800 Geschütze und 88 Millionen Thaler aufgewendet und geopfert und jetzt hatte es noch die schwedischen Presser auf dem Halse, ein ganzes Jahr lang.

Der jämmerliche August — welchen Doktor Faßmann in seinem „Glorwürdigen Leben Friederici Augusti" (1733) den „Großen" zu betituln nicht unterläßet — mußte sich zu dem bereits erwähnten altranstädter Friedensschluß bequemen, welcher ihn zum Kurfürsten von Sachsen degradirte. Der „Große" scheute nicht einmal vor der Schmach zu-

rück, den livländischen Patrioten und widerschwedischen Diplomaten Patkull, welcher kraß-völkerrechtswidrig als Gefangener auf dem Königstein saß, an Karl auszuliefern, der auf seinem im Herbste von 1707 angetretenen Zuge von Sachsen nach Polen den Unglücklichen in so infernalisch-grausamer Weise hinrichten ließ, daß diese eine Brutalität schon ausreicht, all das dumme Gerede von Karls Großmuth richtig zu werthen. Der ritterliche Narr konnte unter Umständen ein sehr grausamer Narr sein.

Der Aufbruch aus Sachsen nach Polen war erfolgt, weil, während der Schwedenkönig jahrelang in Polen und Sachsen maribranderisch umhergerasselt war, um gänzlich unfruchtbare Lorbeern zu gewinnen, der Russenczar in den schwedischen Ostseeprovinzen solide Eroberungsgeschäfte gemacht und Petersburg gegründet hatte. Karl bildete sich ein, mit dem Peter ebenso leicht fertig zu werden, wie er es mit den ökonomisch und moralisch verlumpten polnischen Magnaten und ihrem König August geworden war. Taub für alle Warnungen, zog Karl mit seinen Schweden, für welche Sachsen, wie man

sich gelehrt ausdrückte, zu einem Kapua geworden war, durch Schlesien nach Lithauen, von dort nach Großpolen und Masovien und von da immer weiter und mitten nach Rußland hinein, bis nach — Poltawa. Unterwegs, auf dem Marsche von Smorgoni gen Borissow, erhaschen wir, mit Hülfe der Memoiren des russifizirten Polen Bulgarin, den letzten lichten Moment, den letzten wahrhaft menschlich-guten Schimmer in Karls Leben *).

---

*) Bulgarin (Mem. I, 75 fg.) theilt aus dem Munde seiner Urgroßtante, der Panna Onjuchowska, welche ein Alter von 115 Jahren erreichte, mit, was sie von der Einkehr des Schwedenkönigs in ihrem Vaterhause im Jahre 1708, zur Zeit, als sie ein halbwüchsiges Mädchen von 12 Jahren war, ihrem Urgroßneffen erzählt hat. Es war bei ihrem Vater für den König Quartier angesagt und die ganze Schlachtitz-Familie rüstete und putzte sich aufs Beste, den hohen Gast zu empfangen. Gegen Mittag ritten zwei Offiziere, von einem Soldaten begleitet, in den Hof. „Ob das wirklich Adjutanten des Schwedenkönigs sein mögen? So ärmlich gekleidet!“ Die Offiziere stiegen ab und der Marschall (Hausmeister) empfing sie in dem Vorsal. Sie fragten nach dem Hausherrn, welcher sich mit der ganzen Familie hinauf begab. „Sind Sie der Herr vom Hause?“ fragte der Jüngere der beiden Offiziere höflich in deutscher Sprache. „Zu dienen. Was ist

Hundert und vier Jahre später ist an der Spitze der gewaltigsten und stolzesten Armada, welche die

---

Ihnen gefällig?" — „Das königliche Quartier ist hier. Haben Sie die Güte, uns die für den König bestimmten Zimmer zu zeigen." — „Mein ganzes Haus steht zur Verfügung Sr. Majestät." — „Ihm genügt ein Zimmer, zwei andere aber erbitte ich für die Kanzlei und die Adjutantur." — „Richten Sie Alles nach Ihrem Wohlgefallen ein. Aber sagen Sie mir, wird der König bald vorfahren, damit wir uns anschicken können, ihn gebührend zu empfangen." — „Sie haben ihn bereits empfangen. Ich bin der König". . . Karl benahm sich sehr freundlich gegen seine Quartiergeber. Er aß am Familientische und war äußerst genügsam und erkenntlich. „Mir ist — erzählt Panna (Herrin) Onjuchowska — als sähe ich ihn noch vor mir, diesen schrecklichen König, über den so viele Bücher geschrieben sind. Drei Tage lang hatte ich Gelegenheit, mich nach Herzenslust an ihm satt zu sehen. Er, welcher die Welt in Schrecken setzte, war sanft wie ein Lamm und verschämt wie eine Nonne. Von ziemlich langem, schlankem und schmächtigem Wuchse, hatte er ein Gesicht, welches im Verhältniß zum Rumpfe und selbst zum Schädel zu klein war. Schön ist er nicht gewesen, aber man konnte sein pockennarbiges Gesicht auch nicht häßlich finden. Seine dunkelblauen Augen glänzten wie Brillanten. Er trug keine Perücke. Sein blondliches Haar war leicht gepudert, kurzgeschoren, nach oben hinaufgekämmt und im Nacken zu einem kleinen Zopf zusammengebunden. Er sah sehr jugendlich aus, stets trug er eine blaue Uniform mit gelbem Futter und rothem

Welt gesehen, ein anderer Eroberer denselben Weg gezogen, um in Moskau die Nemesis zu finden, den Anfang vom Ende, den Beginn der Strafe für den beispiellosen Mißbrauch eines beispiellosen Genies und Glücks. Karl der Zwölfte richtete seinen Marsch nicht soweit nach Osten, sondern bog in südöstlicher Richtung rechtshin ab, nach der Ukraine, indem er sich, verführt von den überstiegenen Hoffnungen, welche er auf das von dem Kosakenhetman Iwan Stephanowicz Maseppa ihm angetragene Bündniß, sowie auf die Hülfeverheißung der Türken setzte, mit gewohnter Tolldreistigkeit in die Unermeßlichkeit der südrussischen Steppen warf. Ein recht und schlecht donquijotisches Unternehmen vom Anfang an und so recht und schlecht maribranderisch geführt! Die unglücklichen, dem Verderben entgegengeschleppten Schweden hätten von Rechtswegen den Narrenkönig

---

Kragen, gelblederne Beinkleider und ungeheuer große Stiefeln mit gar gewaltigen Sporen. Sein Schwert, seine fast bis zum Ellnbogen reichenden Lederhandschuhe, seine Stiefeln sammt den Sporen standen in so ungünstigem Verhältniß zu seiner Gestalt, daß wir Mädchen seine Goliathsrüstung bespöttelten."

in ein Zwangshemd verpacken und ins Tollhaus nach Stockholm heimschicken sollen. Kennzeichnet es doch die ganze Lage, daß Karl eine närrische Freude empfand, als ihm Maseppa — der bekanntlich ein Anderer in Byrons Prachtgedicht und ein Anderer in der Geschichte — zu Kalomak vorgeflunkert hatte, „es seien von hier nur noch acht Meilen bis zur asiatischen Grenze; soweit also seien Sr. Majestät unwiderstehliche Waffen bereits vorgedrungen". Der König nahm diesen Humbug für bare Wahrheit, wie sich denn solche Starrköpfe am leichtesten mittelst Lügen gängeln lassen, und sagte eifrigst: „Dahin müssen wir, um sagen zu können, daß wir auch in Asien gewesen".

Derweil hatte Czar Peter sich bemüht, seine nach der Niederlage bei Narwa gethane Prophezeiung in Erfüllung zu bringen, d. h. seine Russen von den Schweden lernen zu lassen, wie man die Schweden besiege. Er sorgte auch dafür, daß am Entscheidungstage die Russen ihren bis auf wenige Tausende herabgeschmolzenen, abgehetzten, schlecht mit Munition versehenen Gegnern sehr beträchtlich an Zahl

überlegen waren. Dieser Entscheidungstag bei Poltawa, bis wohin allen flehentlichen Bitten seiner Getreuesten ungeachtet, allen Warnungen des schlauen Maseppa zum Trotz Karl vorgedrungen, der 9. Juli von 1709 machte dann der ritterlich-romantisch-sinnlosen Irrfahrt desselben ein Ende mit Schrecken. Das ganze schwedische Heer ward vernichtet oder gefangen. Ein verwundeter Flüchtling, entging er nur mit Mühe den Verfolgern. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli setzte er mit seinen Fluchtgenossen über den Dnjepr, floh weiter zum Bug und von diesem bis nach Bender, die Gastfreundschaft der Türken ansprechend.

„Nun stehen Petersburgs Grundmauern unerschütterlich fest!“ schrieb vom Siegesfeld bei Poltawa triumphirend der Czar.

5.

Unter allen den abenteuerlichen Kapiteln der Geschichte Karls des Zwölften bildet die Zeit, wo er,

um mit Tegnér zu reden, „in Bender lag", sicherlich das abenteuerlichste. Ein hülfloser Flüchtling wird von der Regierung eines ihm wildfremden Volkes, das nicht die geringste Verpflichtung gegen ihn hat, mit großmüthigster Gastlichkeit aufgenommen, in freigebigster Weise jahrelang bewirthet — das Gefolge des Königs, ab und zu an Zahl wechselnd, betrug durchschnittlich 400 Personen, zuletzt aber 700, und zum Unterhalt desselben gab die Pforte außer den Lebensmitteln und der Fourage täglich noch 500 Thaler her — der Gast dagegen bietet Alles auf, um in seine tollen Händel auch seinen großmüthigen Wirth zu verwickeln, er verstrickt denselben in einen Krieg, zettelt Ränke aller Art unter seines Wirthes Untergebenen an, wird dadurch nachgerade Diesen und Jenem im höchsten Grade überlästig, steigert aber nur in demselben Maaße seine unverschämten Ansprüche noch und endigt damit, das unbestreitbare Recht des hundertfach beleidigten und gemißbrauchten Wirthes, den tollen Gast zum Hause hinauszuweisen, mit der blanken Waffe zu bestreiten. Und das Alles, während sein heimisches

Land, in Todesnöthen ringend, umsonst des Königs Heimkehr erbittet und erfleht! War dies nicht das Gebaren eines Narren, so hat es ein solches nie gegeben.

Volle fünf Jahre und etliche Monate lang lungerte Karl in Bender. Es gelang ihm, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu stacheln, zu jenem Kriege, im Verlaufe dessen die Größe und das Glück des Czaren Peter im Lager bei Husch am Pruth zu Staub zerrieben worden wären, falls der Großwesir Baltadschi Mohammed nicht entweder ein Esel oder ein Schuft oder auch Beides zumal gewesen wäre. Es wurde auch gemunkelt, daß er den Czaren am Pruth habe laufen lassen, um dem ihm verhaßten Einlagerer von Schwedenkönig einen Possen zu spielen (Juli 1711). Sicher ist, daß es diesem nicht glücken wollte, die Türken zum zweiten Male gegen die Russen zu hetzen. Trotzdem aber, daß er einsehen mußte, sein Gewerbe in der Türkei sei zu Ende und er sei den Türken im höchsten Grade lästig und unwerth, blieb er doch in Bender liegen, in seinem geliebten „Gideon von Maribrander“

studirend und ließ das arme Schweden gegen die Angriffe von Seiten Peters und des wieder nach Polen zurückgegangenen sächsischen August, sowie von Seiten Dänemarks, Preußens und Hannovers, sich abzappeln, bis zur völligen Erschöpfung, bis zur Athemlosigkeit. Kamen mitunter gar zu bewegliche Klagen von daheim nach Bender, so zuckte der „fromme Heldenkönig“ die Schultern und schrieb in sein Notizenbuch den Reim: —

„Was zaget ihr doch?
Gott und Ich leben ja noch —“

worin sich, urtheilt der gesunde Menschenverstand, bei Weitem weniger wirkliche Frömmigkeit als aberwitziger Dünkel kundgab.

Allerhand Wirbelwindpläne fuhren dem königlichen Abenteurer durch den Kopf. Einer darunter ist bemerkenswerth, eine Reminiscenz gustav-adolfischer Betreibungen: — das Projekt, ein Bündniß protestantischer Fürsten in Deutschland unter Karls Protektion zu Stande zu bringen. Natürlich ging der Einfall so rasch, wie er gekommen war, und

spurlos vorüber. Inzwischen waren die Türken, selbstverständlich durch russische Agenten in dieser Richtung bearbeitet, des unholden, lästigen und gefährlichen Gastes bis zum äußersten Ueberdruß müde geworden, und nachdem der Padischah im April von 1712 seinen Frieden mit dem Czaren erneuert hatte, forderte er den Schwedenkönig mit entschiedenen Worten auf, die osmanischen Staaten endlich zu verlassen. Zwar schienen Karls Fürsprecher die Politik der Pforte nochmals zu einer feindseligen Wendung gegen Rußland bestimmen zu können; allein das erwies sich bald als ein flüchtiger Schein. Und selbst die türkische Geduld war endlich zu Ende. „Eide theik, Giaur! (Mach' dich fort, Ungläubiger!)“ hieß es jetzt. „Ich brauche 600,000 Thaler zur Bezahlung meiner Schulden und zum Reisegeld“, sagt Maribrander. Der Sultan gibt das Geld, legt sogar noch 200 Chize (Beutel Goldes) zu, schenkt Wagen und Pferde zur Reise. Der tolle Gast verschleudert das Geld, bleibt und fordert 1000 weitere Beutel. Das ist dem Großherrn denn doch zu schwedisch. Dem Giaur und vollends einem so undankbaren

Giaur darf nicht nur, sondern muß die Gastfreundschaft aufgekündigt und versagt werden, lautet das vom Mufti auf Befragen abgegebene Fetwa. „Wohl, so laßt meinen Serasker und den Khan der Tataren, so es nöthig, das Kalabalik bei Bender veranstalten", sagt der Padischah. „Sie sollen nur kommen, ich fürchte mich nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben", sagt Maribrander.

Und so geschah es im Februar von 1713. Sie kamen, der Tatarkhan und der Serasker, mit 15,000 oder mehr Janitscharen und Tataren und 14 Geschützen und verschritten, nachdem alle gütlichen Versuche der beiden türkischen Magnaten, den schwedischen Eisenkopf zur Abreise zu bewegen, mißlungen waren, zum Sturm auf das barrikadirte Lager der 700 Schweden Karls. Das war die weltberühmte Löwenjagd („Kalabalik") bei Bender. Denn es mag in Liebe angenommen werden, daß der also Gejagte ein Löwe war; aber unbedingt war er ein närrisch gewordener Löwe, zu welchem einer seiner treuesten Getreuen in diesen Tagen sagte: „Wenn denn Eure Majestät sich schlechterdings an Nichts kehren und halten

will, was Gottesfurcht, Vernunft und Ehre fordern, so habe ich hier Nichts mehr zu schaffen."

Die Janitscharen, welche einen großen Respekt vor dem tapfern Sonderling hatten, schickten zum letzten Versuch einer Verständigung eine Abordnung aus ihrer Mitte an Karl. Er wollte sie nicht hören. „Jetzt — maribranderte er — ist nicht Zeit zum Schwatzen, sondern zum Fechten. Wenn die Kerle sich nicht fortmachen, laß' ich ihnen die Bärte absengen...." „Der schwedische Karl ist toll geworden!" schrieen die beschimpften Janitscharen bei ihrer Rückkehr ihren Kameraden zu. „Der Eisenkopf! Der Eisenkopf!" kopfschüttelten diese.

Der Sturm hob an und der König begnügte sich nicht, demselben zu trotzen, sondern fiel heraus, den Degen in der Rechten, ein Pistol in der Linken, seine so verrückter Weise dem Verderben preisgegebene Handvoll Schweden mit seinem alten Schlachtruf befeuernd: „Frisch drauf los, ihr blauen Burschen (friskt mod, J gossar blå)!". Daß der Narr bei dieser Gelegenheit zu Grunde gegangen, falls die Türken nicht auch jetzt noch, mitten im Kampfge-

wühle, schonend gegen ihn verfahren wären, unterliegt keinem Zweifel und es steht stark zu vermuthen, daß sie sich dabei nicht allein von politischen Rücksichten, sondern auch und vielleicht am meisten von dem bekannten orientalischen Respekt vor dem Wahnsinn leiten ließen. Sie begnügten sich, den tollgewordenen Löwen zu fangen, und thaten ihm weiter Nichts zu Leide. Wer aber in dieser noch dazu ziemlich lächerlich zu Ende gegangenen Kampfszene — denn Karls Gefangennahme wurde dadurch erleichtert, daß er mit seinen Riesensporen an Etwas hängen geblieben und zu Boden gekollert war — etwas Heldisches sehen wollte, unter dessen Gehirndecke müßte es gerade so aussehen, wie es unter der des Schwedenkönigs aussah.

6.

Mit zerrissenen und blutbefleckten Kleidern, mit einer Wunde an der linken Hand, mit geschundener Nase und pulverrauchschwarzem Gesichte wurde der

Gefangene vor den Serasker geführt, welcher ihn höchst anständig behandelte. Auf sanfte Vorstellungen von Seiten seiner Getreuen über den begangenen Unsinn gab Karl zur Antwort: „Ich will lieber für einen Rasenden als für einen Poltron angesehen sein." Czar Peter, nachdem er die unerhörte Neuigkeit vom Kalabalik bei Bender vernommen, sagte: „Nun sehe ich klar, daß mein Herr Bruder Karl ein gottverlassener Mann, da er die Tollheit beging, gegen seinen einzigen Freund und Bundesgenossen, gegen den Sultan, dermaßen sich aufzuführen."

Der gefangene Schwedenkönig wurde nach dem jenseits des Balkan bei Demitoka gelegenen großherrlichen Lustschloß Demürtasch gebracht, der Eisenkopf auf den Eisenstein; denn das bedeutet jener türkische Schloßname. Er und sein Gefolge sind daselbst Anfangs mit allen Ehren und höchst liberaler Gastfreundschaft behandelt worden, allerdings in der Hoffnung, daß der Einlieger nun doch endlich Anstalten machen würde, die Türkei von seiner Gegenwart zu befreien. Der Einlieger — was jetzt im wörtlichen Sinne zu neh-

men ist, denn Karl gefiel sich in Demürtasch darin, bei gesunden Gliedern volle 43 Wochen das Bett zu hüten — der Einlieger aber blieb hartnäckig, wo er war, und wäre vielleicht freiwillig nie wieder von dort weggegangen, falls nicht von daheim Nachrichten einlangten, welche ihn doch aus seinem Dreiundvierzig-Wochen-Bett aufstörten. Man ging nämlich in dem bedrängten Schweden im Frühjahr von 1714 ernstlich mit allerlei Planen um, den halsstarrig abwesenden König-Narren so oder so zu ersetzen. Das schlug durch. Karl, dessen autokratisches Gottesgnadenbewußtsein ein ganz ungeheuerliches, beschloß jetzt, heimzukehren, und führte in seiner Art diesen Entschluß aus, nachdem ihn der französische Gesandte in Konstantinopel mit spärlichem Reisegeld versehen hatte. Seine in der Türkei massenhaft gemachten Schulden ließ er natürlich in vornehmster Manier unbezahlt.

Am 1. Oktober von 1714 stieg er zu Demitoka zu Pferde, um — „Geh' mit Allah!" schrieen die Türken — seinen vielgerühmten Kraftgenie-Ritt anzutreten, welcher ihn binnen 21 Tagen durch die

Bulgarei und Walachei, durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland nach Schwedisch-Pommern brachte. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober begehrte der Heimgekehrte Einlaß am Thore seiner Stadt Stralsund, von welcher aus er dann im gewohnten Style wieder zu regieren begann, d. h. Lebenswandel und Laufbahn eines gekrönten Abenteurers fortsetzte.

Dies war die Antwort auf die bei der Kunde von Karls Heimkunft allwärts in Europa gethane Frage: „Was wird jetzt aus diesem König werden?“ Es wurde aus dem Romantiker kein Verständiger, aus dem Thoren kein Kluger, und daß er im Unglück Nichts gelernt, bewies er schon dadurch, daß er zu seinem Leibpolitikus und ersten Minister den holstein-gottorpischen Grafen Görtz machte, einen der vorragendsten Schwindler und Plusmacher in einer an gewissenlosen politischen Schwindlern und Plusmachern überreichen Zeit. Freilich muß man derselben zugestehen, daß sie, ungleich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht unlöbliche Gewohnheit hatte, besagte Schwindler und

Plusmacher in der Regel schließlich das Defizit mit ihren Köpfen bezahlen zu lassen. Um Karl, wie dieser nun einmal war, erwarb sich aber Görtz ein wirkliches Verdienst, insofern er durch seine skrupellosen Finanzkünste dem König die Mittel verschaffte, fernerweit „für seinen Ruhm zu arbeiten“, d. h. fernerweit zu maribrandern und noch vier Jahre lang den Kriegshelden zu spielen auf Kosten seines unglücklichen Landes. Wie weit es mit der Erschöpfung desselben im Jahre 1718 gekommen war, erkennt man, so man in einer gleichzeitigen schwedischen Reimchronik, wo von dem Jammer der fortgesetzten gewaltsamen Soldatenaushebung die Rede ist, die Worte lies't: —

„An Männern fehlt es uns, drum nimmt man kleine Knaben.
Der König hat's gesagt, der König will sie haben.
Von zehn bis fünfzehn Jahr, kleiner nimmt man sie nicht.
Das war 'ne böse Jagd, bis man sie hat gekriegt . . .“

So kam der Einfall in Norwegen im Herbst von 1718 und damit der Untergang des tollen Meteors, welches nun seit achtzehn Jahren den Zeithimmel durchtaumelt und durchras't hatte. Das dänische Norwegen sollte mittelst einer in zwei Ko=

lonnen geführten Invasion erobert werden. Die nördliche, in der Richtung auf Drontheim über das Gebirge hineinbrechende befehligte Armfelt, die südliche der König, welcher die Festung Fredrikshall am Idefjord auf seinem Wege fand und trotz des bereits begonnenen Winters sofort zu der schwierigen Belagerung derselben schritt. Wie auf allen seinen früheren Feldzügen, gefiel sich Karl auch jetzt wieder weit mehr in der Rolle eines irrenden Ritters als in der eines verständigen Feldherrn und ließ daher keinen Tag verstreichen, ohne in närrischer Weise überflüssigen Gefahren zu trotzen oder irgendeinen Kraftstreich auszuführen. Die Phantasie-Willkür hat ihn als einen echten Romantiker bis zuletzt unbedingt bestimmt und beherrscht und so war auch sein Tod ein romantisches Phantasiestück in Callot-Hoffmann'scher Manier.

Am Abend des 30. Novembers begab sich der König, nachdem er um 8 Uhr zu Nacht gespeis't, in die Laufgräben vor dem Fort Fredrikstein. Es war sehr dunkel, aber die Belagerten hingen brennende Pechkränze aus und warfen Leuchtkugeln, um ihre

Feuer sicherer auf die Belagerungsarbeiten abgeben zu können. Mitten in diesem Feuer stieg Karl aus der Tiefe eines Laufgrabens heraus und schaute, mit den Armen auf die innere Böschung der Brustwehr gestützt, zu der Festung hinüber, Kopf und Brust den Kugeln derselben preisgebend. „Majestät, — sagt aus dem Laufgraben herauf einer seiner Genieoffiziere, der Franzos Maigret, zu dem König — das ist kein Platz für Sie. Kanonen- und Musketenkugeln haben vor einem Monarchen nicht mehr Respekt als vor einem Soldaten." — „Bah, sei unbesorgt." — „Ich bin nicht um mich besorgt, wohl aber um Eure Majestät." — „Seht nach den Arbeitern in den Laufgräben, daß sie sich eilen." Maigret will dem Halsstarrigen noch einmal die Gefahr vorstellen, welcher er sich so recht maribranderisch-zwecklos bloßstellte, allein andere Offiziere flüstern dem Franzosen zu: „Lassen Sie ihn doch! Je mehr man ihn warnt, desto mehr gefällt er sich darin, die Gefahr zu braviren." Das Wort war kaum gesprochen — es ging gegen 9 Uhr zu und der Mond war herauf — da . . .

„Ha! ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durch's Gehirn
Des Stolzen fährt sie; ach, und Alles, was
Von dem gewaltigen Krieger übrigbleibt,
Der weit und breit Europa hat erschüttert
Und bis nach Asia hin die Wüstenei
Mit seinen Donnern aufgeschreckt: — ein Name!"

Die Todeskugel, eine dänische Kartätschkugel, nicht, wie man lange gefabelt hat, eine schwedisch- oder französisch-meuchelmörderische Pistolenkugel, war dem König in die linke Schläfe gefahren und durch das rechte Auge wieder herausgegangen.... Er ruht in einem Sarkophag von schwarzem Marmor im karolinischen Grabchor der Ritterholmkirche zu Stockholm. Man darf sich nicht wundern, daß das Andenken des Königs, nachdem die furchtbaren Leiden, welche er über Schweden gebracht, verwunden waren, über alle Maßen glorifizirt worden ist *). Es liegt ja in der Knechtseligkeit der Menschennatur, Spektakelmacher um so mehr zu preisen, je ärger dieselben

*) Soweit dies von der urtheilslosen Menge geschah, war es ganz in der Ordnung. Aber unbegreiflich und unverzeihlich erscheint es, wenn E. G. Geijer den Historiker also vergessen konnte, daß er als Poet dem König eine ganz über-

die Menschheit gequält haben. Daß Karls des Zwölften meteorische Laufbahn viel die Phantasie Bestechendes hat, ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist, daß von dem Richterstuhl der Geschichte das Endurtheil ergeht: — Ein im Purpur geborener Abenteurer, ein Romantiker weltgeschichtlichen Styls — Summa: Ein König-Narr!

---

schwängliche Apotheose bereitete. Am Schlusse seines Gedichtes „Carl den Tolfte“ hat er seinem Helden gar die Worte in den Mund gelegt:

„Vid Gustaf Adolfs och Karl Magni sida
Jag sitter der. Uppå min arm i strålar
Ses Segren leende, som brud, förbida,
Och stjernehvalfvet med min krona prålar.“

(An der Seite von Gustav Adolf und Karl dem Großen — (eine absonderliche Zusammenstellung!) — sitze ich da. Auf meinem Arme ruht, stralend und lächelnd wie eine Braut, die Siegesgöttin und dem Sternengewölbe dient zum Schmuck meine Krone.)

Beaumarchais.

Eines Abends speis'te der Duc d'Orleans, Regent von Frankreich, in Gesellschaft seiner Favorite-Maitresse, Madame de Parabère, seines Premierministers Dubois, Erzbischof von Cambray, und des schottischen Finanzschwindlers Law *). Seine königliche Hoheit, der originellen und braven Pfälzerin Elisabeth Charlotte genialischer und lüderlicher Sohn, betrank sich, wie gewöhnlich, und als ihm beim Nachtisch ein Staatsaktenstück zur Unterzeichnung gebracht wurde, versagte dem Betrunkenen die Hand den Dienst. Er reichte das Papier Madame de Parabère hin mit der Aufforderung: „Signe, putain!" Worauf die also, zwar nicht sehr höflich,

*) Kurz zuvor hatte man in Paris diese „Grabschrift" für Law in Umlauf gesetzt: —

Ci-gît cet Écossais célèbre,
Ce calculateur sans égal
Qui, par les règles de l'algèbre,
A mis la France à l'hôpital.

aber doch sehr richtig Angeredete: „Das ist nicht meine Sache." Der Regent gab das Papier dem Erzbischof von Cambray und sagte: „Signe, maquereau!" Seine Eminenz in spe wies das Ansinnen ebenfalls zurück und nun wollte der Duc das Papier dem Tausendkünstler Law aufdringen mit den Worten: „Signe donc, voleur!" Als aber auch der Schotte sich weigerte, unterschrieb der Herzog, so gut es eben gehen wollte, und stellte während dieser Arbeit die allerliebste Betrachtung an („fit cette belle réflexion"): „Das Königreich Frankreich ist vortrefflich regiert, das muß man sagen; regiert von einer Hure, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold *)."

Da haben wir ein Kabinettstück, welches die Orgie der Regentschaft malt, eine Orgie, die dem heuchlerischen Miserere der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten folgte. Der gealterte Sünder war folgerichtig ein Bet-

*) Mathieu Marais, avocat au Parlement de Paris: Journal et Mémoires sur la Régence et le règne de Louis XV. (1715—37). Ed. par de Lescure. Paris 1863, I, 489. Vgl. Barbier: Journal hist. et anecdot, du règne de Louis XV. Paris 1847—52, I, 104.

bruder geworden, und kaum hatte er die Augen geschlossen, als in der französischen Gesellschaft der erzwungenen Fastenzeit, deren Taktstab Gleißnerin Maintenon geführt, jener tobende Fasching folgte, dessen zuchtlosem Reigen Philipp von Orleans vorantaumelte. Es war die mit lachendem Leichtsinn vollzogene Mission dieses Prinzen, einen der Grundsteine und Eckpfeiler des von dem „großen Monarchen" aufgebauten französischen Sultanats nach dem andern zu zerstören, zu Müll zu zerreiben und das reinpersönliche Regiment, den vollendeten Absolutismus zur Karikatur, zum Hohn- und Spottbild auf dessen Wesen zu machen. Schon dadurch, daß er den verworfensten Menschen seiner Zeit, den Erzbischof und Kardinal Dubois, mit dem Szepter des Königthums handiren ließ.

Der Regent hinterließ dem fünfzehnten Ludwig das „Ancien Régime", die Monarchie des Urgroßvaters als einen ungeheuren Kehrichthaufen, welcher sich, vom Skepticismus-Scheidewasser des Jahrhunderts durch und durch getränkt, in jenes grund- und bodenlose Kothmeer der politischen Anarchie und der moralischen Pestilenz verwandelte, das man die

Regierung der Pompadour und der Dubarry nennt, weil von einer Selbstregierung Ludwigs des Fünfzehnten keine Rede sein kann*).

---

*) Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind die „Rettungen" so sehr in der Mode, daß man nicht ansteht, selbst die anrüchigsten und abscheulichsten, auf Grund der bestimmtesten Zeugenaussagen ihrer Zeitgenossen vom Schuldigspruch der Geschichte betroffenen historischen Charaktere reinwaschen, ja sogar glorifiziren und freisprechen zu wollen. Rechnet man hinzu, daß von in philologischen und historischen Seminarien kaum hinter den Ohren trocken gewordenen dummen Jungen heute der Sallust, morgen der Tacitus „vernichtet" wird, so müßte man den ganzen Schwindel sehr lächerlich finden, falls er nicht eine sehr ernste Seite hätte. Die Rettungen und Vernichtungen neuester Mode sind nämlich ohne Zweifel ein Ausfluß der schönfärbenden, leisetreterischen, sammetbehandschuhten und bepatschulíten Historik, welche, um den Despoten und Dunklern der Gegenwart zu schmeicheln, die Despoten und Dunkler der Vergangenheit in möglichst milder oder gar in verklärender Beleuchtung zu zeigen sich bemüht. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn auch der Pompadour und der Dubarry so ein Retter erstände. In Erwartung desselben will ich meinerseits einer Forderung der Gerechtigkeit genügen, indem ich die gäng und gäben, bis ins Ungeheuerliche übertriebenen Meinungen über die Kosten, welche die beiden genannten königlichen Bettschwestern direkt für ihre Personen Frankreich verursachten, hier gelegentlich auf das richtige Maaß zurückführe und zwar auf Grund der authentischen Dokumente, welche Le Roi neuer-

Als sodann der wohlmeinende und gutmüthige, aber beschränkte und schwache sechszehnte Ludwig dem

---

lich in französischen Archiven aufgefunden und in seinen „Curiosités historiques" (Paris 1864) veröffentlicht hat.

Jeanne Antoinette Poisson, von Kindheit auf und auch später als Ehefrau des Steuerpächters d'Etiolles durch ihre Mutter mit allem Fleiß vorbereitet für „le rôle honorable auquel elle venait de parvenir", war vom September 1745 an bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt- und Staatsmaitresse Ludwigs des Fünfzehnten. In diesen 19 Jahren hat sie einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geschriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Person verbraucht und demnach dem französischen Volk aus der Tasche gelangt: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin, die uneheliche Tochter einer gewissen Anne Becu, hieß ursprünglich Jeanne, erhielt aber von dem Grafen Jean Dubarry, welcher sie aus dem Schmutz der Pariser Gassenprostitution aufhob, ihrer blendenden Schönheit halber den Beinamen L'Ange. Der edle Herr Graf beeilte sich, den durch den Tod der Pompadour erledigten Platz auszufüllen, und schloß mit Lebel, dem vertrauten Kammerdiener des Königs, das Kupplergeschäft ab. Um Mademoiselle L'Ange „courfähig" zu machen, mußte sie eine Scheinehe mit dem Bruder des Grafen, mit dem Grafen Guillaume Dubarry eingehen, welcher Edelmann für Geld zu diesem „Sacrament" sich hergab. Bei dieser Gelegenheit erfand man der Braut auch einen legitimen Vater, welchen man Jean Jacques Gomard de Vaubernier taufte. Die sechsundzwanzigjährige Scheingräfin wurde i. J. 1769 als „Maitresse en titre" inthronisirt und blieb es, bis der König starb (1774).

schandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauspiel, zu sehen, wie alle die gutgemeinten Versuche, eine bis an den Hals in das besagte Kothmeer versunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu stellen, kläglich mißlangen. Wie hätten sie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, schon in allen Geistern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatsache wiederholen und einschärfen — man hätte sie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gerne vertuscht, geleugnet und vergessen — die große Thatsache, daß die privilegirten Klassen aristokratisch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher später zur terroristischen Carmagnole ausgeschlagen ist. Um 1780

In diesen fünf Jahren hat sie für ihre Person verbraucht und demnach Frankreich gekostet 12,459,529 Livres. Die Kosten des „Parc aux Cerfes", welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755 — 1771 unterhielt, sind nicht aktenmäßig festzustellen. Dieses Harem war übrigens keineswegs ein „Park", sondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirschgarten gehabt, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médéric zu Versailles.

war in Frankreich der soziale Zersetzungsprozeß schon so weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Versailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragödie „Brutus" von Voltaire mit stürmischem Beifall („avec enthousiasme") begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verse: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravée et les rois en horreur."

Das arme, todesbänglich sich abzappelnde Königthum sank immer tiefer in den grundlosen Schlamm hinab, bis ihm derselbe über dem Kopfe zusammenschlug. Dann kam ein vulkanisches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüste Masse und die Sündflut begann. Sie mußte folgerichtig zu einer europäischen werden, wie ja auch die Ursachen der Revolution keineswegs nur französische, sondern vielmehr europäische oder, wenn man will, menschheitliche gewesen sind. Aber Frankreich, d. h. Paris war, was es noch heute ist, das Zifferblatt der

Weltgeschichtsuhr — (die Deutschen sind bekanntlich ihre Bleigewichte) — und der auf 1789 vorgerückte Zeiger verkündete, daß wiederum ein Weltalter abgelaufen sei. Da, wo Jungfrau Klio die seit 1815 gemachten Anstrengungen, den Weltgeschichtsuhrzeiger hinter 1789 zurückzurücken, im großen „Schuldbuch" verzeichnet, schreibt sie achselzuckend die Randglosse bei: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant . . ."

Es ist die Epoche des versinkenden Ancien Régime und die der aufkochenden Revolution, in welche das Leben des Mannes fiel, dessen Laufbahn auf den folgenden Blättern nachgegangen werden soll, und zwar unter Vortritt eines scharfausblickenden Pfadfinders und verläßlichen Führers *). Schwer-

---

*) Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Études sur la société en France au XVIIIe siècle, d'après des documents inédits. Deuxième édition. 2 vols. Paris 1858. Ich gestehe gerne, daß, wie ich durch dieses Buch zu der vorliegenden Studie angeregt worden, mir dasselbe auch zur Hauptquelle gedient hat. Selbstverständlich habe ich aber auch noch andere benutzt. Loménie's Arbeit — zwei starke Bände, 1115 Seiten — gehört ohne Frage zu den besten

lich dürfte ein zweites Menschendasein aufzufinden sein, welches in dem Grade geeignet wäre, ein sittengeschichtliches Spiegelbild jener Zeit abzugeben, wie das ruhelose, buntwechselnde, mit den mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen verflochtene Dasein von Beaumarchais es ist, — von diesem französischen Proteus, welcher in seiner Person die wunderlichsten Gegensätze und widerhaarigsten Widersprüche vereinigte. Denn was kann es Gegensätzlicheres und Widerspruchsvolleres geben, als Handwerker und großer Herr, Abenteurer und Geschäftsmann, Schriftsteller und Millionär, Operndichter und Schiffsrheder, Diplomat und Revolutionär, Agent Ludwigs des Sechszehnten und Lieferant des Wohlfahrtsausschusses, ein boshafter Spötter und ein herzguter Mensch, mitunter ein

biographischen, welche in unserem Jahrhundert erschienen sind. Ja, wenn ich recht erwäge, ist das Buch die gediegenste Biographie, welche die französische Literatur überhaupt besitzt. In wahrhaft historischem Geiste angelegt, vereinigt sie mit emsiger Forschung und gesundem Urtheil stylistische Klarheit und künstlerische Architektur.

Wüstling, immer aber ein ehrerbietiger Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater gewesen zu sein?

1.

Der Bildungsapparat hat im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter den bürgerlichen Klassen an Vielgestaltigkeit unstreitig sehr bedeutend zugenommen. Aber es dürfte, was z. B. Frankreich angeht, doch sehr fraglich sein, ob in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Mittelstand den ideellen Interessen auch nur halbwegs die Beachtung und Theilnahme zuwende, welche derselbe in der zweiten Hälfte des achtzehnten dafür hatte und hegte. Wer da weiß, was für große Erfolge die seit 1815 eifrigst geübten pfäffischen Verdummungskünste insbesondere im französischen Kleinbürgerthum erreicht haben, wird sehr geneigt sein, zu bezweifeln, daß im Paris des zweiten bonaparte'schen Empire eine Handwerkerfamilie existirte, deren Mitglieder

— namentlich auch die weiblichen — einen Grad von Kultur erreichten, eine geistige Regung und Bewegung manifestirten, wie dies die Mitglieder der Familie des Uhrmachers André Charles Caron thaten, dem in seinem bescheidenen Hause in der Straße Saint-Denis am 24. Januar 1732 sein Sohn Pierre Augustin Caron geboren wurde.

Der junge Caron hat 25 Jahre später aus der Verpuppung seines bürgerlich-väterlichen Namens den adeligen Schmetterling „de Beaumarchais" hervorschlüpfen und auf den Luftströmungen des Ruhms, nicht selten auch im pfeifenden Windzug des Skandals lustig durch die Welt flattern lassen. Allein niemals vergaß er seines Ursprungs in der „boutique d'horloger" in der Straße Saint-Denis und sein Vater war und blieb allfort für ihn ein Gegenstand aufrichtiger Ehrfurcht und zärtlicher Fürsorge. Sehr begreiflich daher, daß der alte Uhrmacher auf seinen Sprößling stolz war und dem reich, vornehm und berühmt Gewordenen einmal schrieb: „Tu me recommandes modestement de t'aimer un peu; cela n'est pas possible, mon cher ami: un fils

comme toi n'est pas fait pour n'être qu'un peu aimé d'un père qui sent et pense comme moi"... Es ist nicht überflüssig, derartige Bezeugungen menschlich-edlen Verkehrs gelegentlich den Verleumdern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenzuhalten, welche, sei es aus Unwissenheit oder aus Tücke, fortwährend von der „Gemüthlosigkeit" und „Herzenshärte" der Menschen jener wunderbar großen und reichen Zeit zischeln und winseln... Unter den fünf Schwestern von Beaumarchais sind namhaft zu machen die zweite, Marie Louise, die Heldin jenes zu Madrid mit Don Clavijo bestandenen Abenteuers, welches die Ehre hatte, von Göthe dramatisirt zu werden; und die vierte, Marie Julie, in welcher der französische Esprit moussirte wie Champagner und die ihr Lebenlang dem Bruder eine gleichgesinnte, verständnißvolle und treuergebene Freundin gewesen ist.

Der Sohn des Hauses, „gai et drôle", zum Metier des Vaters angeleitet und im Uebrigen buntdurcheinandergewürfelte Bildungselemente so zu sagen im Fluge haschend, hatte bis zum 20. Lebens-

jahre hin alle Aussicht, aus einem pariser Gamin ein pariser Vaurien zu werden, ein potenzirter sogar, und Père Caron sah sich einmal veranlaßt, als drastisches Besserungsmittel eine zeitweilige Verbannung aus dem väterlichen Hause in Anwendung zu bringen. Den Jugendmost heiß und hoch aufgähren, aufsieden, aufschäumen zu lassen ist nun einmal, wie die Gefahr, so auch das Vorrecht genialischer Begabung, und wenn die dabei reichlich sich entwickelnde Kohlensäure die Nerven der an- und umwohnenden Völker Philistäa's heftig affizirt, so hat das nicht eben viel zu bedeuten. Wahrhaft geisthaltiger Most klärt sich doch zu edlem Wein, so da „der Menschen Herz erfreuet.“ Das Genie kann auch Nichts dafür, wenn die liebe Mittelmäßigkeit wähnt, das Sieden und Schäumen und Sausen sei Hauptsache und Selbstzweck, deßhalb mittelst reichlicher Anwendung der Pottasche der Lüderlichkeit eine schlechte Nachahmung des genialisch-naturgemäßen Gährungsprozesses zuwegezubringen sich bemüssigt findet und sodann folgerichtig nicht zu edlem Wein sich klärt, sondern zu fauligem Essig „umsteht.“

Der junge Caron stand nicht um, sondern ward als Sauser und Brauser zunächst ein tüchtiger Uhrmacher. Er besaß jene glücklich gebauten Hände, welche Alles geschickt anzufassen und aus jedem Ding Etwas zu machen wissen. Zwanzigjährig, ist er in seiner Kunst soweit gewesen, daß er eine neue Art von Uhren-Regulator („échappement“) erfand, und diese Erfindung gab ihm Veranlassung, zum ersten Mal in der Rolle aufzutreten, welche er nachmals zu einer weltgeschichtlichen erhoben hat, in der Rolle eines Prozeßlers („plaideur“). In Wahrheit, er hat nicht nur sein Lebenlang Prozesse aller Art geführt und die meisten schließlich gewonnen, sondern man ist auch berechtigt, sein ganzes Leben einen unabläßigen Prozeß, eine echte und gerechte „Plaidoierie“ zu nennen. Ein rechter Kampfhahn um und um, durch und durch, ein allzeit gestiefelter und gespornter Geist, stets fertig und bereit, auf die Mensur zu treten, falkenäugig, spottlächelnd, biegsam, zäh und schneidig wie eine beste Stahlklinge... Er hatte seine Erfindung eines neuen „Echappement“ dem Monsieur Lepaute, einem berühmten Uhrmacher

von damals, anvertraut, welcher sich unredlicher Weise die Ehre dieser Findung aneignete, indem er dieselbe als seine eigene im „Mercure" ausposaunte, ohne Zweifel auf die Schüchternheit und Unbekanntschaft des jungen Erfinders rechnend. Eine arge Verrechnung; denn der junge Unbekannte war kein Schüchterner, sondern er ging dem Unredlichen im Merkur scharf zu Leibe, wußte die Sache vor die Akademie der Wissenschaft zu bringen, von derselben einen vollständig zu seinen Gunsten lautenden Entscheid herauszuschlagen und außerdem die ganze an sich unbedeutende Angelegenheit so gewandt ins Publikum, sowie an den Hof zu bringen, daß ihm dieses sein erstes Plaidoyer zwar noch nicht einen Ruf, doch aber schon eine gewisse „Notoriété" verschaffte. Ah, er war ein „praktischer" Bursche, ein sehr praktischer! Wo ihn die Schale der Auster des Glückes eine Ritze, und wenn auch die kleinste, ersperbern ließ, da ist er, scharfspitzkeilig und aalglatt zugleich, im Handumdrehen hineingeschlüpft.

Im Juni von 1755 treffen wir den Sausewind von Uhrmacher bereits als eine betitelte Person.

„Caron fils, horloger du roi,“ schreibt er sich und darf es; denn eine von ihm gefertigte, in einen Fingerring gefaßte Uhr hat Gnade gefunden vor den Augen Ihrer babylonischen Majestät Jeanne Antoinette Poisson, Madame d'Etiolles, Marquise de Pompadour. Auch der „allerchristlichste" Sultan selber hat aus der Dunstwolke seiner gähnenden Langeweile heraus einen Blick gnädiger Neugier auf den angehenden Künstler geworfen und begehrlich-lüsterne Blicke warfen verschiedene große und kleine Damen des Hofes dem hoch und schlank gewachsenen jungen Manne zu, dessen Züge so hübsch, dessen Mienenspiel so belebt, dessen Augen so unternehmend, dessen Auftreten so sicher und keck. Die Männer freilich zucken die Achseln und brummen: „Der Geck!" Aber die Weiber flüstern ganz leise in sich hinein: „Ein Prachtmensch von Mann!"

Unser Caron hatte aber nicht umsonst in jungen Jahren schon einen Regulator erfunden. Das will sagen: er wußte den Gang seiner Lebensuhr zu dieser Zeit bereits sehr verständig zu reguliren und bei aller Geckerei als ein praktischer Mann das Nützliche mit

dem Angenehmen zu verbinden. Als einem Franzosen war ihm überdies die Weisheit eingeboren, daß man in dieser Welt mittelst der Weiber am besten und leichtesten weiterkomme, und der Uhrenkünstler und Lebenspraktiker zog dem blendenden, aber gefährlichen Glücke, welches ihm in der Region der Duchessen, Marquisen und Comtessen vorübergehend lächeln konnte, das bescheidenere, aber solidere vor, welches ihm durch eine allerdings kleinste Dame des Hofes zu Theil ward. Da war nämlich ein alter und gebrechlicher Herr, Pierre Augustin Francquet geheißen, der eines der zahllosen Hofämter jener Zeit besaß, welche, eifrig erstrebt und mit schwerem Gelde erkauft, ihre Inhaber nicht nur leidlich nährten, sondern auch vortrefflich mästeten. Der alte Küchenschreiber oder, wie sein Titel französisch groß- und lächerlich-maulig lautete, der „Controleur clerc d'office de la bouche du roi“ besaß neben seinem Alter, seinem Amt und seinen Gepresten eine etwa dreißigjährige, hübsche, dralle, muntere Frau und etliche Monate nach dem Tage, an welchem Madame la Controleuse unserem Caron ihre Uhr zum Reguliren

gebracht hatte, fand Sieur Francquet, daß Alter und Krankheit ihm nicht länger gestatteten, seinem Amt mit gebührender Würde vorzustehen. Demzufolge trat er dasselbe an den jungen Caron ab und zwar um den Preis einer lebenslänglichen Jahresrente. Also ward der junge Uhrmacher ein Hofbeamter, dessen Brevet vom 9. November 1755 datirte und der unter anderen Obliegenheiten auch die hatte, abwechselnd mit seinen Herren Kollegen die Schüsseln auf die königliche Tafel zu setzen, in großem Kostüm, Hut unter'm Arm, Degen an der Seite. In der höfischen Rangordnung kam er unmittelbar nach dem Halstuchknüpfer des Königs („cravatier ordinaire du roi"). Gewiß hatte der Küchenschreiber und Tafelbeschicker Ludwigs des Fünfzehnten keine Ahnung, daß in ihm ein Kerl stäcke, welcher bestimmt sei, der spottlachende Todtengräber des französischen Königthums zu werden.

Zwei Monate, nachdem der künftige Dichter der „Hochzeit des Figaro" Hofbedienter geworden, that der alte Francquet ihm den Gefallen, ihm auch anderweitig Platz zu machen, indem er starb. Im

November 1756 heiratete unser Küchenkontrolirer die trostlose und wohlbemittelte Wittwe und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß er seinem schlichten Namen Caron den hoch- und volltönenden „de Beaumarchais" anklebte, welchen er, wie er sagte, einem kleinen Lehensgute seiner Frau entlehnte. Das Manoeuvre, dadurch aus der „Canaille" oder „Roture" in die „Noblesse" sich hinüberzuschwindeln, gelang jedoch erst fünf Jahre später wirklich, — gelang dann, als unser Abenteurer und Geschäftsmann im Jahre 1761 um den Preis von 85,000 Francs die Stelle eines Sekretärs des Königs sich erkaufte. Dieser Kauf machte den Uhrmacherssohn von Rechtswegen adelig und er konnte, als man ihm später seinen Adel bestreiten wollte, triumphirend-spöttisch ausrufen: „Niemand kann mir meine Noblesse streitig machen; denn ich besitze die Quittung dafür (car j'en ai la quittance)!"

Inzwischen war sein Eheglück und sein Wohlstand nicht von Dauer gewesen, indem schon im September von 1757 seine Frau von einem typhösen Fieber weggerafft wurde. Da er zu sorglos ge-

wesen, das Vermögen seiner Frau unanfechtbar rechtskräftig sich zusichern zu lassen, warf ihn dieser Todesfall in die Armuth zurück, so daß er Mühe hatte, seine Hofbedienstung zu behaupten, die ihm nicht mehr als 1500 Francs jährlich einbrachte. Aber der rüstige Schwimmer arbeitete sich bald wieder obenauf und vorwärts. Zunächst gereichte es ihm zu einem Förderungsmittel, daß er von bedeutender musikalischer Begabung und Uebung, ein tüchtiger Flötenbläser und eleganter Harfner war. Die Harfe ist zu jener Zeit in Frankreich ein noch so neues Instrument gewesen, daß z. B. Diderot dasselbe erst im Jahre 1760 kennen lernte. Es kam aber rasch in die Mode und Beaumarchais' meisterliche Behandlung desselben hatte einen großen Ruf in den Salons. Die vier legitimen Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die Prinzessinnen Victoire, Adelaide, Sophie und Louise — ihr zärtlicher Vater gab ihnen die süßen Namen Coche, Loque, Graille und Chiffe — hörten von der Geschicklichkeit unseres Mannes, ließen ihn rufen, nahmen Unterricht bei ihm und bald wußte er sich den gelangweilten vier alten

Jungfern so angenehm zu machen, daß sie ihm die Anordnung und Leitung der kleinen Familienkonzerte übertrugen, welche sie in ihren Zimmern veranstalteten und welchen gewöhnlich der König, die Königin und der Dauphin anwohnten. Der Plebejer aus der Straße Saint-Denis wußte sich in diesem Kreise mit solchem Geschick und Takt zu bewegen, daß er sich allgemeine Achtung und Gunst erwarb. Der König bot eines Tages dem Harfner seinen eigenen Lehnsessel und eines andern sagte der ernste und ehrbare Dauphin — (es ist der im Jahre 1765 gestorbene Sohn Ludwigs des Fünfzehnten gemeint) — von ihm: „Das ist der einzige Mensch, welcher mit Wahrhaftigkeit zu mir spricht.“

Weiland Caron und jetzo De Beaumarchais war also auf gutem Wege, ein rechter Hofgünstling zu werden. Aber der Weg zur Hofgunst ist bekanntlich mit verdächtigem Buschwerk eingefaßt, hinter welchem zahllose grüne Neidaugen lauern. Besitzer derartiger Augen stellten sich auch wohl in erklecklicher Anzahl unserem keck aus- und aufschreitenden Harfenkünstler in den Weg, Spottknallbonbons vor seinen Ohren

loslassend oder auch Knüttel vornehmer Grobheit zwischen seine Beine werfend. Aber unser neugebackener „De“ ist mit Zungen- und Degenspitze rasch bei der Hand, wo es gilt, seine „Noblesse“ darzuthun. Kommt da eines schönen Abends in großer Gala aus den Gemächern von Mesdames de France, als ihm das bekannte Abenteuer mit der Uhr begegnet. „Monsieur — redet ihn ein Hofmann an, welcher sich so eben gegen seine Mithöflinge gerühmt hat, den Schützling der Prinzessinnen „dekonzertiren“ zu wollen — Monsieur, erweisen Sie mir, da Sie in der Uhrmacherei so bewandert sind, die Gefälligkeit, diese meine in Unordnung gerathene Uhr zu untersuchen.“ — „Mein Herr, seit ich aufgehört habe, mich mit dieser Kunst zu beschäftigen, bin ich darin sehr ungeschickt geworden.“ — „Ah, Monsieur, thun Sie mir doch den Gefallen!“ — „Von Herzen gern; aber ich sage Ihnen, ich bin sehr ungeschickt.“ Spricht's, nimmt die Uhr, öffnet sie, hält sie an's Licht und thuend, als wollt' er sie untersuchen, läßt er sie zu Boden fallen. Dann sagt er zu seinem dekonzertirten Dekonzertirer:

„Ich habe Ihnen vorhergesagt, daß ich äußerst ungeschickt" — geht davon und überläßt es dem Gefoppten, die Trümmer seiner Uhr zusammenzusuchen. Nicht so komisch, sondern sehr tragisch endigte ein ähnliches Abenteuer. Gröblich beschimpft von einem übermüthigen Hofherrn, dem Chevalier des C....., schlug sich Beaumarchais unter den Mauern des Parks von Meudon mit demselben und rannte seinem Gegner den Degen durch die Brust. Der Verwundete starb, dachte aber im Sterben hoch genug, die Nennung des Namens seines Tödters zu verweigern, so daß Beaumarchais' gefährlicher Sieg für ihn weiter keine übeln Folgen hatte. Erwägt man aber, wie himmelhoch dazumal noch politisch und sozial die Aristokratie über der Bourgeoisie stand, so dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, diesen durch den Sohn eines pariser Kleinbürgers einem Seigneur straflos versetzten Todesstoß mit unter die zahllosen Vorzeichen der Revolution zu rechnen, welche bereits in allen Schichten der französischen Gesellschaft zu gähren und zu wühlen begonnen hatte.

2.

Allerhand Widerwärtigkeiten also, worunter auch Duelle, brachte seine Stellung als Quasi-Kapellmeister der Töchter des Königs unserem flinken, vielgewandten Musiker und Küchenschreiber ein, nicht aber Geld. Und dies war doch gerade das Ding, dessen er am meisten bedurfte, maßen man die Kosten einer Laufbahn bei Hofe mit einer Jahreseinnahme von etwa 1500 Francs unmöglich bestreiten konnte. Noch dazu hatten Mesdames de France von den Pflichten ihres Quasi-Kapellmeisters ganz eigene, so zu sagen prinzeßliche Begriffe. Sie standen nämlich nicht an, den liebenswürdigen Harfner und Flötenbläser mit allerlei Aufträgen, Einkäufen u. s. w. zu begnadigen, dachten aber nicht entfernt daran, ihm seine Auslagen zu erstatten. Große Damen, wie große Herren, hielten und halten sich bekanntlich allezeit häufig davon dispensirt, mit so Gemeinem, wie Rechnungen bereinigen, Schulden bezahlen u. dgl. m. sich zu befassen. Nachdem Beaumarchais dies

erkannt und überhaupt erfahren hatte, daß die Musik, welche er den Prinzessinnen machte, für ihn durchaus keine „Musik mit ihrem Silberklange" sei, sah er sich nach Eröffnung anderweitiger Hülfsquellen um.

Sollte er es mit der Schriftstellerei versuchen? An Vorübungen hierzu in Versen und Prosa hatte er es nicht fehlen lassen und er hatte seinen Styl namentlich zum Rabelais und zum Montaigne in die Schule geschickt. Der „Barbier von Sevilla" und die „Hochzeit des Figaro" wissen noch davon zu erzählen. Bei der Machtstellung, welche die Literatur zu jener Zeit in Paris gewonnen hatte, würde es der quecksilberigen Beweglichkeit, der wunderbaren Aneignungsfähigkeit und dem geschmeidigen Formtalent unseres Mannes nicht übermäßig schwer geworden sein, als Autor, was man so sagt, einen Stand sich zu machen. Auch konnte wohl die Reizung, in der von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gewaltiger anschwellenden literarischen Sturm- und Drangsymphonie ein Instrument, ein vortretendes vielleicht, zu spielen, die innerste Fiber von

Beaumarchais' Wesen sympathisch berühren. Allein der Mann dachte dermalen nicht von Weitem daran, daß es ihm beschieden sein würde, eines Tages das von Zerstörungsjubelklängen strotzende Finale dieser Symphonie zu komponiren. Und dann stoßen wir hier auf Etwas, das zwischen den Trägern der französischen und der deutschen Befreiungsliteratur einen charakteristischen Unterschied markirt. Zwischen der überwiegenden Mehrzahl derselben wenigstens.

Lassen wir nämlich vor unseren Augen den langen Zug der erlauchten Ritter vom Geiste vorübergehen, welche im ewiggroßen achtzehnten Jahrhunderte ihre ewigglorreiche Riesenarbeit in Deutschland gethan, den langen Zug der Helden und Märtyrer, welche dem deutschen Genius die Pfaffenbinde vom Auge genommen, den Wahn, den Fanatismus und den Despotismus auf allen Gebieten siegreich bekämpft, die deutsche Aufklärung, Wissenschaft und Poesie geschaffen, ja geradezu in unserem Lande zuerst eine Civilisation, welche des Namens werth ist, begründet haben: so erkennen wir, daß diese Heroen, diese unsere Heiligen, wirklich und wahrhaft vom

„göttlichen Anhauch“ erfaßt und von echtester Inspiration getrieben waren, daß sie aus innerstem Herzensdrang, mit rührender Selbstlosigkeit und opferfreudiger Begeisterung für Menschenwohl und Menschenwürde ihre befreiende Mission zur Hand genommen und durchgeführt haben. Ein edler, ja ein heiliger Enthusiasmus war hier überall das Grundmotiv. Anders bei den Franzosen, nur den einzigen Rousseau ausgenommen. Denn berechnend und praktisch, wie die Franzosen sind, haben die französischen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts ihre emanzipative Aufgabe nicht in der Weise von begeisterten Propheten, sondern vielmehr in der Art scharfrechnender Geschäftsleute gefaßt und gethan. Um das recht deutlich zu sehen, braucht man sich bloß zu erinnern, wie ein Klopstock und Kant, ein Lessing und Herder, ein Göthe und Schiller ihre literarische Stellung nahmen und verstanden und dann auf Voltaire hinüberzublicken, zur Zeit, wo er sich die Frage stellte, ob er die Literatur zu seinem „Geschäft“ machen sollte. Seine Antwort war diese: — „Ich habe so viele arme und verachtete Schriftsteller gesehen,

daß ich die Anzahl derselben keineswegs vermehren will. In Frankreich muß man Amboß oder Hammer sein; ich meinestheils bin zum Amboß nicht geboren." Er ist denn auch bekanntlich ein tüchtigster Stahlhammer geworden, dessen Schläge ruhmvoll durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende hinabschallen werden, ob sich Finsterlinge und Lakaien vor Aerger darüber noch so oft auf den Kopf stellen mögen. Aber bekannt ist auch, daß der kluge Mann, statt die Anzahl der armen und verachteten Schriftsteller zu vermehren, lieber unter die Spekulanten ging und mittelst Handels- und Finanzoperationen sich in den Stand setzte, als reicher Herr mit Muße und Behagen seine weltgeschichtliche Spottarbeit zu vollbringen.

Beaumarchais fand, daß sein „Patron", der Patriarch von Ferney, sehr wohl und weise gethan, eine jährliche Einnahme von 130,000 Livres sich zu erspekuliren, und diese Findung ward zu einer fruchtbaren, nachdem er im Jahre 1760 Gelegenheit gehabt, einer der ersten Finanzgrößen von damals, Herrn Paris du Verney, mittelst seiner Beziehungen

zu Mesdames de France einen wichtigen und dankbar anerkannten Dienst zu leisten. Der Geldmann fand an Beaumarchais so großes Gefallen, daß er ihm großmüthig die Mittel gewährte, die geschäftsmännische Laufbahn zu betreten. Durch Paris du Verney mit gutem Rath, mit Fonds und Kredit unterstützt, ward unser unternehmender Mann Spekulant und Finanzer und hat es als solcher glücklich bis zum mehrfachen Millionär gebracht, was Etwas heißen wollte zu einer Zeit, wo der Millionarismus noch nicht eine so ordinäre, obzwar mehr oder weniger papierene Thatsache war, wie er es heutzutage ist. Sein Lebenlang ist Beaumarchais von da ab ein Geschäftemacher geblieben; durch alle seine buntwechselnden, vielfachst gewundenen Lebensgänge, Unternehmungen und Abenteuer schlängelt sich der goldene Faden der Spekulation. Er war ein Realist jeder Zoll, stets auf bestimmte Ziele gerichtet und festen Schrittes darauf losgehend, wenn auch mitunter auf weiten Umwegen. Zunächst wollte er reich werden und er wurde es; aber, obzwar praktisch und realistisch wie ein Schweizer, hat er

den Geldsack doch niemals als ein an sich werthes Ding betrachtet und geschätzt, sondern nur für einen Materialbeitrag zu dem Piedestal angesehen, auf welchem die hübsche Figur des Messire Caron de Beaumarchais der Mit- und Nachwelt sich präsentiren sollte. Und doch geschähe wiederum dem Manne schweres Unrecht, wollte man ihn für einen vorragenden Typus der französischen Nationaleitelkeit ausgeben und für weiter Nichts. Nein! Denn es war Etwas vom echten und rechten Feuer des Jahrhunderts in ihm, ein ruheloser Thätigkeitsdrang und emanzipativer Schaffenstrieb, und er hat in seiner Art tüchtig mitgearbeitet an der Anhäufung jenes unermeßlichen Kultur-Kapitals, von dessen Zinsen das neunzehnte Jahrhundert geistig lebt...

Es wirkt komisch, wenn wir unseren Proteus, den künftigen komödischen Kehrausgeiger des Ancien Régime, zunächst als wohlbestallten „Lieutenant-général des chasses aux bailliage et capitainerie de la varenne du Louvre“ wiederfinden, was zu Deutsch sagen will: als Oberaufseher des Jagd-

monopols, welches im Umkreis von Paris auf 12 oder 15 Lieues weit dem König ausschließlich zustand. Beaumarchais hatte für schweres Geld dieses Hofamt erkauft, welches ihn zum ersten Offizier des Herzogs de La Vallière, Generalkapitain der Jagden, machte, ihm gewisse richterliche Befugnisse übertrug und dem Uhrmacherssohn Grafen und Barone zu Untergebenen gab. Wir sehen ihn also in eigener Karrosse gravitätisch nach dem Louvre fahren, um daselbst ebenso gravitätisch dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ vorzusitzen, vor welchem alle Eingriffe in das königliche Jagdmonopol zur Verhandlung kamen. Das Monopol, wie das zur Aufrechthaltung desselben bestimmte Tribunal, gehörten mit zu den verhaßtesten Einrichtungen des Ancien Régime und die Vernichtung beider im Jahre 1789 zu den volksbeliebtesten Maßregeln. Der Schöpfer des Figaro in langer Robe, auf einem mit Lilien bestickten Richterstuhl eine der drückendsten Anmaßlichkeiten des Despotismus wahrend, — Frau Historia hat nicht allzu viele Bilder von so prickelnd-ironischer Kaustik in ihrem unend-

lichen Fibelbuch, aus welchem die großen Kinder noch weniger lernen als die kleinen.

Aber in dem Lebensbilderbuch unseres Helden ein weiteres Blatt umwendend, finden wir denselben in einer von den vorhergehenden sehr verschiedenen Situation. Nämlich in der eines ritterlichen Bruders, und zwar auf spanischem Boden . . . Göthe hat, wie bekannt und wie schon erwähnt, diese Beaumarchais-Episode dramatisirt und ein Trauerspiel daraus gemacht, welches der klarverständige Merck, einer der wenigen Deutschen, die nicht von der Autoritätsmichelei befangen gewesen sind, in seiner rücksichtslos-wahrhaftigen Weise einen „Quark" genannt hat. Das Thatsächliche des Abenteuers war dieses: — Beaumarchais' Schwester Marie war mit ihrem Manne, dem Architekten Guilbert, und mit ihrer jüngeren Schwester Louise nach Madrid gegangen. Madame Guilbert und Mademoiselle Caron errichteten daselbst mitsammen ein Modemagazin. Louise Caron war schon eine ältliche Jungfrau von nahezu dreißig Jahren, als der spanische Literat Joseph Clavijo sie im Jahre 1763

kennen und lieben lernte. Er gab ihr ein förmliches Heiratsversprechen und die Verbindung sollte stattfinden, sobald der Bräutigam das Amt eines königlichen Archivars, um welches er sich zur Zeit bewarb, erlangt haben würde. Er erhält die Stelle und das kirchliche Aufgebot findet statt. Aber plötzlich bricht Clavijo sein Wort, tritt zurück und wirft dadurch einen schweren Makel auf seine Verlobte. Diese geht ihren Bruder um Rath und Hülfe an. Messire Caron de Beaumarchais schnallt seinen Degen um, eilt spornstreichs nach der „Hauptstadt der Zwiebeln und der Serenaden" und zwingt mittelst seiner aus Kaltblütigkeit und Energie gemischten Interventionspolitik dem treulosen Seladon eine für diesen wenig, für Mademoiselle Caron dagegen sehr ehrenvolle Erklärung ab. Noch mehr, der Spanier, erschreckt, mit einem so entschlossenen Gegner zu thun zu haben, sucht eine Versöhnung mit seiner verlassenen Braut und geht den Bruder um seine Vermittelung an. Diese wird gewährt; aber zur Stunde, wo Beaumarchais wähnt, die Heirat würde nächster Tage stattfinden, muß er erfahren, daß

Clavijo hinterrücks gegen ihn machinirt und kabalirt, daß derselbe ihn eines mörderischen Ueberfalls bezüchtigt und daraufhin von der Regierung den Befehl erschlichen hat, ihn zu verhaften und aus Madrid zu vertreiben. Unser Messire, ganz Feuer und Flamme, eilt zu den Ministern, dringt zum Könige selbst, rechtfertigt sich, enthüllt das Lug- und Trugding Clavijo's und bringt es dazu, daß der ehrlose Mann seines Amtes entsetzt und vom Hofe verjagt wird. Die Heldin dieses Clavijo-Abenteuers, welches im Mai und Juni von 1764 spielte, ist nachmals die Frau eines in Madrid angesiedelten Franzosen Namens Durand geworden. Ihr Bruder verbrachte nahezu ein Jahr in der spanischen Hauptstadt, spielend, tanzend, musizirend und liebelnd; daneben spekulirend und Projekte schmiedend. Er schrieb viel während dieser Zeit: Briefe voll liebevoller Pietät an seinen Vater, erotische Madrigale und satirische Couplets; aber nicht minder geschäftsmäßige Denkschriften, welche er den spanischen Ministern unterbreitete. Er wollte in Spanien eine französische Compagnie organisiren, welche den Han-

del mit Louisiana ausbeuten sollte; er reichte einen Plan ein, die sämmtlichen spanischen Kolonieen mit Negern zu versorgen, und einen anderen, wie die Kolonisation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre. Allein Spanien war und ist schlechterdings kein Boden, worauf Beaumarchaise gedeihen konnten und können, und so schüttelte denn unser Messire bald wieder den Staub eines Landes von den Füßen, aus welchem er die Namen und wohl auch die erste Idee der Figuren seiner zwei großen Streitkomödien als Ausbeute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorschritt der Laufbahn des jetzt nahezu fünfunddreißigjährigen Odysseus der französischen Literatur stoßen wir zuvörderst auf einen Umstand, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleichzeitige deutsche Verhältnisse hinüberzublicken. Es ist

das Verhältniß der bahnbrechenden Männer des Jahrhunderts zu den Frauen. Auch hier stehen sich deutscher Idealismus und französischer Realismus scharf erkennbar gegenüber. Ein unverlöschlicher Glanz wie von Sternenlicht, ein ewiger Duft von Poesie umfließt die Beziehungen Klopstocks zu Fanny und Meta, Wielands zu Sophie Gutermann, Göthe's zu Friederike Brion, Schillers zu Lotte von Kalb, Voß's zu Ernestine Boie, Herders zu Karoline Flachsland und selbst des hochernsten und scharfverständigen Lessings Ehe mit Dorothea König ist voll dichterischer Weihe. Dagegen halte man nun das Verhältniß Voltaire's zu Emilie du Châtelet oder das Rousseau's zu Louise de Warens. Oder man stelle mit einer der klopstock'schen Oden an Cidli, mit einem der göthe'schen Lieder an Lotte, Friederike und Lili, mit einem der Briefe von Herder und Voß an ihre Bräute die briefliche Aeußerung unseres Beaumarchais zusammen: „Ich erhole mich von den Geschäften“ — aber die Wendung ist so echtfranzösisch, daß man sie schlechterdings französisch mittheilen muß: — „Je me délasse des affaires avec les belles-

lettres, la belle musique et les belles femmes." Ist es nicht, als träte man aus einem Hain voll Frühlingsduft, Mondschein und Nachtigallengetön in ein modisch aufgeflittertes Kaffeehaus, wo Dominosteine klappern und eine tadellos angezogene Dame du Comptoir lockende Blicke versendet?

In Wahrheit, die Frauen sind häufig genug die „Zerstreuung, aber niemals die Beschäftigung, die Begeisterung oder die Qual" von Beaumarchais' Leben gewesen. Sein Verhalten zu denselben war niemals ein sentimentales, sondern allzeit entweder ein sinnliches oder ein spekulatives — „spekulativ" selbstverständlich nicht im deutsch-philosophischen, sondern im französisch-geschäftsmännischen Sinne genommen — und so verlief denn auch seine einzige derartige Beziehung, die einen höheren Schwung nehmen zu wollen schien, seine Liebschaft mit der jungen, schönen und scheinbar sehr reichen Kreolin Pauline Le B......, welche Liebschaft ihn unmittelbar nach seiner Heimkehr aus Madrid nach Paris stark beschäftigte, in den trostlos dürren Sand geschäftlicher Auseinandersetzungen von höchst prosaischer Natur.

Nachdem unser Parvenu das unerquickliche Drama dieses „Délassement" durchgespielt hatte, schickte er sich an — im Jahre 1767 — den bisherigen Eigenschaften seiner ulysseischen Persönlichkeit die eines dramatischen Autors beizufügen. Daß ein Mann seines Schlages, ein Mann der rastlosen Bewegung und Thätigkeit, ein Handelnder par excellence, welcher schon so manche Szene der „Tragikomödie des Menschenlebens" mitangesehen und mitgemacht hatte, sich, so er überhaupt literarisch thätig sein wollte, vorzugsweise zum Drama hingezogen fühlen mußte, liegt auf der Hand. Aber man hätte der ganzen Anlage seines Wesens zufolge erwarten sollen, daß er die Laufbahn eines Dramatikers als Komöde begänne. Dem war jedoch nicht so und Beaumarchais hat erst später erkannt, worin seine eigentliche Kraft und Mission liege. Zunächst versuchte er sich im Rührfache, welches zu dieser Zeit in der Mode war und die Bretter, welche die Welt bedeuten, unter Wasser setzte.

Jedermann weiß, daß in der großen literarischen Revolution, welche in der zweiten Hälfte des 18.

Jahrhunderts der politischen voraufging, wie der Blitz dem Donner, auch eine bedeutsame Umwandlung, ja Umwälzung des französischen Theaters mitinbegriffen war. Schon Voltaire, der große Zerstörer, hatte es gewagt, die von Corneille und Racine geschaffene konventionelle Tragik mehr oder weniger zu modifiziren. Es mußte sich aber auch auf diesem Gebiete erst der Einfluß der englischen Literatur geltend machen, die Franzosen mußten erst mit dem Richardson'schen sentimental-moralisirenden Familienroman und dem Lillo'schen Rührdrama bekannt sein, bevor Diderot es unternehmen konnte, Melpomene von den Stelzen der „tragédie classique" herabsteigen zu lassen, die majestätisch-steifleinene Dame so zu sagen in eine wohlmeinende, thränenreiche Haus- und Familienmutter umzuschneidern und sie in der theatralischen Region anzusiedeln, allwo Schauspiele aufwucherten, welche man der Mischgattung der „tragédie domestique" und der „comédie sérieuse" (auch wohl und zwar mit Recht „comédie larmoyante" genannt) beizählte. Die Bezeichnung „bürgerliches Drama (drame bour-

geois)" zeigt den Gegensatz zum höfisch-heroischen der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktion trat das privatliche Intrikenspiel, an die Stelle des knarrenden Phrasenblasebalges die träufelnde Thränendrüse. Der ganze Genre ist dann auf deutschem Boden durch Iffland zu einer quasi-klassischen Gestaltung und durch Kotzebue zur Karikatur gediehen. Aber man darf nicht übersehen, daß in den Schauspielen dieser Gattung alles Seufzergewinsels und Thränengeträufels ungeachtet ein revolutionärer Luftzug sich fühlbar machte. Hinter alle dem Genebel sentimentaler Zerflossenheit trat in diesen „bürgerlichen" Dramen für sehende Augen und hörende Ohren immer wieder eine Tendenz hervor, welche den Inhalt von des Abbé Sieyès berühmtem Pamphlet vorwegnahm: — Der dritte Stand ist Nichts; aber er will Etwas, er will Alles werden.

Diesen revolutionären Instinkt beurkundete nun auch Beaumarchais' Erstlingsdrama „Eugenie", dessen Handlung einen edelmännischen Schurkenstreich zum Angelpunkt hat. Die Censur fühlte diese oppositionelle Spitze wohl heraus und zwang deßhalb den

Autor, die Szene seines Schauspiels nach England zu verlegen und den Personen desselben englische Namen zu geben. Der ästhetische Werth des Stückes ist übrigens ein sehr geringer und selbst die theatralische „Mache" desselben war so mittelmäßig, daß es bei der ersten Darstellung am 29. Januar 1767 mit Glanz durchfiel. Eugenie's Vater war aber nicht der Mann, deßhalb sein Kind aufzugeben. Er stutzte das Ding für eine zweite Aufführung besser zurecht, so daß seine zwei Vorzüge als dramatischer Autor, eine ungemeine Geschicklichkeit in der Szenirung und eine seltene Kunst des Dialogs, recht ins Licht traten, und so hatte Eugenie — die Titelrolle wurde gespielt von der jungen und liebenswürdigen Mademoiselle Doligny, welche acht Jahre später glanzvoll die Rosine im Barbier von Sevilla machte — doch noch einen recht leidlichen Erfolg. Viel schlimmer erging es unserem angegangenen Dramatiker mit seinem Schauspiel „Deux amis", welches man als ein kaufmännisches bezeichnen kann und welches er drei Jahre später auf die Bühne brachte. Es wurde förmlich von derselben weggepfiffen und Grimm führte

in seiner „Literarischen Korrespondenz“, wo er dieses Fiasko's erwähnte, den darüber in Paris umgehenden Stachelvers an: —

„J'ai vu de Beaumarchais le drame ridicule,
Et je vais en un mot vous dire ce que c'est:
C'est un change où l'argent circule
Sans produire aucun intérêt*).“

Aber mochten sie pfeifen, spotten und lachen, Messire Caron de Beaumarchais hatte inzwischen anderweitig sein Schäfchen auf's Trockene gebracht, und zwar in Gestalt der jungen, schönen und reichen Wittwe Geneviève Madeleine Lévêque, mit welcher unser glücklicher Glücksritter im April 1768 sich verheiratete. Leider hielt auch diese Ehe nicht vor. Denn nachdem Madame Beaumarchais ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, starb sie schon im November von 1770 im Kindbett und das Kind folgte ihr zwei Jahre später ins Grab. Die Neuigkeitsjäger zischelten, Beaumarchais habe seine Frau

*) Noch gröber heißt es in einer gleichzeitigen Satire von Palissot: —

„Beaumarchais, trop obscur, pour être intéressant,
De son dieu Diderot est le singe impuissant.“

vergiftet, um sie zu beerben. Eine ganz lächerliche Verleumdung, um so mehr, da der größere Theil des Vermögens der Verstorbenen aus lebenslänglichen Renten bestanden hatte. Aber werft dem Pöbel, dem vornehmen wie dem niedrigen, das Dümmste hin, er wird stets begierig danach schnappen. Ganz in der Ordnung also, daß die zahlreichen Feinde unseres Parvenu, welcher, so wie er war, zahlreiche Feinde haben mußte, später denselben der öffentlichen Meinung nicht ohne Erfolg als einen „Giftmischer" signalisiren konnten. Denn was ist leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, dessen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilslosigkeit und Bosheit.

4.

Bislang, d. h. bis zum Tode seiner zweiten Frau, konnte der Lebenslauf des Uhrmachersohns aus der Straße Saint-Denis wohl eine stetig aufsteigende Spirallinie heißen. Nun aber schien es mit dem Aufsteigen zu Ende zu sein. Dickes Gewölke des

Mißgeschickes umhüllte den Weg unseres Glücksritters und heftiger Strichregen des Aergernisses schlug ihm ins Gesicht. Aber der Mann hatte scharfsichtige Augen, ein gesundes Knochengestell, eine kräftige Lunge und eine Seele voll stählerner Springfederkraft. Solche dauerhaft und elastisch gebaute Sterbliche können fallen; aber sie fallen nie auf den Kopf, sondern katzengleich stets auf die Beine, und sie lassen sich durch so einen gelegentlichen Sturz keineswegs abschrecken, die Kletterung nach Fortuna's Stangenspitze abermalen zu beginnen.

Im Jahre 1771 war die Lage von Beaumarchais keine liebliche. Seine junge, schöne, reiche Frau todt, sein Ruf als dramatischer Autor nicht sehr viel über oder gar unter dem Strich, sein Privatcharakter häßlich verdächtigt. Dazu nun kam ein Prozeß, welcher angestrengt wurde, um ihn zu entehren und ökonomisch zu ruiniren. Diese Gefahr aber rief in Beaumarchais den Prozeßkünstler wach, wie es einen solchen niemals wieder gegeben hat, und als der erste Prozeß einen zweiten zeugte, diente derselbe nur dazu, die ganze Genialität, alle die

Talente unseres Mannes zur höchsten Kraftäußerung zu steigern, zu einer vielseitigen Thätigkeit, mittelst welcher er zu einem höchst bedeutenden Vermögen gelangte und zu einem so glänzenden Rufe, daß er für eine Weile der berühmteste und populärste Mann seines Landes und seiner Zeit gewesen ist.

Der Gönner und Kompagnon von Beaumarchais, Paris du Verney, starb hochbejahrt im Juli 1770 mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,500,000 Francs, dessen Erbe einer seiner Großneffen, der Graf de la Blache, war. Diesem war die Freundschaft, welche sein Großoheim für Beaumarchais gehegt, stets ein Dorn im Auge gewesen, und da unser Emporkömmling wohl wußte, was er bei Gelegenheit von dem Herrn Grafen zu erwarten haben würde, hatte er Sorge getragen, mittelst eines im April 1770 abgeschlossenen Vertrags seine geschäftlichen Beziehungen zu Herrn du Verney in aller Form zu ordnen, d. h. zu klarem Abschluß zu bringen und das beiderseitige Soll und Haben festzustellen. In der ganzen Sache hat sich Beaumarchais, das mußte jedes unbefangene Auge sofort er-

kennen, durchweg rechtlich und ehrenhaft benommen. Aber der Herr Graf de la Blache pflegte von dem Kompagnon seines Verwandten zu sagen: „Je hais cet homme comme un amant aime sa maitresse!“ und war daher, sobald sein Großoheim die Augen geschlossen, wüthend darauf aus, Vernunft und Recht bei Seite zu setzen, um seinen Haß zu befriedigen. Er begnügte sich nicht, Beaumarchais wegen der Zahlung von 139,000 Livres, welche derselbe angeblich seinem verstorbenen Großoheim noch schuldig gewesen sei, zu belangen, sondern zog den Gehaßten auch wegen angeblicher Fälschung des Rechnungsabschlusses vom April 1770 vor Gericht. Der Prozeß währte für jene Zeit nicht allzulange, nämlich nur acht Jahre, und wurde im Juli 1778 in dritter und letzter Instanz durch das Parlament der Provence vollständig zu Gunsten von Beaumarchais entschieden, dessen Gegner vergebens alle Mittel vornehm-nichtswürdiger Kabale in Bewegung gesetzt hatte und schließlich mit allen seinen Forderungen abgewiesen, außerdem aber zur Bezahlung der Prozeßkosten und zur Entrichtung von 12,000

Francs an seinen Widerpart „pour raison de calomnie“ verurtheilt wurde.

Inmitten der Trubel dieser Prozedur fand unser zu Handen seiner Richter unermüdlich „Mémoire“ auf Mémoire loslassender Prozeßkünstler Zeit und Stimmung, seinen „Barbier von Sevilla“ zu entwerfen und auszuführen. Zu seinem Schaden hat er auch Zeit und Stimmung noch zu Anderem gefunden. Nämlich zu einem Liebeshandel mit der hübschen und pikanten Mademoiselle Ménard, einer Komödiantin vom Theater Français. Derartige Damen, wohl wissend, was für ein zerbrechlich Ding ihre Tugend, haben die vorsichtige Gewohnheit, lieber zwei oder mehrere Hüter und Schützer besagter Zerbrechlichkeit anzustellen als nur einen, und daher kann es nicht überraschen daß Mademoiselle neben ihrem „väterlichen Freunde“ Beaumarchais noch einen jungen Grandseigneur, den Duc de Chaulnes, mit besagtem Hüteramt betraut hatte. Der Duc war seiner Pflicht eine Weile sehr eifrig nachgekommen und hatte seine schöne Schützlingin unter Anderem auch mit einem Töchterlein beschenkt. Dann war der

bizarre Mensch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf seinem Posten abgelös't, als er auf den Einfall kam, es sei eine Schmach, von einem „Roturier“ verdrängt worden zu sein, und folglich müßte er den Eindringling umbringen. Beaumarchais' trefflicher Biograph de Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homerischen Helden Ulysses und Ajax; allein alle seine Vielgewandtheit vermochte unsern Caron-Ulysses nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —“ lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces“. Aber noch in derselben Stunde überfiel der wüthende Ajax seinen Mithüter komödiantinischer Tugend, überfiel denselben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ würdevoll vorsaß, überschüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hause, würgte, zerbläute und zerraufte ihn, schund ihm

mit seinen herzoglichen Nägeln das Gesicht, kurz, führte sich wie ein besoffener Matrose oder wie ein Kurfürst von Dulderland auf. Es ist halb mitleidswerth und halb lächerlich anzusehen, wie der Mißhandelte in dieser kläglichen Situation sich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Respekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Respekt soweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer Gleiches mit Gleichem vergalt und, wie er in seinem über dieses Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft seines Armes dem Herzog einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzte.“ Herbeigerufene Polizeimannschaft riß endlich die homerischen Zweikämpfer auseinander und unser geprügelter und zerraufter Ulysses besaß Elasticität genug, eine auf den Abend dieses Unglückstages angesetzte Vorlesung seines „Barbier von Sevilla“ nicht zu versäumen und einer zahlreichen Versammlung sein Stück mit Geist und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht

zu Ende. Der Duc de Brillière, Minister des königlichen Hauses, und das Tribunal der Marschälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwischen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wissen, „en vertu de sa quittance“ ein solcher — zur Verhandlung kamen, mischten sich darein. Der Duc de Brillière belegte Beaumarchais mit Hausarrest, bis der König in der Sache seinen Willen kundgethan hätte. Der Gerichtshof der Marschälle aber citirte den Arrestanten, ließ sich von demselben unschwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, sondern auf dem Duc de Chaulnes läge, schickte daraufhin diesen Grandseigneur mittelst eines Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarrest Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Minister des königlichen Hauses, erbos't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs“ einen Arrest aufzuheben, welchen er, Monseigneur le Duc, „im Namen des Königs“ verhängt hatte, schickte, immer „im Namen des Königs“, den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübsche

Probe, fürwahr, der Justizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Minister die Freilassung des Vergewaltigten, welcher gerade damals seinen gegen den Grafen de la Blache geführten Prozeß in erster Instanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche sein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er sich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern seines Gefängnisses hervor ein Feuer, dessen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung versetzte und welches eines der gehässigsten und gehaßtesten Institute der Willkürherrschaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou", welches auf Betreiben des Kanzlers dieses Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitresse Dubarry Ludwig der Fünfzehnte mittelst Edikts vom 7. Dezember 1770 gewaltsam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches gesetzt hatte.

Von unserem Prozeßkünstler, welcher jetzt im Begriffe, ein superlativischer zu werden, war in Er-

fahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Prozeß Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohne Gleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlags ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kickericki ein ganzes Volk wachkrähte, und das Alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Prozesses zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zu-

gänglicher sein, so der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geschenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unser gelehriger Freund ließ sofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten besetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie sie sagte. Beaumarchais gab auch diese Summe noch, wogegen Madame versprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, so der freigebige Mann seinen Prozeß verlöre. Der Sekretär jedoch sollte in jedem Falle seine 15 Goldstücke behalten. Nach diesen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieser Audienz verlor er seinen Prozeß durch Parlementsspruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und sogar seine Elastizität schien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber sie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir sehen den seltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weise war es ein verschwindend

kleiner Nebenumstand in diesem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Basis ward, auf welcher stehend er ein welthistorisches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm gewissenhaft die 100 Goldstücke und die Diamantenuhr zurückgestellt; er aber, in seiner Erbitterung über den Verlust seines Prozesses, in seiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu seinen Ungunsten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erliefert hatte, aus der Tasche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldstücke jemals empfangen zu haben. Ein erstes drohendes Kickeriki von Seiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüstung über die Verunglimpfung seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anstrengt. Daß dieser Gerichtshof,

so wie er war — das „Parlement Maupeou“ — seinem Mitglied Goëzman unter allen Umständen gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verstand sich von selbst. Aber Einerlei, unser Vielgewandter fühlt Angesichts dieser Gefahr zum ersten Male seinen Genius ganz und voll und so setzt er sich hin und schleudert seine weltberühmten vier „Mémoires“ auf's Papier, aus logischer Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und schmetternden Donnern der Beredtsamkeit gewobene Offenbarungen der polemischen Muse, die nicht ihres Gleichen haben. Die bewunderungswürdigste Kunst des unvergleichlichen Prozeßkünstlers aber war diese, daß er sich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt seiner Nation aufschwang, zum Geist und Feuer sprühenden Rächer der von der französischen Justizpflege hunderttausendfältig geschädigten und geschändeten Gerechtigkeit, zum unwiderstehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpressung und Grausamkeit zusammengeschwindelten Injustizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufsehen, welches die beaumarchais'schen Streit-

schriften erregten, war ungeheuer: sie sind in Wahrheit ein Ereigniß gewesen, nicht allein für Frankreich, sondern für ganz Europa. Es wurde darin einer der wichtigsten Grundsätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz, siegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies Alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, dessen Sache seine Landsleute und Zeitgenossen mit Fug „la cause de la nation" nannten, zu verurtheilen, und es scheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerstehen verurtheilt würde, den Entschluß gefaßt hatte, diesem Aeußersten durch Selbstmord zu entgehen. Der Urtheilsspruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme" und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour" erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, seinem Amte zu entsagen und verlor sich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem un-

endlich viel besseren Mann, als er selber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was soviel hieß wie: Du bist unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du bist bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieses Urtheil werthete, diese Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie schon damals ein Theil der französischen Aristokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime stand, kann schon die eine Thatsache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Fest veranstalteten. In seinem Einladungsschreiben hatte der letztgenannte Grandseigneur zu Beaumarchais gesagt: „Wir sind aus einem sattsam guten Hause, um Frankreich zu zeigen, wie es einen so großen Bürger, der Sie sind, ehren soll.“ War das nicht auch schon wiederum ein Stück Revolution?

Das Parlement Maupeou ist an der Todeswunde gestorben, welche ihm Beaumarchais' Feder geschlagen. Dasselbe aufzulösen und die früheren Parlemente wiederherzustellen, ist bekanntlich eine der ersten Regierungshandlungen Ludwigs des Sechszehnten gewesen. Nun war für unsern „Blamirten“ die Zeit gekommen, sich entblamiren zu lassen. Noch bevor das Jahr 1775 zu Ende, wurde durch Entscheid des „Grand-Conseil“ des pariser Parlements das gegen ihn ergangene Urtheil, sowie die Entscheidung des Parlements Maupeou in Sachen De la Blache contra Beaumarchais für null und nichtig erklärt und der genannte Prozeß an das Parlement der Provence zu Aix als an die letzte Instanz gewiesen. Dort erfolgte dann, wie schon erwähnt worden, im Juli 1778 der völlig zu Gunsten unseres Prozeßkünstlers lautende endgültige Spruch. Bevor ihm jedoch in dieser Weise seine Rehabilitation und sein Recht zu Theil ward, begegnet uns der „blamirte“ Proteus in einer neuen Rolle: — der Uhrmacher, Musiker, Küchenschreiber, Jagdgerichtspräsident, Duellant, Spekulant, Rührdramen-

schreiber und Parlement-Maupeou-Tödter wird diplomatischer Geheimagent Ludwigs des Fünfzehnten.

5.

In der Leidensgeschichte der unglückliche n — wenn auch keineswegs schuldlosen oder gar „engelreinen" — Königin Marie Antoinette gibt es einen Umstand, welcher sehr geeignet ist, denkender Menschen Mitleid wachzurufen. Ich meine die bebende Angst, welche der Königin im November 1790 eingejagt wurde durch die Nachricht, daß „cette misérable créature", die Halsbandgeschichte-Lamotte, aus England, wohin sie entflohen war, zurückkehren würde*). Die Großen der Erde, falls dieselben Zeit hätten, Geschichte zu studiren, und Verstand genug, sie zu verstehen, könnten aus diesem Zittern der armen Königin, wie aus

*) Correspondance inédite de Marie Antoinette, publ. sur les docum. origin. par l. c. Paul Vogt d'Hunolstein. 2 édit. Paris 1864, p. 168—69. Es haben sich gegen die Echtheit dieser Briefe im Einzelnen Zweifel erhoben, wodurch dieselbe jedoch im Ganzen nicht beanstandet wird.

der ganzen Halsbandprozedur und ihren Nachwehen, Manches, sogar Vieles lernen. Vor Allem dieses, daß in der Stickluft des Despotismus, wie alles Gemeine und Schlechte, so auch die Verleumdung vortrefflich gedeiht und daß die Gewaltsamkeit, womit die freie Erörterung niedergehalten wird, mit Nothwendigkeit die Menschen dahin führt, von ihren Vergewaltigern selbst das Abenteuerlichste und Infamste als selbstverständlich mit Begierde zu glauben.

Unter den zahllosen Symptomen der unheilbaren und unaufhaltsamen Fäulniß des Ancien Régime trat als eines der bezeichnendsten der heimliche Krieg hervor, welchen Hof und Regierung gegen die oppositionelle, in England und Holland aufgestellte Presse, die häufig nur eine Schandpresse war, zu führen sich veranlaßt sahen. In diesem Kriege ließ sich jetzt Beaumarchais verwenden und zwar zu Gunsten des scharlachenen Lasters, der Haupt- und Staatsmetze Dubarry. Von einem Proteus kann man natürlich nicht verlangen, daß er ein Charakter sei, und unser Mann hat auch nie den Anspruch erhoben, ein solcher zu sein. Trotzdem dürfen wir billig vermuthen, daß es wenigstens seinem Reinlichkeitssinn

keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben müsse, sich mit der ihm aufgegebenen schmutztriefenden Mission zu befassen. Er hatte aber kaum eine andere Wahl. Nach seiner Verdonnerung durch das Parlement war dem Blamirten par ordre du mufti absolutes Stillschweigen auferlegt worden, wodurch es ihm rein unmöglich gemacht war, an seiner Rehabilitation zu arbeiten. In diesem unerträglichen Zustande befand er sich, als ihm der König durch seinen ersten Kammerdiener De la Borde sagen ließ, er könnte, so er wollte, seine Entblamirung verdienen. Schwerlich dürfte i. J. 1774 ein Franzos oder überhaupt ein Mensch gelebt haben, welcher unter diesen Umständen nicht mit Beaumarchais geantwortet hätte: „Ich stehe Sr. allerchristlichsten Majestät zu Befehl."

Es lebte damals ein französischer Industrieritter niedersten Grades, Théveneau de Morande, in London und zwar lebte er von dem Skandal, welchen er in Form von Libellen nach Frankreich hinüberschmuggelte, — ein zu jener Zeit, wie Männiglich weiß, überhaupt sehr schwungbaft betriebenes Geschäft. Eines Tages erhielt Dame Dubarry von Seiten dieses Bieder-

mannes die briefliche Anzeige, daß er demnächst ein Buch, dessen Heldin Madame sei, veröffentlichen werde unter dem anziehenden Titel: „Mémoires secrets d'une femme publique.“ Aufgestürmt durch die also Bedrohte, verlangte Sultan Ludwig vom englischen Kabinett die Auslieferung des Libellisten. Die Regierung des Urlandes der Heuchelei gab zur Antwort: Wir können den Kerl nicht öffentlich ausliefern, weil das gegen Gesetz und Brauch Altenglands verstößt; wenn aber Se. allerchristlichste Majestät im Geheimen eine Truppe Polizisten herüberschicken und den Lumpenhund heimlich aufheben und entführen lassen will, werden wir dazu beide Augen zudrücken. Auf dies hin schickte der französische Polizeiminister wirklich in aller Heimlichkeit die gehörige Anzahl von Polizisten nach London. Allein der schlaue Morande, welcher in Paris seine Korrespondenten besaß und zwar in hohen Gesellschaftsregionen, hatte Wind bekommen, signalisirte die bevorstehende Ankunft seiner Entführer in spe geräuschvoll dem englischen Publikum und so sahen die Sendlinge der pariser Polizei ihr Unternehmen

nicht nur zum Voraus vereitelt, sondern entgingen auch nur mit höchster Noth der Gefahr, vom londoner Pöbel in die Themse geworfen zu werden. Stolz auf diesen Erfolg, beeilte Morande den Druck seiner Denkwürdigkeiten der Dubarry und bald lagen 3000 Exemplare zur Versendung nach Frankreich über Holland und Deutschland bereit. Inzwischen war Ludwig der Fünfzehnte auf den Gedanken gekommen, in Güte mit dem gefürchteten Pamphletisten zu verhandeln und mit dieser Verhandlung unsern vielgewandten Blamirten zu betrauen. Beaumarchais übernahm den Auftrag, ging im März von 1774 unter dem Namen Ronac (Anagramm von Caron) nach London, wußte sich mit dem ebenso mißtrauischen als pfiffigen Morande in Beziehung zu setzen und von demselben zu erlangen, was der König wünschte. Die Handschrift und die 3000 gedruckten Exemplare des Libells wurden in der Nähe von London in einem Kalkofen verbrannt und es kostete diese Operation 20,000 Francs, welche aus der französischen Staatskasse zur Vergütung an Morande sofort bezahlt wurden, sowie ferner all-

jährlich 4000 Francs, welche lebenslängliche Rente sich der wohlerfahrene Arbeiter im Unkraut des Aergernisses ausbedungen hatte. Man sieht, das französische Volk hatte den Schutz des „guten" Rufes der Scharlachenen ganz anständig zu honoriren; denn, wohlverstanden, Monsieur Morande bezog auch unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten seine Jahresrente. Im Uebrigen muß man Beaumarchais bezeugen, daß er seine schmutzige Mission möglichst säuberlich vollzog, indem er sich weigerte, dem Ansinnen des Duc d'Aiguillon, welcher damals gemeinsam mit der Staatshure Frankreich regierte, zu entsprechen, dem Ansinnen, die Korrespondenten und Korrespondentinnen Morande's zu erliefern und zu verrathen. Die Worte, welche er hierüber später an Ludwig den Sechszehnten schrieb, gereichen ihm sicherlich zur Ehre: — „Trop heureux de parvenir à supprimer ces libelles sans en faire un vil moyen de tourmenter sur des soupçons tous les gens qui pourraient déplaire, je refusai de jouer le rôle infame de délateur, de devenir l'artisan d'une persécution peut-être générale

et le flambeau d'une guerre de bastille et de cachots.“

Als Beaumarchais nach Paris zurückeilte, um den Lohn seiner erfolgreichen Mühwaltung zu empfangen, d. h. seine Rehabilitation, fand er den König todt und dessen Enkel und Nachfolger sehr geneigt, von seiner so eben bewährten Geschicklichkeit im Fache der geheimen Agentur ebenfalls Gebrauch zu machen. Demzufolge finden wir unsern Unermüdlichen im Jahre 1774 noch einmal auf dem Wege nach London, um die von dorther drohende Veröffentlichung eines Pamphlets zu hintertreiben, welches unter dem Titel: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers“ — erscheinen sollte und dessen vergiftete Spitze gegen die junge, damals noch kinderlose Königin Marie Antoinette gerichtet war, welche, gleich ihrem Gemahl, dadurch höchlich beunruhigt wurde *). Ausgestattet mit einem Attest

*) Wahrscheinlich bezog es sich auf das in Rede stehende Libell, wenn Marie Antoinette in einem aus Choisy vom 8. Oktober 1775 datirten Brief an ihren Bruder Joseph

von der Hand Ludwigs des Sechszehnten, ward Beaumarchais beauftragt, den Autor ausfindig und stumm zu machen. Nicht mit Dolch und Gift, aber mit Geld. Der Autor war ein italischer Jude, Angelucci, und Beaumarchais wurde um den Preis von 36,000 Francs richtig mit demselben handelseinig. Allein der verschmitzte Sohn Israels suchte unsern Vielgewandten zu überlisten und nach Empfang der genannten Summe, sowie nach Verbrennung von 4000 Exemplaren seines Machwerks, dasselbe dennoch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die energische Vereitelung dieses Unterfangens wurde für Beaumarchais zu einer ganzen Reihenfolge von Abenteuern, die ihn, immer auf der Fährte des Halunken von Juden, von London nach Amsterdam, von Amsterdam nach Nürnberg, von Nürnberg nach Wien führten, wo er, in höchster Aufregung, im Wund-

---

äußerte: — „L'année dernière le roy et moy nous avons été mis sur la voie d'abominables libelles préparés contre moy et encore mouillés de la presse. On a découvert que c'étoit une spéculation de fripon qui nous donnoit à nous même ce dont il étoit l'auteur.“ Corresp. inéd. p. 72.

fieber — denn er ist unterwegs bei einem tapfer bestandenen Raubanfall verwundet worden — die Kaiserin Maria Theresia bestürmte, den Schuft von Angelucci, den Verleumder und Beschimpfer ihrer Tochter, an Frankreich auszuliefern. Der patriarchalischen Despotin kam aber der in die Hauptstadt Oestreichs hereingeschneite Stürmer und Dränger selbst höchst verdächtig vor und sie fand es bedenklich, daß „so ein Mensch“ überhaupt mit den Angelegenheiten der Königin von Frankreich sich zu schaffen machte. Die Folge davon war, daß der arme Beaumarchais einen ganzen Monat lang als Gefangener in Wien zurückgehalten wurde, bis man sich aus Paris Aufschluß über ihn verschafft hatte. Dies geschehen, ließ man ihn laufen und die Kaiserin bot ihm zum Abschied ein Geschenk von 1000 Dukaten, welches anzunehmen er stolz verweigerte, wie er denn auch vom französischen Hofe keine Bezahlung seiner Dienste in diesen Libell-Sachen weder forderte noch empfing, einzig und allein um seine Rehabilitation arbeitend. Trotzdem verursachte die Unterdrückung der Pamphlete Morande's und Angelucci's, welche

mitsammen keinen Franc werth waren, der französischen Staatskasse eine Ausgabe von 172,000 Francs, zu einer Zeit, wo der Staatsbankerott schon vor der Thüre stand. Und noch immer gibt es „Historiker", welche schamlos genug sind, die Finanz- und sonstige Lotter- und Luder-Wirthschaft des Ancien Régime schönfärben zu wollen!

Es liegt im Wesen der diplomatischen Geheimagentschaft, ja, wie Wissende wollen, auch der öffentlichen Diplomatik, mit Anrüchigem sich befassen zu müssen. Ist doch die genialste Denkerin, welche Deutschland bislang hervorgebracht hat, soweit gegangen, zu prophezeien, im Wörterbuch der Menschheit werden Diplomat und Schurke dereinst gleichbedeutend sein. In Erwartung dieser paradiesischen Zukunft sagen wir, daß unser Geheimagent zunächst allerdings noch ein weiteres mißduftendes Geschäft abzuthun hatte, eine Unterhandlung mit dem bekannten Chevalier d'Eon, welcher von Ludwig dem Fünfzehnten in den schmutzigen Hergängen seiner Privat-Diplomatik verwendet und gezwungen worden war, sich als Weib zu verkleiden, jetzt aber von London

aus mit Drohungen und Forderungen der Regierung Ludwigs des Sechszehnten äußerst unangenehm sich machte *). Nachdem es Beaumarchais gelungen war, dem alten Abenteurer, der so vielen Lärm in der Welt gemacht, den Mund zu stopfen — das Stopfungsmaterial waren 120,000 Livres — wurde ihm endlich der sehnsüchtig begehrte und wohlverdiente Lohn zu Theil, seine schon gemeldete feierliche Entblamirung und Rehabilitation (September 1776). Also wieder ein „ehrlicher" Mann in den Augen von aller Welt, ging der Sieur Caron de Beau-

---

*) Im Vorbeigehen sei das wenig bekannte Kuriosum erwähnt, daß ein gewisser Gaillardet zur Erklärung der erzwungenen Verkleidung d'Eons die tolle Hypothese aufgebracht hat, König Georg der Dritte habe eines Tages seine Frau, die Königin Sophie Charlotte, mit dem Chevalier in flagranti ertappt. Die Königin, welche durch d'Eon Mutter Georgs des Vierten geworden, habe, unterstützt von ihrem Leibarzt, ihrem bekanntlich sehr bornirten Gemahl weiszumachen gewußt, der Chevalier sei ein Weib. Der König habe darüber bei Ludwig dem Fünfzehnten Erkundigungen eingezogen und der Letztere, um die Königin zu schonen, die Angabe derselben bestätigt, zugleich aber zur Aufrechthaltung der Fabel den Chevalier gezwungen, beständig Frauenkleider zu tragen.

marchais frisch daran, die diplomatische Gewandtheit, welche er sich erworben, in einer ehrenhafteren Region zu erproben als dort, wo die Morande und Angelucci und d'Eon sich umtrieben.

6.

Beaumarchais'sche Beweglichkeit kann sich jedoch nicht begnügen, nur e i n e Sehne am Bogen zu haben. Hände, welche gebaut sind wie die unseres Mannes, fassen immer rechts und links an und bewältigen spielend die verschiedenartigsten Sachen zur gleichen Zeit. Das ist ein rastloses Agiren, Spekuliren, Prozessiren und dazu noch ein Dramatisiren, kraft dessen der „Barbier von Sevilla" am 23. Februar 1775 in Szene geht, nachdem es seinem Verfasser unsägliche Mühe gekostet, das Stück durch die Censur zu bringen, obgleich den demokratisch-revolutionären Grundgedanken desselben keiner der Herren Censoren witterte. Vielleicht, daß dieser Gedanke unserem Komöden selber nicht zu klarem Be-

wußtsein gekommen. Aber vorhanden war er und zwar in dem bedeutungsvollen Umstand, daß der Barbier Figaro, ein auf der untersten Leitersprosse der sozialen Hierarchie stehender Mensch, in dem Drama die Hauptrolle innehat und dieselbe in einer Weise durchführt, welche klärlich darthut, wie unendlich er den Standespersonen, die er gängelt und leitet, überlegen ist. Es heißt, wenigstens Urtheilsfähigen gegenüber, nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß Figaro's Auftreten auf der Theaterbühne die symbolisch-prophetische Antecipation vom nahebevorstehenden Auftreten des Volkes auf der Weltgeschichtsbühne gewesen sei.

Der Zudrang zur ersten Aufführung war ein beispielloser; aber das Stück mißfiel und La Harpe gab darüber das strenge Verdikt ab: „Es hat zu Viel von einer Posse, seine Weitschweifigkeiten haben Langeweile, seine schlechten Späße Widerwillen, seine schlechten Sitten Entrüstung erregt.“ Aber Beaumarchais, längst gewöhnt, seine Erfolge der Welt zu entreißen, gab seinen Barbier nicht so leicht verloren. Am 23. Februar durchgefallen, erschien

die Komödie, abgekürzt und wie mit Dampfkraft umgeschmolzen, schon am 25. zum zweiten Mal auf den Brettern. Am 26. schrieb Frau Du Deffant an Horaz Walpole: „Gestern war ich in der Komödie von Beaumarchais, welche man zum zweiten Mal gab. Bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen, hatte sie gestern einen außerordentlichen Erfolg. Sie wurde beklatscht, daß die Wände des Saals hätten bersten mögen; sie wird bis zu den Wolken erhoben." Jetzt war die Stellung des Barbiers von Sevilla in der dramatischen Literatur Frankreichs entschieden. Seit dem Schöpfer des Tartuffe war kein Komöde mehr aufgestanden wie der Schöpfer des Figaro und diese Charakterfigur durfte auf dem sozial-politischen Gebiete ganz dieselbe Bedeutung ansprechen, welche auf kirchlich-religiösem dem Heuchler Molière's zukommt. Die Fabel des Stückes ist bekanntlich eine sehr alte Geschichte: — die Nasführung eines alten Gecken von Vormund, welcher seine schöne junge Mündel heiraten möchte. Aber die Behandlung dieses Stoffes ist so voll Kraft und Grazie, der Dialog funkelt so prächtig von Geist, Witz und Bosheit, daß

ein besseres Intrikenstück kaum gedacht werden kann.

Wunderlichst drängen und häufen sich die Kontraste, mitunter die grellsten, im Dasein unseres Mannes. Zur Zeit, wo er sich seiner Komödie halber mit Censoren, Kritikastern, Schauspielern und Schauspielerinnen herumbeißt, wird ihm die absonderliche Aufgabe gestellt, seinen sterbenden Gönner, den atheistischen Prinzen von Conti, zu überreden, mit den kirchlichen Sterbesakramenten sich versehen zu lassen. Der Verfasser des Barbiers von Sevilla in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Paris daran arbeitend, den „französischen Alkibiades" — wie man den Prinzen nannte — „en bon chrétien" sterben zu machen, d. h. demselben die Annahme der letzten Oelung aufzureden . . . ist das nicht eine der bizarrsten Szenen der tollschönen Tragikomödie jener Zeit? Und auch dies ist ein bizarrer Charakterzug derselben, daß nach dem Tode des französischen Alkibiades, welcher Mitglied der Akademie gewesen war, der gelehrte Direktor dieses Instituts, Monsieur Gaillard, dem Verstorbenen

in öffentlicher Sitzung eine Lobrede hielt, deren Inhalt für uns ganz märchenhaft klingt. „Die Helenen, die Ariadnen und so viele Andere haben, geblendet von seinem Ruhm, entzückt von seiner Anmuth, darnach verlangt, von ihm besiegt zu werden, und haben nicht ihre Niederlage, sondern nur seine Unbeständigkeit beklagt. Alle Schönen bevorzugten ihn und e r bevorzugte alle." So leierte es noch lange weiter in der Lobpsallirung der Wüstlingschaft des Prinzen und dies geschah in feierlicher Versammlung des Instituts von Frankreich, als schon die Sturmglocken leise zu schwingen begannen....

Die weltgeschichtliche Schicksalsironie hat es, wie Jedermann weiß, gewollt, daß das in Frankreich auf die Neige gehende absolute Königthum der jenseits des Ozeans erstehenden Demokratie aufhelfen mußte. Daß und warum und wie der französische Hof mit den amerikanischen Rebellen gegen England gemeinsame Sache machte, ist sehr bekannt. Wenig dagegen in engeren und gar nicht in weiteren Kreisen, daß in diesem ewig denkwürdigen Unternehmen

Beaumarchais nicht nur einen Finger, sondern eine ganze Hand hatte, daß er eines der bedeutendsten Triebräder der widerenglischen Politik seines Landes, einer der eingreifendsten Bundesgenossen der Nordamerikaner, ja geradezu eine gegen Großbritannien kriegführende Macht gewesen ist.

Das wurde er aber erst im Verlaufe dieses „Geschäftes"; denn wir sehen ihn zuvörderst in seiner alten bescheidenen Rolle als geheimer Agent in dasselbe eintreten. Als solcher ist er im Auftrag des Grafen von Vergennes, welcher — einer der tüchtigsten Minister, die Frankreich jemals gehabt — zur Zeit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gegen den Herbst von 1775 zu wiederum nach London gegangen. Sein Auftrag war, das französische Kabinett über den Stand der englischen Parteien und ihre Stellung zur amerikanischen Frage genau zu unterrichten; daneben auch unauffällige Beziehungen mit den nach England herübergeschickten Agenten der amerikanischen „Insurgenten" anzuknüpfen. Unser Proteus lös'te diese Aufgaben meisterlich. Durch einen alten Bekannten von Madrid her, Lord Rochford,

wußte er sich einen Späherpfad in das Kabinett des englischen Premier, Lord North, zu bahnen, während er zugleich der vertraute Tischgenosse von Wilkes, damals Lordmajor von London, war und demnach mit der Opposition, welche bekanntlich die Sache der Amerikaner begünstigte, so zu sagen auf Du und Du stand. Schon im September von 1775 sandte er ein Mémoire an Ludwig den Sechszehnten, dessen Darlegungen schließlich also zusammengefaßt waren: „Die Engländer werden ihrer Gegenbemühungen ungeachtet Amerika einbüßen. Der Streit ist hier in London noch heftiger entbrannt als drüben in Boston. Das Ende der Krisis wird ein Krieg mit Frankreich sein.“ Im Fortgang seiner Berichte an den König und an den Grafen Vergennes kommt Beaumarchais immer wieder auf diesen Gedanken zurück: — „Die Amerikaner werden triumphiren, aber man muß sie in ihrem Kampfe unterstützen; denn falls sie unterlägen, würden sie sich gemeinsam mit den Engländern gegen uns kehren.“ Zunächst empfahl er, da Frankreich noch nicht zum Kriege gerüstet sei, geheime Unterstützungen der Rebellen

in Form von Handelsgeschäften und seine Anschauung drang im französischen Kabinett allmälig durch.

Im Juni von 1776 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten eifrig dabei, das von ihm vorgeschlagene eigenthümliche „Handelsgeschäft“, kraft dessen die Amerikaner mit Waffen, Feldgeräthe und Munition versehen werden sollten, ins Werk zu setzen. Die französische Regierung griff dabei im Geheimen dem kühnen Händler zunächst mit einer Million Francs unter die Arme und auf Vergennes' Betreiben mit einer gleichgroßen Summe der spanische Hof. Sofort begann Beaumarchais seine Unternehmungen, indem er, mit dem nach Paris gekommenen Agenten der Amerikaner, Silas Deane, in Verbindung getreten, Schiffe ankaufte, ausrüstete, bemannte und befrachtete, um den Rebellen drüben die nöthigen Kriegsmittel zuzuführen. Das Geschäft, anfänglich mit so geschickter Heimlichkeit betrieben, daß die argwöhnischen Engländer Nichts merkten, nahm nach und nach große Verhältnisse an, und nachdem die Sachen so weit gediehen waren, daß

Frankreich die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannte, ein Bündniß mit denselben schloß und England den Krieg erklärte, machte das Haus Beaumarchais den Seekrieg des Hauses Bourbon gegen das Haus Hannover förmlich mit. So zwar, daß das beaumarchais'sche Schiff „Le fier Rodrigue" von 60 Kanonen namentlich in dem Seetreffen auf der Höhe der Insel Granada, wo der französische Admiral d'Estaing den englischen Admiral Byron zum Rückzuge zwang, tapfer zur Entscheidung mitwirkte.

Allein das weltgeschichtliche, zu Gunsten der Befreiung Nordamerika's unternommene und durchgeführte Handelsgeschäft hatte neben seiner glänzenden auch seine dunkle Seite. Zwar die Amerikaner waren nicht undankbar — in Worten. So hatte z. B. Silas Deane aus Paris an den leitenden Ausschuß des Kongresses der Vereinigten Kolonieen geschrieben: „Ich würde hier nie an's Ziel gekommen sein ohne die unermüdlichen, großmüthigen und geschickten Bemühungen des Herrn de Beaumarchais, welchem die Vereinigten Staaten mehr Dank schul-

dig sind als irgendeinem Menschen auf dieser Seite des Ozeans.“ Unglücklicher Weise hatte unser Geschäftsmann nicht nur schön klingende Worte nöthig, sondern auch und mehr noch klingendes Geld. Gerade damit aber, d. h. mit der Anerkennung und Abzahlung des nach und nach bedeutend angewachsenen Guthabens von Beaumarchais wollten oder konnten die Amerikaner nicht herausrücken und sie brachten ihn dadurch gegenüber seinen heimlichen Kompagnons, d. i. gegenüber dem französischen und spanischen Hofe, nicht selten in die peinlichste Verlegenheit. Die Yankees haben bekanntlich gegen das Schuldenzahlen von jeher eine unbesiegliche Abneigung gehabt. Im April von 1781 anerkannte der Kongreß, daß er dem Sieur de Beaumarchais noch 3,600,000 Livres schuldete. Von dieser ganzen Summe hatte er i. J. 1787 noch keinen Franc erhalten, und als er endlich einen derben Heischebrief hinüberschickte, erhielt er die überraschende Antwort, daß „die Vereinigten Staaten ihm nicht nur Nichts schuldig seien, sondern im Gegentheil er ihnen 1,800,000 Francs schulde.“ Auf die unabläs-

sigen Reklamationen von Seiten Beaumarchais' hin ließ sich der Kongreß i. J. 1793 wieder herbei, anzuerkennen, daß die Vereinigten Staaten ihrem Gläubiger in der That 2,280,000 Francs schuldeten; aber vom Bezahlen war auch jetzt keine Rede, obgleich Beaumarchais von der Dachkammer aus, welche er damals als Flüchtling in Hamburg bewohnte, flehentliche Vorstellungen an den Kongreß und an das amerikanische Volk richtete. Umsonst. Diesen Prozeß hat der große Prozeßkünstler nicht gewonnen, obzwar das Recht in wahrhaft schreiender Weise auf seiner Seite war. Er vermachte denselben seinen Hinterlassenen und die Familie Beaumarchais hat dann auch den Prozeß noch volle 36 Jahre fortgeführt, bis zum Jahre 1835, wo ihr die Regierung der Vereinigten Staaten die Wahl ließ zwischen 800,000 Franc oder Nichts. Natürlich mußte sie sich entschließen, die mit schnöder Rechtswidrigkeit und Undankbarkeit ihr angebotene Abfindungssumme zu wählen. Unendlich viel anständiger und gerechter als die Yankees handelte Ludwig der Sechszehnte gegen Beaumarchais, indem er diesem als Entschä-

digung für seine in dem amerikanischen Handelsgeschäft nachgewiesener Maßen erlittenen Verluste 2,275,625 Livres bewilligte, und dies noch dazu gerade zur Zeit, als der also Entschädigte seine „Hochzeit des Figaro" auf die Bühne brachte.

Man muß bornirt sein wie ein glaubenseiniger Tiroler und servil wie ein deutscher Patent-Liberaler, um nicht einzusehen, daß lange vor dem 23. Juni und dem 14. Juli von 1789 die französische Revolution thatsächlich schon in raschem Gange war. Widerstandslos mit der Zeitströmung treibend machte der arme sechszehnte Ludwig mit seinen Maurepas, Vergennes, Turgot und Necker Revolution. Ein sehr lautredendes Zeugniß hiefür ist die vertrauliche Verbindung der Regierung mit dem Manne, welcher den Figaro geschaffen, das Parlement Maupeou todtgeblitzt, die Sache der amerikanischen Rebellen mit Wort und That höchst bedeutend gefördert und zum Ueberfluß so eben auch noch den ganzen Voltaire in 70 Bänden in 8 und in 92 in 12 herausgegeben hat.

Dieses letztere Unternehmen, vom Jahre 1779

datirend und während der Fortdauer des großen amerikanischen Geschäftes gleichsam so nebenher betrieben, war bei den damaligen Mitteln des Bücherdrucks und Bücherhandels ein wahrhaft kolossales, ein bis dahin beispielloses. Zu den technischen und ökonomischen Schwierigkeiten kam auch noch die weitere, daß nahezu die Hälfte der Werke des großen Spötters in Frankreich verboten war, was freilich nicht hinderte, daß die verpönten Voltaireismen in den herrschenden Klassen mit Wollust verschlungen und wieder verschlungen wurden. Ist es doch eine allgemein bekannte Thatsache, daß Parlementsräthe, während sie voltaire'sche Bücher zur Verbrennung durch Henkershand und Buchhändler des Verkaufs dieser Bücher halber zur Einthürmung verdonnerten, dieselben verpönten Bücher als ihre Lieblingslektüre in ihren Taschen hatten. Selbstverständlich ließ sich Beaumarchais nicht in die Sache ein, bevor er sich einen Rückanhalt gesichert hatte, und zwar in der Person des damaligen Quasi-Premier, des alten Grafen von Maurepas, der bekanntlich ein dezidirter „Voltairien" war und dem Unternehmen seinen und

des Königs heimlichen Schutz zusicherte. Das steht unbestreitbar fest. Der gute Gudin, Beaumarchais' treuester Freund und begeisterter Denkwürdigkeitenschreiber, Gudin, welcher für unsern Freund das gewesen, was Spucknapf Boswell für Johnson war, mag das Faktum ein Bißchen zu sehr dramatisirt haben. Ihm zufolge erfuhr Beaumarchais, daß Katharina die Zweite vorhätte, eine Gesammtausgabe der Werke Voltaire's in Petersburg drucken zu lassen. (Es war dieses Vorhaben nur einer der bekannten, von Zeit zu Zeit mit Schall und Knall von der Czarin nach Europa hereingeworfenen liberalen Windstöße, losgelassen, um die französischen Schöngeister in dampfende Weihrauchpfannen umzudüpiren.) Beaumarchais rennt mit dieser Neuigkeit spornstreichs zum Grafen Maurepas nach Versailles. „Excellenz, welche Schmach für Frankreich, wenn ein vollständiger Voltaire zuerst bei den Barbaren von Russen erschiene!" — „Allerdings eine Schmach. Aber was thun? Sie wissen, mein Lieber, ich bin eingeklemmt zwischen den Klerus und das Parlement, welche mitsammen nur allzusehr den Nachtvögeln gleichen,

die sich über das Licht des Tages erbosen (qui, trop semblables aux oiseaux de la nuit, s'effarouchent à l'éclat du jour). Indessen, die Sache ließe sich vielleicht doch wagen; aber ich kenne in unserem Lande nur einen Mann, welcher eines solchen Wagnisses fähig wäre." — „Wer ist der Mann, Herr Graf?" — „Sie." — „Nun ja, ich bin der Mann dazu, aber falls ich mein Geld, meine Zeit und Arbeit an die Sache wage und Klerus und Parlement kommen dann her und lassen mir das ganze Unternehmen konfiszziren, wie dann?" — „Hm, wissen Sie was? Wagen Sie frisch darauf los. Ich werde unter der Hand das Unternehmen schützen und verspreche Ihnen, daß auch der König — (den ich ja am Schnürchen habe, dachte der alte Voltairien in Parenthese) — Ihnen seinen Schutz angedeihen lassen soll."

Daraufhin ging unser Vielgewandter tüchtig ins buchhändlerische Zeug. Er kaufte dem Buchhändler Panckoucke die im Besitze desselben befindlichen, handschriftlich hinterlassenen und bislang noch ungedruckten, übrigens nicht sehr bedeutenden

Werke Voltaire's um 160,000 Francs ab, ließ aus England für 150,000 Livres prächtige Lettern kommen, kaufte drei Papiermühlen in den Vogesen und nahm vom Markgrafen von Baden das alte Schloß zu Kehl in Miethe, um daselbst eine großartige Druckerei zu errichten. Hier wurde der Gesammt-Voltaire in 162 Bänden (Oktav- und Duodezausgabe zusammengezählt) und in einer 15,000 Exemplare starken Auflage gedruckt — die ersten Bände erschienen 1783 — und es galt nun, den weitaus größten Theil dieser Masse von Voltaireismus rheinüber und nach Frankreich hineinzuschmuggeln, was kaum möglich gewesen wäre, hätte die Regierung nicht offenkundig durch die Finger gesehen. Zwar war Voltairien Maurepas schon 1781 mit Tod abgegangen, zwar bliesen die Pfaffen die Posaunen des Fluches und rührten die verknöcherten Juristen-Oligarchen der Parlemente die Pauken der Verfolgung gegen die fluchwürdige Invasion Gesammt-Voltaire's in Frankreich; allein unser Ulysses-Buchhändler hatte sich beeilt, nach Maurepas' Tod zum nicht minder mächtigen Beschützer seines Unter-

nehmens den Herrn von Calonne zu gewinnen, namentlich dadurch, daß er dem Bruder des Ministers, dem Abbé de Calonne, ausgesucht feine Diners gab. Im Uebrigen ist zu sagen, daß die Voltaire-Spekulation, vom Standpunkt des Geldsacks angesehen, eine verfehlte war. Die Leute bekamen es doch allmälig sehr satt, 70 oder gar 92 Bände Voltaireismen zu lesen oder gar zu kaufen, und Beaumarchais hatte nie mehr als 2000 feste Abnehmer. Seine Verluste bei diesem Unternehmen sind daher enorme gewesen; allein er hatte dermalen weder Zeit noch Lust, sich Viel daraus zu machen.

7.

Denn wie hätte unser Proteus, von jeher himmelweit entfernt von der Gemeinheit, das Geld als Selbstzweck anzusehen, sich groß um Geldverluste kümmern mögen zur Zeit, wo er, in eine wahre Glanzwolke von Berühmtheit eingehüllt, zur Zenithhöhe seines Daseins sich erhob? Ganz im Gegen-

theil! Um leichter emporzuschweben, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Das will, prosaisch zu sprechen, sagen, daß Beaumarchais unter den vielen anderen Mitteln, welche er in Bewegung setzte, um seine „Hochzeit des Figaro“ auf die Bühne zu bringen, auch dieses anwandte, von zahlreichen Lumpen von Grandseigneurs und Petitemaitresses, von Literaten und Komödianten sich anpumpen zu lassen. In der That, es befanden sich unter seinen Schuldnern Prinzen und Pairs, welche ihm Kapitalien und Zinsen zwar nicht in Geld, aber doch in allerhand „guten Diensten“ zurückbezahlten. Ah, er war ein Staats- und Prachtmensch von Praktiker, unser Vielgestaltiger und Vielgewandter. Er wußte, was das „Eine Hand wäscht die andere“ zu bedeuten hat in dieser schmutzigen Welt, wo die großen und kleinen Erfolge errungen werden, — so errungen werden, daß fürwahr die Hände des Gewaschenwerdens sehr bedürfen.

Wohl, er hatte also inmitten seiner hundertfältigen Arbeiten als Privat- und Staatsspekulant, als kriegführende Macht, Prozeßkünstler, Buchdrucker,

Buchhändler und Voltaire-Schmuggler seine große Streitkomödie geschrieben: „Le mariage de Figaro.“ Ein pulsirendes, explodirendes Ding von Lustspiel; eine Revolutionsbombe, mitten in die lüderlich-lustige Gesellschaft des Ancien Régime hineingeworfen, welche sich über das allerliebste Gesprühe und Geprassel dieser Höllenfeuerkomik zu Tode lachte. Ein Leichtfuß von Graf, welcher seinem Diener Figaro dessen Schätzchen abspenstig machen will, aber schmählich abgeführt, von dem Diener überlistet und unendlichem Gelächter preisgegeben wird — weiter Nichts. Aber wie ist das in Handlung gesetzt! So, daß, wer sehende Augen hatte, auf dem Kopfe des triumphirenden Figaro schon die rothe Mütze erblicken, und wer hörende Ohren besaß, aus dem Hintergrunde der Bühne schon die Fallbeilschläge dumpf hervortönen hören konnte.

Gab es solche Augen und Ohren? Es scheint, und wunderlicher Weise scheinen sie in und an dem, wie man leider gestehen muß, etwas sehr schafsmäßig gebildeten Antlitz des armen sechszehnten Ludwig gesessen zu haben. Man kennt aus den Memoiren

der Madame Campan die Szene, wo sich der nicht uneinsichtige Schwächling von König in Gegenwart der Königin von besagter Madame die seit dem Ende des Jahres 1781 handschriftlich umlaufende neue Komödie vorlesen ließ. Als die Vorleserin den Höhepunkt des Stückes erreicht, d. h. den berühmten Monolog Figaro's im fünften Akt, jenes prächtige Kriegsmanifest des Volkes gegen das Junkerthum, vorgetragen hatte, fuhr Ludwig los: „Das ist abscheulich! Dieses Stück soll niemals aufgeführt werden! Man müßte die Bastille zerstören, falls die Aufführung dieser Komödie keine gefährliche Inkonsequenz sein sollte. Dieser Mensch verhöhnt ja Alles, was an einer Regierung zu respektiren ist.“ Worauf Marie Antoinette mit einer Betonung, welcher man anmerkte, daß sie „die Hochzeit des Figaro“ nicht ungern auf den Brettern sähe: „Also das Stück kommt nicht zur Aufführung?“ — „Nein, Madame, gewiß nicht! Sie können sich darauf verlassen...“ Ach ja, man konnte sich auf die Festigkeit des armen Schlosserlehrlings von König verlassen. „Nie soll dieses Stück aufgeführt wer-

den!" hatte er gesagt und, siehe, am 27. April 1784 wurde die Hochzeit des Figaro auf der Bühne des Theater Français mit Pomp und Pracht und unerhörtem Halloh gefeiert.

Wir können es doch nur mit sehr gemischten Gefühlen mitansehen, welche Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe Beaumarchais in Bewegung setzen mußte, um seine Komödie zur Darstellung zu bringen, — er, der so eben in den Unabhängigkeitskampf Amerika's werkthätig eingegriffen hatte, ein Mithandelnder in einem Drama gewesen war, welches — nur Schwachköpfe begreifen das nicht und nur gelehrte Lakaien können es zu leugnen versuchen — eine unermeßliche Wohlthat für die Menschheit. Wenn man aber den Eindruck empfängt, daß unser Mann aus dem historisch-heroischen Fache, in welchem er so eben mit Glück aufgetreten war, in das der Intrike herabgesunken, so kann man doch wieder nicht umhin, der Gewandtheit, Energie und Beharrlichkeit, womit er den Prozeß Beaumarchais contra Ludwig den Sechszehnten führte, Bewunderung zu zollen. Es gelang ihm, wie Jedermann

weiß, die Frage: Aufführung oder Nichtaufführung der Hochzeit des Figaro? zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer französischen Staatsfrage zu machen. Es bildete sich zu Gunsten der Darstellung des Stückes eine Verschwörung, an welcher Minister und Hofdamen, Prälaten und Parlementsräthe, Generale und Admirale, kurz, Alle sich betheiligten, welche irgendwie zur „Gesellschaft" gezählt wurden. Und nicht etwa nur die Leichtfertigen und Zuchtlosen agitirten für den Figaro, nein, auch so anerkannt ehrsame und tugendhafte Personen, wie die Prinzessin von Lamballe, verlangten mit brennender Neugier, die Komödie in Szene gehen zu sehen. Es ist, entgegen den Angaben der Madame Campan, jetzt erwiesen, daß auch die Königin für die Aufführung Partei nahm, und ebenso, daß der Graf von Artois und andere Prinzen, daß die Herren Fronsac, Polignac, Vaudreuil und eine ganze Wolke von Ducs und Duchessen, Marquis und Marquisen, Comtes und Comtessen es kaum erwarten konnten, „von der Bühne herab durch Figaro der Verachtung der Massen signalisirt zu werden."

Und so geschah es. Denn wie hätte ein armer Strohmann von sechszehntem Ludwig dem Figarosturm auf die Länge widerstehen können? Nachdem er sich erst die Erlaubniß, daß die „Hochzeit“ vor der Crême der höfischen Gesellschaft im Landhause des Grafen von Vaudreuil zu Gennevilliers gespielt werden dürfe, hatte entreißen lassen, war kein Aufhalten mehr. An dem schon bezeichneten Apriltage von 1784 erschien das „abscheuliche“, das „niemals zu spielende“ Stück auf den Brettern des Theater Français, dessen Eingangsthüren von der vornehmen Menge schon am Morgen belagert und förmlich erstürmt wurden, so daß in dem Gedränge drei Personen den Erstickungstod fanden. Der Beifall, welcher die Aufführung von Szene zu Szene begleitete, steigerte sich bis zur Raserei. Der Erfolg war ein beispielloser. Achtundsechzig Darstellungen folgten einander auf dem Fuße. Binnen acht Monaten, vom 27. April 1784 bis zum 10. Januar 1785 brachte das Stück der „Comédie-Française“ nicht weniger als 346,167 Livres ein, wovon 41,499 dem Verfasser zufielen, ohne daß unter dieser Summe die

Einnahme der 50. Aufführung begriffen gewesen wäre, deren Ertrag nach Beaumarchais' Wunsch und Bestimmung den Armen von Paris zugetheilt wurde. Der Schöpfer des Figaro war überhaupt ein Mann, an dessen weiches Herz die Armen und Verlassenen nie vergeblich appellirten. Es ist sogar erwiesen, daß er an in Noth gerathenen Feinden, Verleumdern und Beschimpfern eine Mildthätigkeit übte, von welcher die Bonzen und Zeloten, welche fortwährend vom Christenthum belfern, puhsten und zetern, bekanntlich wenig wissen.

Selbstverständlich war der Schöpfer des Figaro nach seinem jüngsten beispiellosen Triumph nicht minder Gegenstand der Anfeindung als der Bewunderung. Es regnete Angriffe auf ihn, alle literarischen Lumpenhunde kläfften ihn neidisch an. Einen der Kläffer, einen gewissen Suard, dessen gemeine, anonym gegen Beaumarchais geschleuderte Bosheiten insgeheim durch den Grafen von Provence ermuthigt, ja sogar, wie man sagte, redigirt wurden, fertigte unser Mann mit den Worten ab: „Meinen Sie, ich würde, nachdem ich Löwen und Tiger besiegt

habe, um meine Komödie auf die Bühne zu bringen, mich herablassen, eine Wanze zu züchtigen?" Aber —

„Ach, der schrecklichste der Schrecken
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze..."

Wanze und Kompagnie wußten es nämlich dahin zu bringen, dem guten sechszehnten Ludwig einzubilden, unter den „Löwen und Tigern" Beaumarchais' seien eigentlich er, der König, und seine Frau Marie Antoinette verstanden. Ludwig, dessen Sanftmuth mitunter starken Anwandlungen von Jähzorn weichen mußte, ließ sich durch diese absurde Einflüsterung so zur Wuth stacheln, daß er auf der Stelle, am Spieltische sitzend, auf der Rückseite einer Karte eine Lettre de Cachet ausfertigte, kraft welcher Beaumarchais am Abend des 8. März 1785 verhaftet und in das schimpfliche Gefängniß von Saint-Lazare, dem Verwahrungsorte jugendlicher Wüstlinge, Verschwender und Schuldenmacher, ge-

bracht wurde. Die Entrüstung über diesen Akt brutaler Gewalt, welcher an die schlimmsten Zeiten despotischer Willkürübung erinnerte, war allgemein. Der König kam auch rasch zur Erkenntniß des begangenen Mißgriffs und ordnete schon nach fünf Tagen die Freilassung des Gefangenen an. Noch mehr, gütig und gerecht von Natur, wie er war, wollte er dem mißhandelten Manne eine Genugthuung zartester Art geben und so erhielt Beaumarchais eine Einladung in den engsten Hofcirkel nach Trianon, um daselbst einer Aufführung seines „Barbier von Sevilla" auf dem Liebhabertheater der Königin anzuwohnen. Marie Antoinette selber spielte hiebei die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Grafen Almaviva... Also leckte und lohte das revolutionäre Feuer schon i. J. 1785 in die innersten Gemächer des Königthums hinein und die unseligen Menschen da drinnen spielten mit dem scheinbar harmlos=ergötzlichen, in Wahrheit aber erbarmungslos=verzehrenden Element. Daß zur Wirksamkeit dieses Feuers in den Massen von allen französischen Autoren seines Jahrhunderts

Beaumarchais durch seine zwei großen Streitkomödien das Meiste beigetragen hat, ist Wissenden wohlbekannt.

8.

Nun aber ist die Arbeit unseres Vielgestaltigen und Vielgewandten gethan und seine Mission zu Ende. Denn die Losung lautete jetzt: Plänkler zurück und die Triarier vor! Wenn die Mirabeau, die Danton, die Robespierre auf die Bühne treten, bleibt für die Beaumarchaise kein Raum mehr darauf. Also sehen wir denn unsern Mann von der Sonnenhöhe seines Ruhms, seines Glückes und seiner Volksbeliebtheit rasch bergabwärts gehen, und das Gestirn, welches in so wechselnden Brillantfarben gespielt hat, erbleicht mehr und mehr, um zuletzt unbeachtet zu verlöschen. Zwar fuhr Beaumarchais fort, mit möglichster Rüstigkeit zu spekuliren, zu prozessiren und zu dramatisiren; allein sein

fernerweites Dichten und Trachten bringt doch nur noch matte Nachspiele oder auch unerquickliche Nachwehen seiner früheren Anstrengungen und Erfolge zuwege. Wie kläglich nimmt sich der Prozeß Beaumarchais contra Kornmann-Bergasse neben dem Prozeß Beaumarchais contra Goëzman aus, wie waschlappig der Operntext „Tarare“ (1787) und das Rührstück „La mère coupable“ (1792) neben dem Barbier und der Hochzeit! „Alles hat seine Zeit!“ spricht der Koheleth und der skeptische Weise hätte hinzufügen können: Wehe dem Autor, wehe dem öffentlichen Charakter überhaupt, welcher nicht fühlt, wann seine Zeit um ist! Aller Anfang ist schwer, ja wohl; aber das rechtzeitige Aufhören ist eine noch schwierigere Kunst....

Beaumarchais hatte i. J. 1787 von der Stadt Paris die ganze Bodenstrecke käuflich erworben, welche die linke Seite des Boulevard ausmacht, der den Bastilleplatz mit dem Boulevard du Temple verbindet und jetzt den Namen des großen Prozeßkünstlers und Komöden trägt. Hier, gerade der Bastille gegenüber und wie derselben zum Trotz, erbaute er sich ein Prachthaus,

Bevor dies geschah und während der Krieg noch in Polen spielte, hatte sich in Karls Laufbahn eine Episode hineingeschoben, welche unzweifelhaft als ein „lichter Moment" bezeichnet werden darf. Der sächsische Augustus nämlich, der Vater von dreihundert und etlichen Bankerten, welchem man, wie vormals dem Papst Alexander dem Sechsten, nachsagte, daß er der Liebhaber einer seiner eigenen Töchter, der sogenannten Gräfin Orzelska — sie wurde von dem jugendlichen Kronprinzen von Preußen, der nachmals Friedrich der Große geworden, gelegentlich mit einem Kinde beschenkt — also der sächsische Augustus glaubte, während er noch in Warschau saß, ein neunzehnjähriger Berserker von Schwedenkönig müßte doch wohl auch seine schwache Seite haben und, wenn nicht für Diplomaten in Perücken, so doch gewiß für Diplomaten in Schnürleibern und Unterröcken zugänglich sein. Demzufolge suchte er einen unwillkommenen Besuch, womit ihn eine seiner abgelegten Maitressen, die bekannte schwedische Gräfin Aurora von Königsmark, welche er zur Koadjutorin der Abtei Quedlinburg gemacht

hatte, in Warschau überraschte, zu Gunsten seiner Angelegenheiten auszunützen, indem er die allbereits dreiunddreißigjährige Schöne — (sie war 1668 geboren) — welche aber immer noch eine Schöne war, mit einer Friedensmission ins schwedische Hauptquartier betraute... Aurora, ihren Reizen und ihrer Klugheit vertrauend, machte sich also nach Würzau in Kurland auf und langte zur Neujahrszeit von 1702 glücklich daselbst an. Allein die Unterrocksdiplomatik scheiterte völlig und kläglich. Der königliche Gideon von Maribrander, kalt wie Schnee und keusch wie Eis, ließ die vornehme Ex-Buhlerin gar nicht vor sich. Vergeblich ließ sie alle Künste ihres ehemaligen Gewerbes spielen; umsonst verlegte sie sich auf allerhand Listen, um eine Begegnung mit Karl zu erzwingen; vergeblich bombardirte sie ihn mit zierlichsten Billets; umsonst reimte sie ihn französisch an, freilich in sehr ordinären Perückenstylversen*). Er wollte sie schlechterdings nicht

---

*) „A la table des dieux Mercure louoit fort
Le jeune monarque du Nord.

sehen und ließ sie gänzlich unverrichteter Dinge, was man so nennt, abfahren. Dessenungeachtet hat die nicht eben sehr zartfühlende Dame später es noch einmal versucht, dem Schwedenkönig sich zu nähern. Nämlich als derselbe nach dem Abschluß des Friedens von Alt-Ranstädt (September 1706) in Leipzig Hof hielt. Sein Minister Piper machte daselbst mit Festen und Gastereien großen Aufwand und eines Tages beabsichtigte er zur Hochzeit seiner Schwägerin auch die in der Stadt anwesende Gräfin von Königsmark einzuladen. „Darf ich?" fragt er seinen Gebieter, welcher ebenfalls zu kommen ver-

---

En parlant des héros, qui regnent sur la terre,
Mars surtout vantoit les lauriers
Qu'il a remportés à la guerre.
Mais Jupiter fut des premiers,
A faire remarquer sa bonté, sa clemence,
Sa piété, sa tempérance,
Si rare parmi les guerriers.
Minerve applaudissoit sans cesse
A sa prudence et sagesse.
Ce roi là, dit Momus, ne sera pas un sot.
Enfin chacun des dieux, discourant à sa gloire
Le plaçoit par avance au temple du mémoire,
Mais Venus, ni Bacchus n'en dirent pas un mot."

sprochen hat. „Habe Nichts dagegen.“ — „Aber, Majestät, ich bin in Verlegenheit, welche Ehrenbezeugungen der Gräfin erwiesen werden sollen, ohne die Ranganspruche der übrigen Damen zu beeinträchtigen.“ — „Ehrenbezeugungen? Was? Sie ist ja 'ne Hure.“ — „Aber, Majestät, Gräfin Aurora gehört einer großen Familie an und man kann ihr doch eigentlich nur vorwerfen, die Geliebte eines Königs gewesen zu sein.“ — „Ei was! König oder Bauer! Sie ist und bleibt eine Hure und soll wegbleiben!“ ... Das stimmte nun freilich nicht sehr zu dem herrschenden Ton im „galanten“ Sachsen, überhaupt nicht zum vornehmen Lotter= und Luderton der Zeit, war aber nur um so richtiger und braver gesprochen.

Also nach Sachsen hatte Karl in Verfolgung Augusts des Starken den Krieg getragen, am 22. August von 1706 mit 20,000 Mann bei Hernstadt in Schlesien den deutschen Boden betretend, auf welchem die Erinnerungen an die Schwedengräuel des dreißigjährigen Krieges wachzurufen die schwedische Soldateska eifrig und erfolgreich sich bemühte.

Schade, daß Strohköpfe von lutherischen Pfaffen und Konsistorialräthen noch nicht auf die sublime Idee verfallen sind, dem Gustav=Adolf=Verein, welcher mit beispielloser Gedankenlosigkeit einem der grimmigsten Feinde Deutschlands zu Ehren von Deutschen gestiftet worden, auch noch einen Karls=Verein zur Seite zu stellen. Das arme Sachsenland, welches der polnisch=schwedische Streithandel seines starken Bankertevaters gar Nichts anging, hatte in Folge der deutschen Landesväterlichkeitspraxis in diesem Streite dennoch schon 36,000 Soldaten, 800 Geschütze und 88 Millionen Thaler aufgewendet und geopfert und jetzt hatte es noch die schwedischen Presser auf dem Halse, ein ganzes Jahr lang.

Der jämmerliche August — welchen Doktor Fastmann in seinem „Glorwürdigen Leben Friderici Augusti" (1733) den „Großen" zu betituln nicht unterläßet — mußte sich zu dem bereits erwähnten altranstädter Friedensschluß bequemen, welcher ihn zum Kurfürsten von Sachsen degradirte. Der „Große" scheute nicht einmal vor der Schmach zu=

rück, den livländischen Patrioten und widerschwedischen Diplomaten Patkull, welcher kraß=völkerrechtswidrig als Gefangener auf dem Königstein saß, an Karl auszuliefern, der auf seinem im Herbste von 1707 angetretenen Zuge von Sachsen nach Polen den Unglücklichen in so infernalisch=grausamer Weise hinrichten ließ, daß diese e i n e Brutalität schon ausreicht, all das dumme Gerede von Karls Großmuth richtig zu werthen. Der ritterliche Narr konnte unter Umständen ein sehr grausamer Narr sein.

Der Aufbruch aus Sachsen nach Polen war erfolgt, weil, während der Schwedenkönig jahrelang in Polen und Sachsen maxibranderisch umhergerasselt war, um gänzlich unfruchtbare Lorbeern zu gewinnen, der Russenczar in den schwedischen Ostseeprovinzen solide Eroberungsgeschäfte gemacht und Petersburg gegründet hatte. Karl bildete sich ein, mit dem Peter ebenso leicht fertig zu werden, wie er es mit den ökonomisch und moralisch verlumpten polnischen Magnaten und ihrem König August geworden war. Taub für alle Warnungen, zog Karl mit seinen Schweden, für welche Sachsen, wie man

sich gelehrt ausdrückte, zu einem Kapua geworden war, durch Schlesien nach Litthauen, von dort nach Großpolen und Masovien und von da immer weiter und mitten nach Rußland hinein, bis nach — Poltawa. Unterwegs, auf dem Marsche von Smorgoni gen Borissow, erhaschen wir, mit Hülfe der Memoiren des russifizirten Polen Bulgarin, den letzten lichten Moment, den letzten wahrhaft menschlich-guten Schimmer in Karls Leben *).

---

*) Bulgarin (Mem. I, 75 fg.) theilt aus dem Munde seiner Urgroßtante, der Panna Onjuchowska, welche ein Alter von 115 Jahren erreichte, mit, was sie von der Einkehr des Schwedenkönigs in ihrem Vaterhause im Jahre 1708, zur Zeit, als sie ein halbwüchsiges Mädchen von 12 Jahren war, ihrem Urgroßneffen erzählt hat. Es war bei ihrem Vater für den König Quartier angesagt und die ganze Schlachtitz-Familie rüstete und putzte sich aufs Beste, den hohen Gast zu empfangen. Gegen Mittag ritten zwei Offiziere, von einem Soldaten begleitet, in den Hof. „Ob das wirklich Adjutanten des Schwedenkönigs sein mögen? So ärmlich gekleidet!“ Die Offiziere stiegen ab und der Marschall (Hausmeister) empfing sie in dem Vorsal. Sie fragten nach dem Hausherrn, welcher sich mit der ganzen Familie hinauf begab. „Sind Sie der Herr vom Hause?“ fragte der Jüngere der beiden Offiziere höflich in deutscher Sprache. „Zu dienen. Was ist

Hundert und vier Jahre später ist an der Spitze der gewaltigsten und stolzesten Armada, welche die

---

Ihnen gefällig?" — „Das königliche Quartier ist hier. Haben Sie die Güte, uns die für den König bestimmten Zimmer zu zeigen." — „Mein ganzes Haus steht zur Verfügung Sr. Majestät." — „Ihm genügt ein Zimmer, zwei andere aber erbitte ich für die Kanzlei und die Adjutantur." — „Richten Sie Alles nach Ihrem Wohlgefallen ein. Aber sagen Sie mir, wird der König bald vorfahren, damit wir uns anschicken können, ihn gebührend zu empfangen." — „Sie haben ihn bereits empfangen. Ich bin der König". . . Karl benahm sich sehr freundlich gegen seine Quartiergeber. Er aß am Familientische und war äußerst genügsam und erkenntlich. „Mir ist — erzählt Panna (Herrin) Onjuchowska — als sähe ich ihn noch vor mir, diesen schrecklichen König, über den so viele Bücher geschrieben sind. Drei Tage lang hatte ich Gelegenheit, mich nach Herzenslust an ihm satt zu sehen. Er, welcher die Welt in Schrecken setzte, war sanft wie ein Lamm und verschämt wie eine Nonne. Von ziemlich langem, schlankem und schmächtigem Wuchse, hatte er ein Gesicht, welches im Verhältniß zum Rumpfe und selbst zum Schädel zu klein war. Schön ist er nicht gewesen, aber man konnte sein pockennarbiges Gesicht auch nicht häßlich finden. Seine dunkelblauen Augen glänzten wie Brillanten. Er trug keine Perücke. Sein blondliches Haar war leicht gepudert, kurzgeschoren, nach oben hinaufgekämmt und im Nacken zu einem kleinen Zopf zusammengebunden. Er sah sehr jugendlich aus, stets trug er eine blaue Uniform mit gelbem Futter und rothem

Welt gesehen, ein anderer Eroberer denselben Weg gezogen, um in Moskau die Nemesis zu finden, den Anfang vom Ende, den Beginn der Strafe für den beispiellosen Mißbrauch eines beispiellosen Genies und Glücks. Karl der Zwölfte richtete seinen Marsch nicht soweit nach Osten, sondern bog in südöstlicher Richtung rechtshin ab, nach der Ukraine, indem er sich, verführt von den überstiegenen Hoffnungen, welche er auf das von dem Kosakenhetman Iwan Stephanowicz Maseppa ihm angetragene Bündniß, sowie auf die Hülfeverheißung der Türken setzte, mit gewohnter Tolldreistigkeit in die Unermeßlichkeit der südrussischen Steppen warf. Ein recht und schlecht donquijotisches Unternehmen vom Anfang an und so recht und schlecht maxibranderisch geführt! Die unglücklichen, dem Verderben entgegengeschleppten Schweden hätten von Rechtswegen den Narrenkönig

---

Kragen, gelblederne Beinkleider und ungeheuer große Stiefeln mit gar gewaltigen Sporen. Sein Schwert, seine fast bis zum Ellnbogen reichenden Lederhandschuhe, seine Stiefeln sammt den Sporen standen in so ungünstigem Verhältniß zu seiner Gestalt, daß wir Mädchen seine Goliathsrüstung bespöttelten."

in ein Zwangshemd verpacken und ins Tollhaus nach Stockholm heimschicken sollen. Kennzeichnet es doch die ganze Lage, daß Karl eine närrische Freude empfand, als ihm Maseppa — der bekanntlich ein Anderer in Byrons Prachtgedicht und ein Anderer in der Geschichte — zu Kalomak vorgeflunkert hatte, „es seien von hier nur noch acht Meilen bis zur asiatischen Grenze; soweit also seien Sr. Majestät unwiderstehliche Waffen bereits vorgedrungen". Der König nahm diesen Humbug für bare Wahrheit, wie sich denn solche Starrköpfe am leichtesten mittelst Lügen gängeln lassen, und sagte eifrigst: „Dahin müssen wir, um sagen zu können, daß wir auch in Asien gewesen".

Derweil hatte Czar Peter sich bemüht, seine nach der Niederlage bei Narwa gethane Prophezeiung in Erfüllung zu bringen, d. h. seine Russen von den Schweden lernen zu lassen, wie man die Schweden besiege. Er sorgte auch dafür, daß am Entscheidungstage die Russen ihren bis auf wenige Tausende herabgeschmolzenen, abgehetzten, schlecht mit Munition versehenen Gegnern sehr beträchtlich an Zahl

überlegen waren. Dieser Entscheidungstag bei Poltawa, bis wohin allen flehentlichen Bitten seiner Getreuesten ungeachtet, allen Warnungen des schlauen Maseppa zum Trotz Karl vorgedrungen, der 9. Juli von 1709 machte dann der ritterlich-romantisch-sinnlosen Irrfahrt desselben ein Ende mit Schrecken. Das ganze schwedische Heer ward vernichtet oder gefangen. Ein verwundeter Flüchtling, entging er nur mit Mühe den Verfolgern. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juli setzte er mit seinen Fluchtgenossen über den Dnjepr, floh weiter zum Bug und von diesem bis nach Bender, die Gastfreundschaft der Türken ansprechend.

„Nun stehen Petersburgs Grundmauern unerschütterlich fest!“ schrieb vom Siegesfeld bei Poltawa triumphirend der Czar.

5.

Unter allen den abenteuerlichen Kapiteln der Geschichte Karls des Zwölften bildet die Zeit, wo er,

um mit Tegnér zu reden, „in Bender lag“, sicher=lich das abenteuerlichste. Ein hülfloser Flüchtling wird von der Regierung eines ihm wildfremden Volkes, das nicht die geringste Verpflichtung gegen ihn hat, mit großmüthigster Gastlichkeit aufgenommen, in freigebigster Weise jahrelang bewirthet — das Gefolge des Königs, ab und zu an Zahl wechselnd, betrug durchschnittlich 400 Personen, zuletzt aber 700, und zum Unterhalt desselben gab die Pforte außer den Lebensmitteln und der Fourage täglich noch 500 Thaler her — der Gast dagegen bietet Alles auf, um in seine tollen Händel auch seinen großmüthigen Wirth zu verwickeln, er verstrickt denselben in einen Krieg, zettelt Ränke aller Art unter seines Wirthes Untergebenen an, wird dadurch nachgerade Diesen und Jenem im höchsten Grade überlästig, steigert aber nur in demselben Maaße seine unverschämten Ansprüche noch und endigt damit, das unbestreitbare Recht des hundertfach beleidigten und gemißbrauchten Wirthes, den tollen Gast zum Hause hinauszuweisen, mit der blanken Waffe zu bestreiten. Und das Alles, während sein heimisches

Land, in Todesnöthen ringend, umsonst des Königs Heimkehr erbittet und erfleht! War dies nicht das Gebaren eines Narren, so hat es ein solches nie gegeben.

Volle fünf Jahre und etliche Monate lang lungerte Karl in Bender. Es gelang ihm, die Türken zum Kriege gegen Rußland zu stacheln, zu jenem Kriege, im Verlaufe dessen die Größe und das Glück des Czaren Peter im Lager bei Hush am Pruth zu Staub zerrieben worden wären, falls der Großwesir Baltadschi Mohammed nicht entweder ein Esel oder ein Schuft oder auch Beides zumal gewesen wäre. Es wurde auch gemunkelt, daß er den Czaren am Pruth habe laufen lassen, um dem ihm verhaßten Einlagerer von Schwedenkönig einen Possen zu spielen (Juli 1711). Sicher ist, daß es diesem nicht glücken wollte, die Türken zum zweiten Male gegen die Russen zu hetzen. Trotzdem aber, daß er einsehen mußte, sein Gewerbe in der Türkei sei zu Ende und er sei den Türken im höchsten Grade lästig und unwerth, blieb er doch in Bender liegen, in seinem geliebten „Gideon von Maribrander"

studirend und ließ das arme Schweden gegen die Angriffe von Seiten Peters und des wieder nach Polen zurückgegangenen sächsischen August, sowie von Seiten Dänemarks, Preußens und Hannovers, sich abzappeln, bis zur völligen Erschöpfung, bis zur Athemlosigkeit. Kamen mitunter gar zu bewegliche Klagen von daheim nach Bender, so zuckte der „fromme Heldenkönig“ die Schultern und schrieb in sein Notizenbuch den Reim: —

„Was zaget ihr doch?
Gott und Ich leben ja noch —“

worin sich, urtheilt der gesunde Menschenverstand, bei Weitem weniger wirkliche Frömmigkeit als aberwitziger Dünkel kundgab.

Allerhand Wirbelwindpläne fuhren dem königlichen Abenteurer durch den Kopf. Einer darunter ist bemerkenswerth, eine Reminiscenz gustav-adolfischer Betreibungen: — das Projekt, ein Bündniß protestantischer Fürsten in Deutschland unter Karls Protektion zu Stande zu bringen. Natürlich ging der Einfall so rasch, wie er gekommen war, und

spurlos vorüber. Inzwischen waren die Türken, selbstverständlich durch russische Agenten in dieser Richtung bearbeitet, des unholden, lästigen und gefährlichen Gastes bis zum äußersten Ueberdruß müde geworden, und nachdem der Padischah im April von 1712 seinen Frieden mit dem Czaren erneuert hatte, forderte er den Schwedenkönig mit entschiedenen Worten auf, die osmanischen Staaten endlich zu verlassen. Zwar schienen Karls Fürsprecher die Politik der Pforte nochmals zu einer feindseligen Wendung gegen Rußland bestimmen zu können; allein das erwies sich bald als ein flüchtiger Schein. Und selbst die türkische Geduld war endlich zu Ende. „Eide theik, Giaur! (Mach' dich fort, Ungläubiger!)“ hieß es jetzt. „Ich brauche 600,000 Thaler zur Bezahlung meiner Schulden und zum Reisegeld“, sagt Maribrander. Der Sultan gibt das Geld, legt sogar noch 200 Chize (Beutel Goldes) zu, schenkt Wagen und Pferde zur Reise. Der tolle Gast verschleudert das Geld, bleibt und fordert 1000 weitere Beutel. Das ist dem Großherrn denn doch zu schwedisch. Dem Giaur und vollends einem so undankbaren

Giaur darf nicht nur, sondern muß die Gastfreundschaft aufgekündigt und versagt werden, lautet das vom Mufti auf Befragen abgegebene Fetwa. „Wohl, so laßt meinen Serasker und den Khan der Tataren, so es nöthig, das Kalabalik bei Bender veranstalten“, sagt der Padischah. „Sie sollen nur kommen, ich fürchte mich nicht und werde Gewalt mit Gewalt vertreiben“, sagt Maribrander.

Und so geschah es im Februar von 1713. Sie kamen, der Tatarkhan und der Serasker, mit 15,000 oder mehr Janitscharen und Tataren und 14 Geschützen und verschritten, nachdem alle gütlichen Versuche der beiden türkischen Magnaten, den schwedischen Eisenkopf zur Abreise zu bewegen, mißlungen waren, zum Sturm auf das barrikadirte Lager der 700 Schweden Karls. Das war die weltberühmte Löwenjagd („Kalabalik“) bei Bender. Denn es mag in Liebe angenommen werden, daß der also Gejagte ein Löwe war; aber unbedingt war er ein närrisch gewordener Löwe, zu welchem einer seiner treuesten Getreuen in diesen Tagen sagte: „Wenn denn Eure Majestät sich schlechterdings an Nichts kehren und halten

will, was Gottesfurcht, Vernunft und Ehre fordern, so habe ich hier Nichts mehr zu schaffen."

Die Janitscharen, welche einen großen Respekt vor dem tapfern Sonderling hatten, schickten zum letzten Versuch einer Verständigung eine Abordnung aus ihrer Mitte an Karl. Er wollte sie nicht hören. „Jetzt — maxibranderte er — ist nicht Zeit zum Schwatzen, sondern zum Fechten. Wenn die Kerle sich nicht fortmachen, laß' ich ihnen die Bärte absengen...." „Der schwedische Karl ist toll geworden!" schrieen die beschimpften Janitscharen bei ihrer Rückkehr ihren Kameraden zu. „Der Eisenkopf! Der Eisenkopf!" kopfschüttelten diese.

Der Sturm hob an und der König begnügte sich nicht, demselben zu trotzen, sondern fiel heraus, den Degen in der Rechten, ein Pistol in der Linken, seine so verrückter Weise dem Verderben preisgegebene Handvoll Schweden mit seinem alten Schlachtruf befeuernd: „Frisch drauf los, ihr blauen Burschen (friskt mod, J gossar blå)!". Daß der Narr bei dieser Gelegenheit zu Grunde gegangen, falls die Türken nicht auch jetzt noch, mitten im Kampfge=

wühle, schonend gegen ihn verfahren wären, unterliegt keinem Zweifel und es steht stark zu vermuthen, daß sie sich dabei nicht allein von politischen Rücksichten, sondern auch und vielleicht am meisten von dem bekannten orientalischen Respekt vor dem Wahnsinn leiten ließen. Sie begnügten sich, den tollgewordenen Löwen zu fangen, und thaten ihm weiter Nichts zu Leide. Wer aber in dieser noch dazu ziemlich lächerlich zu Ende gegangenen Kampfszene — denn Karls Gefangennahme wurde dadurch erleichtert, daß er mit seinen Riesensporen an Etwas hängen geblieben und zu Boden gekollert war — etwas Heldisches sehen wollte, unter dessen Gehirndecke müßte es gerade so aussehen, wie es unter der des Schwedenkönigs aussah.

6.

Mit zerrissenen und blutbefleckten Kleidern, mit einer Wunde an der linken Hand, mit geschundener Nase und pulverrauchschwarzem Gesichte wurde der

Gefangene vor den Serasker geführt, welcher ihn höchst anständig behandelte. Auf sanfte Vorstellungen von Seiten seiner Getreuen über den begangenen Unsinn gab Karl zur Antwort: „Ich will lieber für einen Rasenden als für einen Poltron angesehen sein.“ Czar Peter, nachdem er die unerhörte Neuigkeit vom Kalabalik bei Bender vernommen, sagte: „Nun sehe ich klar, daß mein Herr Bruder Karl ein gottverlassener Mann, da er die Tollheit beging, gegen seinen einzigen Freund und Bundesgenossen, gegen den Sultan, dermaßen sich aufzuführen.“

Der gefangene Schwedenkönig wurde nach dem jenseits des Balkan bei Demitoka gelegenen großherrlichen Lustschloß Demürtasch gebracht, der Eisenkopf auf den Eisenstein; denn das bedeutet jener türkische Schloßname. Er und sein Gefolge sind daselbst Anfangs mit allen Ehren und höchst liberaler Gastfreundschaft behandelt worden, allerdings in der Hoffnung, daß der Einlieger nun doch endlich Anstalten machen würde, die Türkei von seiner Gegenwart zu befreien. Der Einlieger — was jetzt im wörtlichen Sinne zu neh-

men ist, denn Karl gefiel sich in Demürtasch darin, bei gesunden Gliedern volle 43 Wochen das Bett zu hüten — der Einlieger aber blieb hartnäckig, wo er war, und wäre vielleicht freiwillig nie wieder von dort weggegangen, falls nicht von daheim Nachrichten einlangten, welche ihn doch aus seinem Dreiundvierzig-Wochen-Bett aufstörten. Man ging nämlich in dem bedrängten Schweden im Frühjahr von 1714 ernstlich mit allerlei Planen um, den halsstarrig abwesenden König-Narren so oder so zu ersetzen. Das schlug durch. Karl, dessen autokratisches Gottesgnadenbewußtsein ein ganz ungeheuerliches, beschloß jetzt, heimzukehren, und führte in seiner Art diesen Entschluß aus, nachdem ihn der französische Gesandte in Konstantinopel mit spärlichem Reisegeld versehen hatte. Seine in der Türkei massenhaft gemachten Schulden ließ er natürlich in vornehmster Manier unbezahlt.

Am 1. Oktober von 1714 stieg er zu Demitoka zu Pferde, um — „Geh' mit Allah!" schrieen die Türken — seinen vielgerühmten Kraftgenie-Ritt anzutreten, welcher ihn binnen 21 Tagen durch die

Bulgarei und Walachei, durch Siebenbürgen, Ungarn und Deutschland nach Schwedisch-Pommern brachte. In der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober begehrte der Heimgekehrte Einlaß am Thore seiner Stadt Stralsund, von welcher aus er dann im gewohnten Style wieder zu regieren begann, d. h. Lebenswandel und Laufbahn eines gekrönten Abenteurers fortsetzte.

Dies war die Antwort auf die bei der Kunde von Karls Heimkunft allwärts in Europa gethane Frage: „Was wird jetzt aus diesem König werden?" Es wurde aus dem Romantiker kein Verständiger, aus dem Thoren kein Kluger, und daß er im Unglück Nichts gelernt, bewies er schon dadurch, daß er zu seinem Leibpolitikus und ersten Minister den holstein-gottorpischen Grafen Görtz machte, einen der vorragendsten Schwindler und Plusmacher in einer an gewissenlosen politischen Schwindlern und Plusmachern überreichen Zeit. Freilich muß man derselben zugestehen, daß sie, ungleich der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die nicht unlöbliche Gewohnheit hatte, besagte Schwindler und

Plusmacher in der Regel schließlich das Defizit mit ihren Köpfen bezahlen zu lassen. Um Karl, wie dieser nun einmal war, erwarb sich aber Görtz ein wirkliches Verdienst, insofern er durch seine skrupellosen Finanzkünste dem König die Mittel verschaffte, fernerweit „für seinen Ruhm zu arbeiten", d. h. fernerweit zu maribrandern und noch vier Jahre lang den Kriegshelden zu spielen auf Kosten seines unglücklichen Landes. Wie weit es mit der Erschöpfung desselben im Jahre 1718 gekommen war, erkennt man, so man in einer gleichzeitigen schwedischen Reimchronik, wo von dem Jammer der fortgesetzten gewaltsamen Soldatenaushebung die Rede ist, die Worte lies't: —

„An Männern fehlt es uns, drum nimmt man kleine Knaben.
Der König hat's gesagt, der König will sie haben.
Von zehn bis fünfzehn Jahr, kleiner nimmt man sie nicht.
Das war 'ne böse Jagd, bis man sie hat gekriegt . . ."

So kam der Einfall in Norwegen im Herbst von 1718 und damit der Untergang des tollen Meteors, welches nun seit achtzehn Jahren den Zeithimmel durchtaumelt und durchras't hatte. Das dänische Norwegen sollte mittelst einer in zwei Ko-

lonnen geführten Invasion erobert werden. Die nördliche, in der Richtung auf Drontheim über das Gebirge hineinbrechende befehligte Armfelt, die südliche der König, welcher die Festung Fredrikshall am Idefjord auf seinem Wege fand und trotz des bereits begonnenen Winters sofort zu der schwierigen Belagerung derselben schritt. Wie auf allen seinen früheren Feldzügen, gefiel sich Karl auch jetzt wieder weit mehr in der Rolle eines irrenden Ritters als in der eines verständigen Feldherrn und ließ daher keinen Tag verstreichen, ohne in närrischer Weise überflüssigen Gefahren zu trotzen oder irgendeinen Kraftstreich auszuführen. Die Phantasie-Willkür hat ihn als einen echten Romantiker bis zuletzt unbedingt bestimmt und beherrscht und so war auch sein Tod ein romantisches Phantasiestück in Callot-Hoffmann'scher Manier.

Am Abend des 30. Novembers begab sich der König, nachdem er um 8 Uhr zu Nacht gespeis't, in die Laufgräben vor dem Fort Fredrikstein. Es war sehr dunkel, aber die Belagerten hingen brennende Pechkränze aus und warfen Leuchtkugeln, um ihre

Feuer sicherer auf die Belagerungsarbeiten abgeben zu können. Mitten in diesem Feuer stieg Karl aus der Tiefe eines Laufgrabens heraus und schaute, mit den Armen auf die innere Böschung der Brustwehr gestützt, zu der Festung hinüber, Kopf und Brust den Kugeln derselben preisgebend. „Majestät, — sagt aus dem Laufgraben herauf einer seiner Genieoffiziere, der Franzos Maigret, zu dem König — das ist kein Platz für Sie. Kanonen- und Musketenkugeln haben vor einem Monarchen nicht mehr Respekt als vor einem Soldaten." — „Bah, sei unbesorgt." — „Ich bin nicht um mich besorgt, wohl aber um Eure Majestät." — „Seht nach den Arbeitern in den Laufgräben, daß sie sich eilen." Maigret will dem Halsstarrigen noch einmal die Gefahr vorstellen, welcher er sich so recht maribranderisch-zwecklos blosstellte, allein andere Offiziere flüstern dem Franzosen zu: „Lassen Sie ihn doch! Je mehr man ihn warnt, desto mehr gefällt er sich darin, die Gefahr zu braviren." Das Wort war kaum gesprochen — es ging gegen 9 Uhr zu und der Mond war herauf — da . . .

„Ha! ein Blitz! und dann
Die Todeskugel! Grade durch's Gehirn
Des Stolzen fährt sie; ach, und Alles, was
Von dem gewaltigen Krieger übrigbleibt,
Der weit und breit Europa hat erschüttert
Und bis nach Asia hin die Wüstenei
Mit seinen Donnern aufgeschreckt: — ein Name!"

Die Todeskugel, eine dänische Kartätschkugel, nicht, wie man lange gefabelt hat, eine schwedisch- oder französisch-meuchelmörderische Pistolenkugel, war dem König in die linke Schläfe gefahren und durch das rechte Auge wieder herausgegangen.... Er ruht in einem Sarkophag von schwarzem Marmor im karolinischen Grabchor der Ritterholmkirche zu Stockholm. Man darf sich nicht wundern, daß das Andenken des Königs, nachdem die furchtbaren Leiden, welche er über Schweden gebracht, verwunden waren, über alle Maßen glorifizirt worden ist *). Es liegt ja in der Knechtseligkeit der Menschennatur, Spektakelmacher um so mehr zu preisen, je ärger dieselben

*) Soweit dies von der urtheilslosen Menge geschah, war es ganz in der Ordnung. Aber unbegreiflich und unverzeihlich erscheint es, wenn E. G. Geijer den Historiker also vergessen konnte, daß er als Poet dem König eine ganz über-

die Menschheit gequält haben. Daß Karls des Zwölften meteorische Laufbahn viel die Phantasie Bestechendes hat, ist gewiß. Aber ebenso gewiß ist, daß von dem Richterstuhl der Geschichte das Endurtheil ergeht: — Ein im Purpur geborener Abenteurer, ein Romantiker weltgeschichtlichen Styls — Summa: Ein König-Narr!

---

schwängliche Apotheose bereitete. Am Schlusse seines Gedichtes „Carl den Tolfte" hat er seinem Helden gar die Worte in den Mund gelegt:

„Vid Gustaf Adolfs och Karl Magni sida
Jag sitter der. Uppå min arm i strålar
Ses Segren leende, som brud, förbida,
Och stjernehvalfvet med min krona prålar."

(An der Seite von Gustav Adolf und Karl dem Großen — (eine absonderliche Zusammenstellung!) — sitze ich da. Auf meinem Arme ruht, stralend und lächelnd wie eine Braut, die Siegesgöttin und dem Sternengewölbe dient zum Schmuck meine Krone.)

Beaumarchais.

Eines Abends speis'te der Duc d'Orleans, Regent von Frankreich, in Gesellschaft seiner Favorite-Maitresse, Madame de Parabère, seines Premierministers Dubois, Erzbischof von Cambray, und des schottischen Finanzschwindlers Law *). Seine königliche Hoheit, der originellen und braven Pfälzerin Elisabeth Charlotte genialischer und lüderlicher Sohn, betrank sich, wie gewöhnlich, und als ihm beim Nachtisch ein Staatsaktenstück zur Unterzeichnung gebracht wurde, versagte dem Betrunkenen die Hand den Dienst. Er reichte das Papier Madame de Parabère hin mit der Aufforderung: „Signe, putain!“ Worauf die also, zwar nicht sehr höflich,

*) Kurz zuvor hatte man in Paris diese „Grabschrift“ für Law in Umlauf gesetzt: —

Ci-gît cet Écossais célèbre,
Ce calculateur sans égal
Qui, par les règles de l'algèbre,
A mis la France à l'hôpital.

aber doch sehr richtig Angeredete: „Das ist nicht meine Sache.“ Der Regent gab das Papier dem Erzbischof von Cambray und sagte: „Signe, maquereau!“ Seine Eminenz in spe wies das Ansinnen ebenfalls zurück und nun wollte der Duc das Papier dem Tausendkünstler Law aufdringen mit den Worten: „Signe donc, voleur!“ Als aber auch der Schotte sich weigerte, unterschrieb der Herzog, so gut es eben gehen wollte, und stellte während dieser Arbeit die allerliebste Betrachtung an („fit cette belle réflexion“): „Das Königreich Frankreich ist vortrefflich regiert, das muß man sagen; regiert von einer Hure, einem Kuppler, einem Dieb und einem Trunkenbold *).“

Da haben wir ein Kabinettstück, welches die Orgie der Regentschaft malt, eine Orgie, die dem heuchlerischen Miserere der letzten Jahre Ludwigs des Vierzehnten folgte. Der gealterte Sünder war folgerichtig ein Bet-

*) Mathieu Marais, avocat au Parlement de Paris: Journal et Mémoires sur la Régence et le règne de Louis XV. (1715—37). Ed. par de Lescure. Paris 1863, I, 489. Vgl. Barbier: Journal hist. et anecdot, du règne de Louis XV. Paris 1847—52, I, 104.

bruder geworden, und kaum hatte er die Augen geschlossen, als in der französischen Gesellschaft der erzwungenen Fastenzeit, deren Taktstab Gleißnerin Maintenon geführt, jener tobende Fasching folgte, dessen zuchtlosem Reigen Philipp von Orleans vorantaumelte. Es war die mit lachendem Leichtsinn vollzogene Mission dieses Prinzen, einen der Grundsteine und Eckpfeiler des von dem „großen Monarchen" aufgebauten französischen Sultanats nach dem andern zu zerstören, zu Müll zu zerreiben und das reinpersönliche Regiment, den vollendeten Absolutismus zur Karikatur, zum Hohn- und Spottbild auf dessen Wesen zu machen. Schon dadurch, daß er den verworfensten Menschen seiner Zeit, den Erzbischof und Kardinal Dubois, mit dem Szepter des Königthums handiren ließ.

Der Regent hinterließ dem fünfzehnten Ludwig das „Ancien Régime", die Monarchie des Urgroßvaters als einen ungeheuren Kehrichthaufen, welcher sich, vom Skepticismus-Scheidewasser des Jahrhunderts durch und durch getränkt, in jenes grund- und bodenlose Kothmeer der politischen Anarchie und der moralischen Pestilenz verwandelte, das man die

Regierung der Pompadour und der Dubarry nennt, weil von einer Selbstregierung Ludwigs des Fünfzehnten keine Rede sein kann*).

---

*) Zur Zeit, wo ich dieses schreibe, sind die „Rettungen" so sehr in der Mode, daß man nicht ansteht, selbst die anrüchigsten und abscheulichsten, auf Grund der bestimmtesten Zeugenaussagen ihrer Zeitgenossen vom Schuldigspruch der Geschichte betroffenen historischen Charaktere reinwaschen, ja sogar glorifiziren und freisprechen zu wollen. Rechnet man hinzu, daß von in philologischen und historischen Seminarien kaum hinter den Ohren trocken gewordenen dummen Jungen heute der Sallust, morgen der Tacitus „vernichtet" wird, so müßte man den ganzen Schwindel sehr lächerlich finden, falls er nicht eine sehr ernste Seite hätte. Die Rettungen und Vernichtungen neuester Mode sind nämlich ohne Zweifel ein Ausfluß der schönfärbenden, leisetreterischen, sammetbehandschuhten und bepatschulirten Historik, welche, um den Despoten und Dunklern der Gegenwart zu schmeicheln, die Despoten und Dunkler der Vergangenheit in möglichst milder oder gar in verklärender Beleuchtung zu zeigen sich bemüht. Es wäre daher ganz in der Ordnung, wenn auch der Pompadour und der Dubarry so ein Retter erstände. In Erwartung desselben will ich meinerseits einer Forderung der Gerechtigkeit genügen, indem ich die gäng und gäben, bis ins Ungeheuerliche übertriebenen Meinungen über die Kosten, welche die beiden genannten königlichen Bettschwestern direkt für ihre Personen Frankreich verursachten, hier gelegentlich auf das richtige Maaß zurückführe und zwar auf Grund der authentischen Dokumente, welche Le Roi neuer-

Als sodann der wohlmeinende und gutmüthige, aber beschränkte und schwache sechszehnte Ludwig dem

---

lich in französischen Archiven aufgefunden und in seinen ,,Curiosités historiques'' (Paris 1864) veröffentlicht hat.

Jeanne Antoinette Poisson, von Kindheit auf und auch später als Ehefrau des Steuerpächters d'Etiolles durch ihre Mutter mit allem Fleiß vorbereitet für ,,le rôle honorable auquel elle venait de parvenir'', war vom September 1745 an bis zu ihrem im April 1764 erfolgten Tode die Haupt- und Staatsmaitresse Ludwigs des Fünfzehnten. In diesen 19 Jahren hat sie einem größtentheils von ihrer eigenen Hand geschriebenen Ausgabebuch zufolge, für ihre Person verbraucht und demnach dem französischen Volk aus der Tasche gelangt: 36,924,140 Livres. Ihre Nachfolgerin, die uneheliche Tochter einer gewissen Anne Becu, hieß ursprünglich Jeanne, erhielt aber von dem Grafen Jean Dubarry, welcher sie aus dem Schmutz der Pariser Gassenprostitution aufhob, ihrer blendenden Schönheit halber den Beinamen L'Ange. Der edle Herr Graf beeilte sich, den durch den Tod der Pompadour erledigten Platz auszufüllen, und schloß mit Lebel, dem vertrauten Kammerdiener des Königs, das Kupplergeschäft ab. Um Mademoiselle L'Ange „courfähig" zu machen, mußte sie eine Scheinehe mit dem Bruder des Grafen, mit dem Grafen Guillaume Dubarry eingehen, welcher Edelmann für Geld zu diesem „Sacrament" sich hergab. Bei dieser Gelegenheit erfand man der Braut auch einen legitimen Vater, welchen man Jean Jacques Gomard de Vaubernier taufte. Die sechsundzwanzigjährige Scheingräfin wurde i. J. 1769 als ,,Maitresse en titre'' inthronisirt und blieb es, bis der König starb (1774).

schandbaren Großvater auf dem Throne folgte, war es ein mitleidswerthes Schauspiel, zu sehen, wie alle die gutgemeinten Versuche, eine bis an den Hals in das besagte Kothmeer versunkene Monarchie wieder auf haltbaren Boden zu stellen, kläglich mißlangen. Wie hätten sie gelingen können, da die Revolution, mit jedem Lungenzug eingeathmet, schon in allen Geistern und Gemüthern war? Nicht oft genug kann man die große Thatsache wiederholen und einschärfen — man hätte sie nachmals freilich aus naheliegenden Gründen gerne vertuscht, geleugnet und vergessen — die große Thatsache, daß die privilegirten Klassen aristokratisch-leichtfertig den revolutionären Cancan anhoben, welcher später zur terroristischen Carmagnole ausgeschlagen ist. Um 1780

In diesen fünf Jahren hat sie für ihre Person verbraucht und demnach Frankreich gekostet 12,459,529 Livres. Die Kosten des „Parc aux Cerfes", welchen Ludwig der Fünfzehnte von 1755 — 1771 unterhielt, sind nicht aktenmäßig festzustellen. Dieses Harem war übrigens keineswegs ein „Park", sondern ein an der Stelle, wo Ludwig der Dreizehnte vormals einen Hirschgarten gehabt, erbautes kleines Haus in der Straße Saint-Médéric zu Versailles.

war in Frankreich der soziale Zersetzungsprozeß schon so weit gediehen, daß — ein Hofmann von damals, der Graf de Ségur, bezeugt es — im Schloßtheater zu Versailles und in Gegenwart der königlichen Familie alle die Herren und Damen der vornehmen Welt die Aufführung der Tragödie „Brutus“ von Voltaire mit stürmischem Beifall („avec enthousiasme“) begrüßten und in lautes Entzücken ausbrachen über die berühmten Verse: —

„Je suis fils de Brutus et je porte en mon coeur
La liberté gravée et les rois en horreur.“

Das arme, todesbänglich sich abzappelnde Königthum sank immer tiefer in den grundlosen Schlamm hinab, bis ihm derselbe über dem Kopfe zusammenschlug. Dann kam ein vulkanisches Kochen und Brodeln und Wallen in die wüste Masse und die Sündflut begann. Sie mußte folgerichtig zu einer europäischen werden, wie ja auch die Ursachen der Revolution keineswegs nur französische, sondern vielmehr europäische oder, wenn man will, menschheitliche gewesen sind. Aber Frankreich, d. h. Paris war, was es noch heute ist, das Zifferblatt der

Weltgeschichtsuhr — (die Deutschen sind bekanntlich ihre Bleigewichte) — und der auf 1789 vorgerückte Zeiger verkündete, daß wiederum ein Weltalter abgelaufen sei. Da, wo Jungfrau Klio die seit 1815 gemachten Anstrengungen, den Weltgeschichtsuhrzeiger hinter 1789 zurückzurücken, im großen „Schuldbuch" verzeichnet, schreibt sie achselzuckend die Randglosse bei: „Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant . . ."

Es ist die Epoche des versinkenden Ancien Régime und die der aufkochenden Revolution, in welche das Leben des Mannes fiel, dessen Laufbahn auf den folgenden Blättern nachgegangen werden soll, und zwar unter Vortritt eines scharfausblickenden Pfadfinders und verläßlichen Führers *). Schwer-

---

*) Louis de Loménie: Beaumarchais et son temps. Études sur la société en France au XVIIIe siècle, d'après des documents inédits. Deuxième édition. 2 vols. Paris 1858. Ich gestehe gerne, daß, wie ich durch dieses Buch zu der vorliegenden Studie angeregt worden, mir dasselbe auch zur Hauptquelle gedient hat. Selbstverständlich habe ich aber auch noch andere benutzt. Loménie's Arbeit — zwei starke Bände, 1115 Seiten — gehört ohne Frage zu den besten

lich dürfte ein zweites Menschendasein aufzufinden sein, welches in dem Grade geeignet wäre, ein sittengeschichtliches Spiegelbild jener Zeit abzugeben, wie das ruhelose, buntwechselnde, mit den mannigfaltigsten Verhältnissen und Beziehungen verflochtene Dasein von Beaumarchais es ist, — von diesem französischen Proteus, welcher in seiner Person die wunderlichsten Gegensätze und widerhaarigsten Widersprüche vereinigte. Denn was kann es Gegensätzlicheres und Widerspruchsvolleres geben, als Handwerker und großer Herr, Abenteurer und Geschäftsmann, Schriftsteller und Millionär, Operndichter und Schiffsrheder, Diplomat und Revolutionär, Agent Ludwigs des Sechszehnten und Lieferant des Wohlfahrtsausschusses, ein boshafter Spötter und ein herzguter Mensch, mitunter ein

biographischen, welche in unserem Jahrhundert erschienen sind. Ja, wenn ich recht erwäge, ist das Buch die gediegenste Biographie, welche die französische Literatur überhaupt besitzt. In wahrhaft historischem Geiste angelegt, vereinigt sie mit emsiger Forschung und gesundem Urtheil stylistische Klarheit und künstlerische Architektur.

Wüstling, immer aber ein ehrerbietiger Sohn, ein treuer Bruder, ein zärtlicher Gatte und Vater gewesen zu sein?

1.

Der Bildungsapparat hat im Verlaufe der letzten hundert Jahre unter den bürgerlichen Klassen an Vielgestaltigkeit unstreitig sehr bedeutend zugenommen. Aber es dürfte, was z. B. Frankreich angeht, doch sehr fraglich sein, ob in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts der Mittelstand den ideellen Interessen auch nur halbwegs die Beachtung und Theilnahme zuwende, welche derselbe in der zweiten Hälfte des achtzehnten dafür hatte und hegte. Wer da weiß, was für große Erfolge die seit 1815 eifrigst geübten pfäffischen Verdummungskünste insbesondere im französischen Kleinbürgerthum erreicht haben, wird sehr geneigt sein, zu bezweifeln, daß im Paris des zweiten bonaparte'schen Empire eine Handwerkerfamilie existirte, deren Mitglieder

— namentlich auch die weiblichen — einen Grad von Kultur erreichten, eine geistige Regung und Bewegung manifestirten, wie dies die Mitglieder der Familie des Uhrmachers André Charles Caron thaten, dem in seinem bescheidenen Hause in der Straße Saint-Denis am 24. Januar 1732 sein Sohn Pierre Augustin Caron geboren wurde.

Der junge Caron hat 25 Jahre später aus der Verpuppung seines bürgerlich-väterlichen Namens den adeligen Schmetterling „de Beaumarchais" hervorschlüpfen und auf den Luftströmungen des Ruhms, nicht selten auch im pfeifenden Windzug des Skandals lustig durch die Welt flattern lassen. Allein niemals vergaß er seines Ursprungs in der „boutique d'horloger" in der Straße Saint-Denis und sein Vater war und blieb allfort für ihn ein Gegenstand aufrichtiger Ehrfurcht und zärtlicher Fürsorge. Sehr begreiflich daher, daß der alte Uhrmacher auf seinen Sprößling stolz war und dem reich, vornehm und berühmt Gewordenen einmal schrieb: „Tu me recommandes modestement de t'aimer un peu; cela n'est pas possible, mon cher ami: un fils

comme toi n'est pas fait pour n'être qu'un peu aimé d'un père qui sent et pense comme moi"... Es ist nicht überflüssig, derartige Bezeugungen menschlich-edlen Verkehrs gelegentlich den Verleumdern des achtzehnten Jahrhunderts entgegenzuhalten, welche, sei es aus Unwissenheit oder aus Tücke, fortwährend von der „Gemüthlosigkeit" und „Herzenshärte" der Menschen jener wunderbar großen und reichen Zeit zischeln und winseln... Unter den fünf Schwestern von Beaumarchais sind namhaft zu machen die zweite, Marie Louise, die Heldin jenes zu Madrid mit Don Clavijo bestandenen Abenteuers, welches die Ehre hatte, von Göthe dramatisirt zu werden; und die vierte, Marie Julie, in welcher der französische Esprit moussirte wie Champagner und die ihr Lebenlang dem Bruder eine gleichgesinnte, verständnißvolle und treuergebene Freundin gewesen ist.

Der Sohn des Hauses, „gai et drôle", zum Metier des Vaters angeleitet und im Uebrigen buntdurcheinandergewürfelte Bildungselemente so zu sagen im Fluge haschend, hatte bis zum 20. Lebens-

jahre hin alle Aussicht, aus einem pariser Gamin ein pariser Baurien zu werden, ein potenzirter sogar, und Père Caron sah sich einmal veranlaßt, als drastisches Besserungsmittel eine zeitweilige Verbannung aus dem väterlichen Hause in Anwendung zu bringen. Den Jugendmost heiß und hoch aufgähren, aufsieden, aufschäumen zu lassen ist nun einmal, wie die Gefahr, so auch das Vorrecht genialischer Begabung, und wenn die dabei reichlich sich entwickelnde Kohlensäure die Nerven der an- und umwohnenden Völker Philistäa's heftig affizirt, so hat das nicht eben viel zu bedeuten. Wahrhaft geisthaltiger Most klärt sich doch zu edlem Wein, so da „der Menschen Herz erfreuet." Das Genie kann auch Nichts dafür, wenn die liebe Mittelmäßigkeit wähnt, das Sieden und Schäumen und Sausen sei Hauptsache und Selbstzweck, deßhalb mittelst reichlicher Anwendung der Pottasche der Lüderlichkeit eine schlechte Nachahmung des genialisch-naturgemäßen Gährungsprozesses zuwegezubringen sich bemüssigt findet und sodann folgerichtig nicht zu edlem Wein sich klärt, sondern zu fauligem Essig „umsteht."

Der junge Caron stand nicht um, sondern ward als Sauser und Brauser zunächst ein tüchtiger Uhrmacher. Er besaß jene glücklich gebauten Hände, welche Alles geschickt anzufassen und aus jedem Ding Etwas zu machen wissen. Zwanzigjährig, ist er in seiner Kunst soweit gewesen, daß er eine neue Art von Uhren-Regulator („échappement“) erfand, und diese Erfindung gab ihm Veranlassung, zum ersten Mal in der Rolle aufzutreten, welche er nachmals zu einer weltgeschichtlichen erhoben hat, in der Rolle eines Prozeßlers („plaideur“). In Wahrheit, er hat nicht nur sein Lebenlang Prozesse aller Art geführt und die meisten schließlich gewonnen, sondern man ist auch berechtigt, sein ganzes Leben einen unablässigen Prozeß, eine echte und gerechte „Plaidoirie“ zu nennen. Ein rechter Kampfhahn um und um, durch und durch, ein allzeit gestiefelter und gespornter Geist, stets fertig und bereit, auf die Mensur zu treten, falkenäugig, spottlächelnd, biegsam, zäh und schneidig wie eine beste Stahlklinge... Er hatte seine Erfindung eines neuen „Echappement“ dem Monsieur Lepaute, einem berühmten Uhrmacher

von damals, anvertraut, welcher sich unredlicher Weise die Ehre dieser Findung aneignete, indem er dieselbe als seine eigene im „Mercure“ ausposaunte, ohne Zweifel auf die Schüchternheit und Unbekanntschaft des jungen Erfinders rechnend. Eine arge Verrechnung; denn der junge Unbekannte war kein Schüchterner, sondern er ging dem Unredlichen im Merkur scharf zu Leibe, wußte die Sache vor die Akademie der Wissenschaft zu bringen, von derselben einen vollständig zu seinen Gunsten lautenden Entscheid herauszuschlagen und außerdem die ganze an sich unbedeutende Angelegenheit so gewandt ins Publikum, sowie an den Hof zu bringen, daß ihm dieses sein erstes Plaidoyer zwar noch nicht einen Ruf, doch aber schon eine gewisse „Notoriété“ verschaffte. Ah, er war ein „praktischer“ Bursche, ein sehr praktischer! Wo ihn die Schale der Auster des Glückes eine Ritze, und wenn auch die kleinste, ersperbern ließ, da ist er, scharfspitzkeilig und aalglatt zugleich, im Handumdrehen hineingeschlüpft.

Im Juni von 1755 treffen wir den Sausewind von Uhrmacher bereits als eine betitelte Person.

„Caron fils, horloger du roi,“ schreibt er sich und darf es; denn eine von ihm gefertigte, in einen Fingerring gefaßte Uhr hat Gnade gefunden vor den Augen Ihrer babylonischen Majestät Jeanne Antoinette Poisson, Madame d'Etiolles, Marquise de Pompadour. Auch der „allerchristlichste“ Sultan selber hat aus der Dunstwolke seiner gähnenden Langeweile heraus einen Blick gnädiger Neugier auf den angehenden Künstler geworfen und begehrlich-lüsterne Blicke warfen verschiedene große und kleine Damen des Hofes dem hoch und schlank gewachsenen jungen Manne zu, dessen Züge so hübsch, dessen Mienenspiel so belebt, dessen Augen so unternehmend, dessen Auftreten so sicher und keck. Die Männer freilich zucken die Achseln und brummen: „Der Geck!“ Aber die Weiber flüstern ganz leise in sich hinein: „Ein Prachtmensch von Mann!“

Unser Caron hatte aber nicht umsonst in jungen Jahren schon einen Regulator erfunden. Das will sagen: er wußte den Gang seiner Lebensuhr zu dieser Zeit bereits sehr verständig zu reguliren und bei aller Geckerei als ein praktischer Mann das Nützliche mit

dem Angenehmen zu verbinden. Als einem Franzosen war ihm überdies die Weisheit eingeboren, daß man in dieser Welt mittelst der Weiber am besten und leichtesten weiterkomme, und der Uhrenkünstler und Lebenspraktiker zog dem blendenden, aber gefährlichen Glücke, welches ihm in der Region der Duchessen, Marquisen und Comtessen vorübergehend lächeln konnte, das bescheidenere, aber solidere vor, welches ihm durch eine allerdings kleinste Dame des Hofes zu Theil ward. Da war nämlich ein alter und gebrechlicher Herr, Pierre Augustin Francquet geheißen, der eines der zahllosen Hofämter jener Zeit besaß, welche, eifrig erstrebt und mit schwerem Gelde erkauft, ihre Inhaber nicht nur leiblich nährten, sondern auch vortrefflich mästeten. Der alte Küchenschreiber oder, wie sein Titel französisch groß- und lächerlich-maulig lautete, der „Controleur clerc d'office de la bouche du roi" besaß neben seinem Alter, seinem Amt und seinen Gepresten eine etwa dreißigjährige, hübsche, dralle, muntere Frau und etliche Monate nach dem Tage, an welchem Madame la Controleuse unserem Caron ihre Uhr zum Reguliren

gebracht hatte, fand Sieur Francquet, daß Alter und Krankheit ihm nicht länger gestatteten, seinem Amt mit gebührender Würde vorzustehen. Demzufolge trat er dasselbe an den jungen Caron ab und zwar um den Preis einer lebenslänglichen Jahresrente. Also ward der junge Uhrmacher ein Hofbeamter, dessen Brevet vom 9. November 1755 datirte und der unter anderen Obliegenheiten auch die hatte, abwechselnd mit seinen Herren Kollegen die Schüsseln auf die königliche Tafel zu setzen, in großem Kostüm, Hut unter'm Arm, Degen an der Seite. In der höfischen Rangordnung kam er unmittelbar nach dem Halstuchknüpfer des Königs („cravatier ordinaire du roi"). Gewiß hatte der Küchenschreiber und Tafelbeschicker Ludwigs des Fünfzehnten keine Ahnung, daß in ihm ein Kerl stäcke, welcher bestimmt sei, der spottlachende Todtengräber des französischen Königthums zu werden.

Zwei Monate, nachdem der künftige Dichter der „Hochzeit des Figaro" Hofbedienter geworden, that der alte Francquet ihm den Gefallen, ihm auch anderweitig Platz zu machen, indem er starb. Im

November 1756 heiratete unser Küchenkontrolirer die trostlose und wohlbemittelte Wittwe und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß er seinem schlichten Namen Caron den hoch- und volltönenden „de Beaumarchais“ anklebte, welchen er, wie er sagte, einem kleinen Lehensgute seiner Frau entlehnte. Das Manoeuvre, dadurch aus der „Canaille“ oder „Roture“ in die „Noblesse“ sich hinüberzuschwindeln, gelang jedoch erst fünf Jahre später wirklich, — gelang dann, als unser Abenteurer und Geschäftsmann im Jahre 1761 um den Preis von 85,000 Francs die Stelle eines Sekretärs des Königs sich erkaufte. Dieser Kauf machte den Uhrmacherssohn von Rechtswegen adelig und er konnte, als man ihm später seinen Adel bestreiten wollte, triumphirend-spöttisch ausrufen: „Niemand kann mir meine Noblesse streitig machen; denn ich besitze die Quittung dafür (car j'en ai la quittance)!“

Inzwischen war sein Eheglück und sein Wohlstand nicht von Dauer gewesen, indem schon im September von 1757 seine Frau von einem typhösen Fieber weggerafft wurde. Da er zu sorglos ge-

wesen, das Vermögen seiner Frau unanfechtbar rechtskräftig sich zusichern zu lassen, warf ihn dieser Todesfall in die Armuth zurück, so daß er Mühe hatte, seine Hofbedienstung zu behaupten, die ihm nicht mehr als 1500 Francs jährlich einbrachte. Aber der rüstige Schwimmer arbeitete sich bald wieder obenauf und vorwärts. Zunächst gereichte es ihm zu einem Förderungsmittel, daß er von bedeutender musikalischer Begabung und Uebung, ein tüchtiger Flötenbläser und eleganter Harfner war. Die Harfe ist zu jener Zeit in Frankreich ein noch so neues Instrument gewesen, daß z. B. Diderot dasselbe erst im Jahre 1760 kennen lernte. Es kam aber rasch in die Mode und Beaumarchais' meisterliche Behandlung desselben hatte einen großen Ruf in den Salons. Die vier legitimen Töchter Ludwigs des Fünfzehnten, die Prinzessinnen Victoire, Adelaide, Sophie und Louise — ihr zärtlicher Vater gab ihnen die süßen Namen Coche, Loque, Graille und Chiffe — hörten von der Geschicklichkeit unseres Mannes, ließen ihn rufen, nahmen Unterricht bei ihm und bald wußte er sich den gelangweilten vier alten

Jungfern so angenehm zu machen, daß sie ihm die Anordnung und Leitung der kleinen Familienkonzerte übertrugen, welche sie in ihren Zimmern veranstalteten und welchen gewöhnlich der König, die Königin und der Dauphin anwohnten. Der Plebejer aus der Straße Saint-Denis wußte sich in diesem Kreise mit solchem Geschick und Takt zu bewegen, daß er sich allgemeine Achtung und Gunst erwarb. Der König bot eines Tages dem Harfner seinen eigenen Lehnsessel und eines andern sagte der ernste und ehrbare Dauphin — (es ist der im Jahre 1765 gestorbene Sohn Ludwigs des Fünfzehnten gemeint) — von ihm: „Das ist der einzige Mensch, welcher mit Wahrhaftigkeit zu mir spricht."

Weiland Caron und jetzo De Beaumarchais war also auf gutem Wege, ein rechter Hofgünstling zu werden. Aber der Weg zur Hofgunst ist bekanntlich mit verdächtigem Buschwerk eingefaßt, hinter welchem zahllose grüne Neidaugen lauern. Besitzer derartiger Augen stellten sich auch wohl in erklecklicher Anzahl unserem keck aus- und aufschreitenden Harfenkünstler in den Weg, Spottknallbonbons vor seinen Ohren

loslassend oder auch Knüttel vornehmer Grobheit zwischen seine Beine werfend. Aber unser neugebackener „De“ ist mit Zungen- und Degenspitze rasch bei der Hand, wo es gilt, seine „Noblesse“ darzuthun. Kommt da eines schönen Abends in großer Gala aus den Gemächern von Mesdames de France, als ihm das bekannte Abenteuer mit der Uhr begegnet. „Monsieur — redet ihn ein Hofmann an, welcher sich so eben gegen seine Mithöflinge gerühmt hat, den Schützling der Prinzessinnen „dekonzertiren“ zu wollen — Monsieur, erweisen Sie mir, da Sie in der Uhrmacherei so bewandert sind, die Gefälligkeit, diese meine in Unordnung gerathene Uhr zu untersuchen.“ — „Mein Herr, seit ich aufgehört habe, mich mit dieser Kunst zu beschäftigen, bin ich darin sehr ungeschickt geworden.“ — „Ah, Monsieur, thun Sie mir doch den Gefallen!“ — „Von Herzen gern; aber ich sage Ihnen, ich bin sehr ungeschickt.“ Spricht's, nimmt die Uhr, öffnet sie, hält sie an's Licht und thuend, als wollt' er sie untersuchen, läßt er sie zu Boden fallen. Dann sagt er zu seinem dekonzertirten Dekonzertirer:

„Ich habe Ihnen vorhergesagt, daß ich äußerst ungeschickt“ — geht davon und überläßt es dem Gefoppten, die Trümmer seiner Uhr zusammenzusuchen. Nicht so komisch, sondern sehr tragisch endigte ein ähnliches Abenteuer. Gröblich beschimpft von einem übermüthigen Hofherrn, dem Chevalier des C . . . . ., schlug sich Beaumarchais unter den Mauern des Parks von Meudon mit demselben und rannte seinem Gegner den Degen durch die Brust. Der Verwundete starb, dachte aber im Sterben hoch genug, die Nennung des Namens seines Tödters zu verweigern, so daß Beaumarchais' gefährlicher Sieg für ihn weiter keine übeln Folgen hatte. Erwägt man aber, wie himmelhoch dazumal noch politisch und sozial die Aristokratie über der Bourgeoisie stand, so dürfte es nicht ungerechtfertigt erscheinen, diesen durch den Sohn eines pariser Kleinbürgers einem Seigneur straflos versetzten Todesstoß mit unter die zahllosen Vorzeichen der Revolution zu rechnen, welche bereits in allen Schichten der französischen Gesellschaft zu gähren und zu wühlen begonnen hatte.

2.

Allerhand Widerwärtigkeiten also, worunter auch Duelle, brachte seine Stellung als Quasi-Kapellmeister der Töchter des Königs unserem flinken, vielgewandten Musiker und Küchenschreiber ein, nicht aber Geld. Und dies war doch gerade das Ding, dessen er am meisten bedurfte, maßen man die Kosten einer Laufbahn bei Hofe mit einer Jahreseinnahme von etwa 1500 Francs unmöglich bestreiten konnte. Noch dazu hatten Mesdames de France von den Pflichten ihres Quasi-Kapellmeisters ganz eigene, so zu sagen prinzeßliche Begriffe. Sie standen nämlich nicht an, den liebenswürdigen Harfner und Flötenbläser mit allerlei Aufträgen, Einkäufen u. s. w. zu begnadigen, dachten aber nicht entfernt daran, ihm seine Auslagen zu erstatten. Große Damen, wie große Herren, hielten und halten sich bekanntlich allezeit häufig davon dispensirt, mit so Gemeinem, wie Rechnungen bereinigen, Schulden bezahlen u. dgl. m. sich zu befassen. Nachdem Beaumarchais dies

erkannt und überhaupt erfahren hatte, daß die Musik, welche er den Prinzessinnen machte, für ihn durchaus keine „Musik mit ihrem Silberklange" sei, sah er sich nach Eröffnung anderweitiger Hülfsquellen um.

Sollte er es mit der Schriftstellerei versuchen? An Vorübungen hierzu in Versen und Prosa hatte er es nicht fehlen lassen und er hatte seinen Styl namentlich zum Rabelais und zum Montaigne in die Schule geschickt. Der „Barbier von Sevilla" und die „Hochzeit des Figaro" wissen noch davon zu erzählen. Bei der Machtstellung, welche die Literatur zu jener Zeit in Paris gewonnen hatte, würde es der quecksilberigen Beweglichkeit, der wunderbaren Aneignungsfähigkeit und dem geschmeidigen Formtalent unseres Mannes nicht übermäßig schwer geworden sein, als Autor, was man so sagt, einen Stand sich zu machen. Auch konnte wohl die Reizung, in der von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde gewaltiger anschwellenden literarischen Sturm- und Drangsymphonie ein Instrument, ein vortretendes vielleicht, zu spielen, die innerste Fiber von

Beaumarchais' Wesen sympathisch berühren. Allein der Mann dachte dermalen nicht von Weitem daran, daß es ihm beschieden sein würde, eines Tages das von Zerstörungsjubelklängen strotzende Finale dieser Symphonie zu komponiren. Und dann stoßen wir hier auf Etwas, das zwischen den Trägern der französischen und der deutschen Befreiungsliteratur einen charakteristischen Unterschied markirt. Zwischen der überwiegenden Mehrzahl derselben wenigstens.

Lassen wir nämlich vor unseren Augen den langen Zug der erlauchten Ritter vom Geiste vorübergehen, welche im ewiggroßen achtzehnten Jahrhunderte ihre ewigglorreiche Riesenarbeit in Deutschland gethan, den langen Zug der Helden und Märtyrer, welche dem deutschen Genius die Pfaffenbinde vom Auge genommen, den Wahn, den Fanatismus und den Despotismus auf allen Gebieten siegreich bekämpft, die deutsche Aufklärung, Wissenschaft und Poesie geschaffen, ja geradezu in unserem Lande zuerst eine Civilisation, welche des Namens werth ist, begründet haben: so erkennen wir, daß diese Heroen, diese u n s e r e Heiligen, wirklich und wahrhaft vom

„göttlichen Anhauch“ erfaßt und von echtester Inspiration getrieben waren, daß sie aus innerstem Herzensdrang, mit rührender Selbstlosigkeit und opferfreudiger Begeisterung für Menschenwohl und Menschenwürde ihre befreiende Mission zur Hand genommen und durchgeführt haben. Ein edler, ja ein heiliger Enthusiasmus war hier überall das Grundmotiv. Anders bei den Franzosen, nur den einzigen Rousseau ausgenommen. Denn berechnend und praktisch, wie die Franzosen sind, haben die französischen Autoren des achtzehnten Jahrhunderts ihre emanzipative Aufgabe nicht in der Weise von begeisterten Propheten, sondern vielmehr in der Art scharfrechnender Geschäftsleute gefaßt und gethan. Um das recht deutlich zu sehen, braucht man sich bloß zu erinnern, wie ein Klopstock und Kant, ein Lessing und Herder, ein Göthe und Schiller ihre literarische Stellung nahmen und verstanden und dann auf Voltaire hinüberzublicken, zur Zeit, wo er sich die Frage stellte, ob er die Literatur zu seinem „Geschäft“ machen sollte. Seine Antwort war diese: — „Ich habe so viele arme und verachtete Schriftsteller gesehen,

daß ich die Anzahl derselben keineswegs vermehren will. In Frankreich muß man Amboß oder Hammer sein; ich meinestheils bin zum Amboß nicht geboren.“ Er ist denn auch bekanntlich ein tüchtigster Stahlhammer geworden, dessen Schläge ruhmvoll durch die Jahrhunderte, durch die Jahrtausende hinabschallen werden, ob sich Finsterlinge und Lakaien vor Aerger darüber noch so oft auf den Kopf stellen mögen. Aber bekannt ist auch, daß der kluge Mann, statt die Anzahl der armen und verachteten Schriftsteller zu vermehren, lieber unter die Spekulanten ging und mittelst Handels- und Finanzoperationen sich in den Stand setzte, als reicher Herr mit Muße und Behagen seine weltgeschichtliche Spottarbeit zu vollbringen.

Beaumarchais fand, daß sein „Patron“, der Patriarch von Ferney, sehr wohl und weise gethan, eine jährliche Einnahme von 130,000 Livres sich zu erspekuliren, und diese Findung ward zu einer fruchtbaren, nachdem er im Jahre 1760 Gelegenheit gehabt, einer der ersten Finanzgrößen von damals, Herrn Paris du Verney, mittelst seiner Beziehungen

zu Mesdames de France einen wichtigen und dankbar anerkannten Dienst zu leisten. Der Geldmann fand an Beaumarchais so großes Gefallen, daß er ihm großmüthig die Mittel gewährte, die geschäftsmännische Laufbahn zu betreten. Durch Paris du Verney mit gutem Rath, mit Fonds und Kredit unterstützt, ward unser unternehmender Mann Spekulant und Finanzer und hat es als solcher glücklich bis zum mehrfachen Millionär gebracht, was Etwas heißen wollte zu einer Zeit, wo der Millionarismus noch nicht eine so ordinäre, obzwar mehr oder weniger papierene Thatsache war, wie er es heutzutage ist. Sein Lebenlang ist Beaumarchais von da ab ein Geschäftemacher geblieben; durch alle seine buntwechselnden, vielfachst gewundenen Lebensgänge, Unternehmungen und Abenteuer schlängelt sich der goldene Faden der Spekulation. Er war ein Realist jeder Zoll, stets auf bestimmte Ziele gerichtet und festen Schrittes darauf losgehend, wenn auch mitunter auf weiten Umwegen. Zunächst wollte er reich werden und er wurde es; aber, obzwar praktisch und realistisch wie ein Schweizer, hat er

den Geldsack doch niemals als ein an sich werthes Ding betrachtet und geschätzt, sondern nur für einen Materialbeitrag zu dem Piedestal angesehen, auf welchem die hübsche Figur des Messire Caron de Beaumarchais der Mit- und Nachwelt sich präsentiren sollte. Und doch geschähe wiederum dem Manne schweres Unrecht, wollte man ihn für einen vorragenden Typus der französischen Nationaleitelkeit ausgeben und für weiter Nichts. Nein! Denn es war Etwas vom echten und rechten Feuer des Jahrhunderts in ihm, ein ruheloser Thätigkeitsdrang und emanzipativer Schaffenstrieb, und er hat in seiner Art tüchtig mitgearbeitet an der Anhäufung jenes unermeßlichen Kultur-Kapitals, von dessen Zinsen das neunzehnte Jahrhundert geistig lebt...

Es wirkt komisch, wenn wir unseren Proteus, den künftigen komödischen Kehrausgeiger des Ancien Régime, zunächst als wohlbestallten „Lieutenant-général des chasses aux bailliage et capitainerie de la varenne du Louvre“ wiederfinden, was zu Deutsch sagen will: als Oberaufseher des Jagd-

monopols, welches im Umkreis von Paris auf 12 oder 15 Lieues weit dem König ausschließlich zustand. Beaumarchais hatte für schweres Geld dieses Hofamt erkauft, welches ihn zum ersten Offizier des Herzogs de La Vallière, Generalkapitain der Jagden, machte, ihm gewisse richterliche Befugnisse übertrug und dem Uhrmachersohn Grafen und Barone zu Untergebenen gab. Wir sehen ihn also in eigener Karrosse gravitätisch nach dem Louvre fahren, um daselbst ebenso gravitätisch dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi“ vorzusitzen, vor welchem alle Eingriffe in das königliche Jagdmonopol zur Verhandlung kamen. Das Monopol, wie das zur Aufrechthaltung desselben bestimmte Tribunal, gehörten mit zu den verhaßtesten Einrichtungen des Ancien Régime und die Vernichtung beider im Jahre 1789 zu den volksbeliebtesten Maßregeln. Der Schöpfer des Figaro in langer Robe, auf einem mit Lilien bestickten Richterstuhl eine der drückendsten Anmaßlichkeiten des Despotismus wahrend, — Frau Historia hat nicht allzu viele Bilder von so prickelnd-ironischer Kaustik in ihrem unend-

lichen Fibelbuch, aus welchem die großen Kinder noch weniger lernen als die kleinen.

Aber in dem Lebensbilderbuch unseres Helden ein weiteres Blatt umwendend, finden wir denselben in einer von den vorhergehenden sehr verschiedenen Situation. Nämlich in der eines ritterlichen Bruders, und zwar auf spanischem Boden . . . Göthe hat, wie bekannt und wie schon erwähnt, diese Beaumarchais-Episode dramatisirt und ein Trauerspiel daraus gemacht, welches der klarverständige Merck, einer der wenigen Deutschen, die nicht von der Autoritätsmichelei befangen gewesen sind, in seiner rücksichtslos-wahrhaftigen Weise einen „Quark" genannt hat. Das Thatsächliche des Abenteuers war dieses: — Beaumarchais' Schwester Marie war mit ihrem Manne, dem Architekten Guilbert, und mit ihrer jüngeren Schwester Louise nach Madrid gegangen. Madame Guilbert und Mademoiselle Caron errichteten daselbst mitsammen ein Modemagazin. Louise Caron war schon eine ältliche Jungfrau von nahezu dreißig Jahren, als der spanische Literat Joseph Clavijo sie im Jahre 1763

kennen und lieben lernte. Er gab ihr ein förmliches Heiratsversprechen und die Verbindung sollte stattfinden, sobald der Bräutigam das Amt eines königlichen Archivars, um welches er sich zur Zeit bewarb, erlangt haben würde. Er erhält die Stelle und das kirchliche Aufgebot findet statt. Aber plötzlich bricht Clavijo sein Wort, tritt zurück und wirft dadurch einen schweren Makel auf seine Verlobte. Diese geht ihren Bruder um Rath und Hülfe an. Messire Caron de Beaumarchais schnallt seinen Degen um, eilt spornstreichs nach der „Hauptstadt der Zwiebeln und der Serenaden“ und zwingt mittelst seiner aus Kaltblütigkeit und Energie gemischten Interventionspolitik dem treulosen Seladon eine für diesen wenig, für Mademoiselle Caron dagegen sehr ehrenvolle Erklärung ab. Noch mehr, der Spanier, erschreckt, mit einem so entschlossenen Gegner zu thun zu haben, sucht eine Versöhnung mit seiner verlassenen Braut und geht den Bruder um seine Vermittelung an. Diese wird gewährt; aber zur Stunde, wo Beaumarchais wähnt, die Heirat würde nächster Tage stattfinden, muß er erfahren, daß

Clavijo hinterrücks gegen ihn machinirt und kabalirt, daß derselbe ihn eines mörderischen Ueberfalls bezüchtigt und daraufhin von der Regierung den Befehl erschlichen hat, ihn zu verhaften und aus Madrid zu vertreiben. Unser Messire, ganz Feuer und Flamme, eilt zu den Ministern, dringt zum Könige selbst, rechtfertigt sich, enthüllt das Lug- und Trugding Clavijo's und bringt es dazu, daß der ehrlose Mann seines Amtes entsetzt und vom Hofe verjagt wird. Die Heldin dieses Clavijo-Abenteuers, welches im Mai und Juni von 1764 spielte, ist nachmals die Frau eines in Madrid angesiedelten Franzosen Namens Durand geworden. Ihr Bruder verbrachte nahezu ein Jahr in der spanischen Hauptstadt, spielend, tanzend, musizirend und liebelnd; daneben spekulirend und Projekte schmiedend. Er schrieb viel während dieser Zeit: Briefe voll liebevoller Pietät an seinen Vater, erotische Madrigale und satirische Couplets; aber nicht minder geschäftsmäßige Denkschriften, welche er den spanischen Ministern unterbreitete. Er wollte in Spanien eine französische Compagnie organisiren, welche den Han-

del mit Louisiana ausbeuten sollte; er reichte einen Plan ein, die sämmtlichen spanischen Kolonieen mit Negern zu versorgen, und einen anderen, wie die Kolonisation der Sierra Morena zuwegezubringen wäre. Allein Spanien war und ist schlechterdings kein Boden, worauf Beaumarchaise gedeihen konnten und können, und so schüttelte denn unser Messire bald wieder den Staub eines Landes von den Füßen, aus welchem er die Namen und wohl auch die erste Idee der Figuren seiner zwei großen Streitkomödien als Ausbeute mitnahm.

3.

Im weiteren Vorschritt der Laufbahn des jetzt nahezu fünfunddreißigjährigen Odysseus der französischen Literatur stoßen wir zuvörderst auf einen Umstand, welcher wiederum dazu auffordert, auf gleichzeitige deutsche Verhältnisse hinüberzublicken. Es ist

das Verhältniß der bahnbrechenden Männer des Jahrhunderts zu den Frauen. Auch hier stehen sich deutscher Idealismus und französischer Realismus scharf erkennbar gegenüber. Ein unverlöschlicher Glanz wie von Sternenlicht, ein ewiger Duft von Poesie umfließt die Beziehungen Klopstocks zu Fanny und Meta, Wielands zu Sophie Gutermann, Göthe's zu Friederike Brion, Schillers zu Lotte von Kalb, Voß's zu Ernestine Boie, Herders zu Karoline Flachsland und selbst des hochernsten und scharfverständigen Lessings Ehe mit Dorothea König ist voll dichterischer Weihe. Dagegen halte man nun das Verhältniß Voltaire's zu Emilie du Châtelet oder das Rousseau's zu Louise de Warens. Oder man stelle mit einer der klopstock'schen Oden an Cidli, mit einem der göthe'schen Lieder an Lotte, Friederike und Lili, mit einem der Briefe von Herder und Voß an ihre Bräute die briefliche Aeußerung unseres Beaumarchais zusammen: „Ich erhole mich von den Geschäften“ — aber die Wendung ist so echtfranzösisch, daß man sie schlechterdings französisch mittheilen muß: — „Je me délasse des affaires avec les belles-

lettres, la belle musique et les belles femmes.“ Ist es nicht, als träte man aus einem Hain voll Frühlingsduft, Mondschein und Nachtigallengetön in ein modisch aufgeflittertes Kaffeehaus, wo Dominosteine klappern und eine tadellos angezogene Dame du Comptoir lockende Blicke versendet?

In Wahrheit, die Frauen sind häufig genug die „Zerstreuung, aber niemals die Beschäftigung, die Begeisterung oder die Qual“ von Beaumarchais' Leben gewesen. Sein Verhalten zu denselben war niemals ein sentimentales, sondern allzeit entweder ein sinnliches oder ein spekulatives — „spekulativ“ selbstverständlich nicht im deutsch-philosophischen, sondern im französisch-geschäftsmännischen Sinne genommen — und so verlief denn auch seine einzige derartige Beziehung, die einen höheren Schwung nehmen zu wollen schien, seine Liebschaft mit der jungen, schönen und scheinbar sehr reichen Kreolin Pauline Le B......, welche Liebschaft ihn unmittelbar nach seiner Heimkehr aus Madrid nach Paris stark beschäftigte, in den trostlos dürren Sand geschäftlicher Auseinandersetzungen von höchst prosaischer Natur.

Nachdem unser Parvenu das unerquickliche Drama dieses „Délassement“ durchgespielt hatte, schickte er sich an — im Jahre 1767 — den bisherigen Eigenschaften seiner ulysseischen Persönlichkeit die eines dramatischen Autors beizufügen. Daß ein Mann seines Schlages, ein Mann der rastlosen Bewegung und Thätigkeit, ein Handelnder par excellence, welcher schon so manche Szene der „Tragikomödie des Menschenlebens“ mitangesehen und mitgemacht hatte, sich, so er überhaupt literarisch thätig sein wollte, vorzugsweise zum Drama hingezogen fühlen mußte, liegt auf der Hand. Aber man hätte der ganzen Anlage seines Wesens zufolge erwarten sollen, daß er die Laufbahn eines Dramatikers als Komöde begänne. Dem war jedoch nicht so und Beaumarchais hat erst später erkannt, worin seine eigentliche Kraft und Mission liege. Zunächst versuchte er sich im Rührsache, welches zu dieser Zeit in der Mode war und die Bretter, welche die Welt bedeuten, unter Wasser setzte.

Jedermann weiß, daß in der großen literarischen Revolution, welche in der zweiten Hälfte des 18.

Jahrhunderts der politischen voraufging, wie der Blitz dem Donner, auch eine bedeutsame Umwandlung, ja Umwälzung des französischen Theaters mitinbegriffen war. Schon Voltaire, der große Zerstörer, hatte es gewagt, die von Corneille und Racine geschaffene konventionelle Tragik mehr oder weniger zu modifiziren. Es mußte sich aber auch auf diesem Gebiete erst der Einfluß der englischen Literatur geltend machen, die Franzosen mußten erst mit dem Richardson'schen sentimental-moralisirenden Familienroman und dem Lillo'schen Rührdrama bekannt sein, bevor Diderot es unternehmen konnte, Melpomene von den Stelzen der „tragédie classique" herabsteigen zu lassen, die majestätisch-steifleinene Dame so zu sagen in eine wohlmeinende, thränenreiche Haus- und Familienmutter umzuschneidern und sie in der theatralischen Region anzusiedeln, allwo Schauspiele aufwucherten, welche man der Mischgattung der „tragédie domestique" und der „comédie sérieuse" (auch wohl und zwar mit Recht „comédie larmoyante" genannt) beizählte. Die Bezeichnung „bürgerliches Drama (drame bour-

geois)" zeigt den Gegensatz zum höfisch-heroischen der Zeit Ludwigs des Vierzehnten auf. An die Stelle der Haupt- und Staatsaktion trat das privatliche Intrikenspiel, an die Stelle des knarrenden Phrasenblasebalges die träufelnde Thränendrüse. Der ganze Genre ist dann auf deutschem Boden durch Iffland zu einer quasiklassischen Gestaltung und durch Kotzebue zur Karikatur gediehen. Aber man darf nicht übersehen, daß in den Schauspielen dieser Gattung alles Seufzergewinsels und Thränengeträufels ungeachtet ein revolutionärer Luftzug sich fühlbar machte. Hinter alle dem Genebel sentimentaler Zerflossenheit trat in diesen „bürgerlichen" Dramen für sehende Augen und hörende Ohren immer wieder eine Tendenz hervor, welche den Inhalt von des Abbé Sieyès berühmtem Pamphlet vorwegnahm: — Der dritte Stand ist Nichts; aber er will Etwas, er will Alles werden.

Diesen revolutionären Instinkt beurkundete nun auch Beaumarchais' Erstlingsdrama „Eugenie", dessen Handlung einen edelmännischen Schurkenstreich zum Angelpunkt hat. Die Censur fühlte diese oppositionelle Spitze wohl heraus und zwang deßhalb den

Autor, die Szene seines Schauspiels nach England zu verlegen und den Personen desselben englische Namen zu geben. Der ästhetische Werth des Stückes ist übrigens ein sehr geringer und selbst die theatralische „Mache" desselben war so mittelmäßig, daß es bei der ersten Darstellung am 29. Januar 1767 mit Glanz durchfiel. Eugenie's Vater war aber nicht der Mann, deßhalb sein Kind aufzugeben. Er stutzte das Ding für eine zweite Aufführung besser zurecht, so daß seine zwei Vorzüge als dramatischer Autor, eine ungemeine Geschicklichkeit in der Szenirung und eine seltene Kunst des Dialogs, recht ins Licht traten, und so hatte Eugenie — die Titelrolle wurde gespielt von der jungen und liebenswürdigen Mademoiselle Doligny, welche acht Jahre später glanzvoll die Rosine im Barbier von Sevilla machte — doch noch einen recht leidlichen Erfolg. Viel schlimmer erging es unserem angegangenen Dramatiker mit seinem Schauspiel „Deux amis", welches man als ein kaufmännisches bezeichnen kann und welches er drei Jahre später auf die Bühne brachte. Es wurde förmlich von derselben weggepfiffen und Grimm führte

in seiner „Literarischen Korrespondenz", wo er dieses Fiasko's erwähnte, den darüber in Paris umgehenden Stachelvers an: —

„J'ai vu de Beaumarchais le drame ridicule,
Et je vais en un mot vous dire ce que c'est:
C'est un change où l'argent circule
Sans produire aucun intérêt*)."

Aber mochten sie pfeifen, spotten und lachen, Messire Caron de Beaumarchais hatte inzwischen anderweitig sein Schäfchen auf's Trockene gebracht, und zwar in Gestalt der jungen, schönen und reichen Wittwe Geneviève Madeleine Lévêque, mit welcher unser glücklicher Glücksritter im April 1768 sich verheiratete. Leider hielt auch diese Ehe nicht vor. Denn nachdem Madame Beaumarchais ihrem Gemahl einen Sohn geboren hatte, starb sie schon im November von 1770 im Kindbett und das Kind folgte ihr zwei Jahre später ins Grab. Die Neuigkeitsjäger zischelten, Beaumarchais habe seine Frau

*) Noch gröber heißt es in einer gleichzeitigen Satire von Palissot: —

„Beaumarchais, trop obscur, pour être intéressant,
De son dieu Diderot est le singe impuissant."

vergiftet, um sie zu beerben. Eine ganz lächerliche Verleumdung, um so mehr, da der größere Theil des Vermögens der Verstorbenen aus lebenslänglichen Renten bestanden hatte. Aber werft dem Pöbel, dem vornehmen wie dem niedrigen, das Dümmste hin, er wird stets begierig danach schnappen. Ganz in der Ordnung also, daß die zahlreichen Feinde unseres Parvenu, welcher, so wie er war, zahlreiche Feinde haben mußte, später denselben der öffentlichen Meinung nicht ohne Erfolg als einen „Giftmischer" signalisiren konnten. Denn was ist leider nur allzu häufig die öffentliche Meinung? Ein altes Weib, dessen Kopf ein Kehrichtfaß voll Afterglauben, Urtheilslosigkeit und Bosheit.

4.

Bislang, d. h. bis zum Tode seiner zweiten Frau, konnte der Lebenslauf des Uhrmacherssohns aus der Straße Saint-Denis wohl eine stetig aufsteigende Spirallinie heißen. Nun aber schien es mit dem Aufsteigen zu Ende zu sein. Dickes Gewölke des

Mißgeschickes umhüllte den Weg unseres Glücksritters und heftiger Strichregen des Aergernisses schlug ihm ins Gesicht. Aber der Mann hatte scharfsichtige Augen, ein gesundes Knochengestell, eine kräftige Lunge und eine Seele voll stählerner Springfederkraft. Solche dauerhaft und elastisch gebaute Sterbliche können fallen; aber sie fallen nie auf den Kopf, sondern katzengleich stets auf die Beine, und sie lassen sich durch so einen gelegentlichen Sturz keineswegs abschrecken, die Kletterung nach Fortuna's Stangenspitze abermalen zu beginnen.

Im Jahre 1771 war die Lage von Beaumarchais keine liebliche. Seine junge, schöne, reiche Frau todt, sein Ruf als dramatischer Autor nicht sehr viel über oder gar unter dem Strich, sein Privatcharakter häßlich verdächtigt. Dazu nun kam ein Prozeß, welcher angestrengt wurde, um ihn zu entehren und ökonomisch zu ruiniren. Diese Gefahr aber rief in Beaumarchais den Prozeßkünstler wach, wie es einen solchen niemals wieder gegeben hat, und als der erste Prozeß einen zweiten zeugte, diente derselbe nur dazu, die ganze Genialität, alle die

Talente unseres Mannes zur höchsten Kraftäußerung zu steigern, zu einer vielseitigen Thätigkeit, mittelst welcher er zu einem höchst bedeutenden Vermögen gelangte und zu einem so glänzenden Rufe, daß er für eine Weile der berühmteste und populärste Mann seines Landes und seiner Zeit gewesen ist.

Der Gönner und Kompagnon von Beaumarchais, Paris du Verney, starb hochbejahrt im Juli 1770 mit Hinterlassung eines Vermögens von 1,500,000 Francs, dessen Erbe einer seiner Großneffen, der Graf de la Blache, war. Diesem war die Freundschaft, welche sein Großoheim für Beaumarchais gehegt, stets ein Dorn im Auge gewesen, und da unser Emporkömmling wohl wußte, was er bei Gelegenheit von dem Herrn Grafen zu erwarten haben würde, hatte er Sorge getragen, mittelst eines im April 1770 abgeschlossenen Vertrags seine geschäftlichen Beziehungen zu Herrn du Verney in aller Form zu ordnen, d. h. zu klarem Abschluß zu bringen und das beiderseitige Soll und Haben festzustellen. In der ganzen Sache hat sich Beaumarchais, das mußte jedes unbefangene Auge sofort er-

kennen, durchweg rechtlich und ehrenhaft benommen. Aber der Herr Graf de la Blache pflegte von dem Kompagnon seines Verwandten zu sagen: „Je hais cet homme comme un amant aime sa maitresse!“ und war daher, sobald sein Großoheim die Augen geschlossen, wüthend darauf aus, Vernunft und Recht bei Seite zu setzen, um seinen Haß zu befriedigen. Er begnügte sich nicht, Beaumarchais wegen der Zahlung von 139,000 Livres, welche derselbe angeblich seinem verstorbenen Großoheim noch schuldig gewesen sei, zu belangen, sondern zog den Gehaßten auch wegen angeblicher Fälschung des Rechnungsabschlusses vom April 1770 vor Gericht. Der Prozeß währte für jene Zeit nicht allzulange, nämlich nur acht Jahre, und wurde im Juli 1778 in dritter und letzter Instanz durch das Parlament der Provence vollständig zu Gunsten von Beaumarchais entschieden, dessen Gegner vergebens alle Mittel vornehm-nichtswürdiger Kabale in Bewegung gesetzt hatte und schließlich mit allen seinen Forderungen abgewiesen, außerdem aber zur Bezahlung der Prozeßkosten und zur Entrichtung von 12,000

Francs an seinen Widerpart „pour raison de calomnie“ verurtheilt wurde.

Inmitten der Trubel dieser Prozedur fand unser zu Handen seiner Richter unermüdlich „Mémoire“ auf Mémoire loslassender Prozeßkünstler Zeit und Stimmung, seinen „Barbier von Sevilla“ zu entwerfen und auszuführen. Zu seinem Schaden hat er auch Zeit und Stimmung noch zu Anderem gefunden. Nämlich zu einem Liebeshandel mit der hübschen und pikanten Mademoiselle Ménard, einer Komödiantin vom Theater Français. Derartige Damen, wohl wissend, was für ein zerbrechlich Ding ihre Tugend, haben die vorsichtige Gewohnheit, lieber zwei oder mehrere Hüter und Schützer besagter Zerbrechlichkeit anzustellen als nur einen, und daher kann es nicht überraschen daß Mademoiselle neben ihrem „väterlichen Freunde“ Beaumarchais noch einen jungen Grandseigneur, den Duc de Chaulnes, mit besagtem Hüteramt betraut hatte. Der Duc war seiner Pflicht eine Weile sehr eifrig nachgekommen und hatte seine schöne Schützlingin unter Anderem auch mit einem Töchterlein beschenkt. Dann war der

bizarre Mensch des Handels müde geworden; aber kaum hatte ihn Beaumarchais auf seinem Posten abgelös't, als er auf den Einfall kam, es sei eine Schmach, von einem „Roturier" verdrängt worden zu sein, und folglich müßte er den Eindringling umbringen. Beaumarchais' trefflicher Biograph de Loménie vergleicht die beiden Nebenbuhler mit den homerischen Helden Ulysses und Ajax; allein alle seine Vielgewandtheit vermochte unsern Caron-Ulysses nicht davor zu bewahren, von dem brutalen Chaulnes-Ajax tüchtig durchgeprügelt zu werden. Zwar gab Beaumarchais, als ihm Donnerstags den 11. Februar von 1773 ein guter Freund meldete: „Le duc vous cherche pour vous tuer —" lachend zur Antwort: „Il ne tuera que ses puces". Aber noch in derselben Stunde überfiel der wüthende Ajax seinen Mithüter komödiantinischer Tugend, überfiel denselben im Louvre, allwo Beaumarchais gerade dem „Tribunal conservateur des plaisirs du roi" würdevoll vorsaß, überschüttete den Gegner mit Verbal- und Real-Injurien, verfolgte ihn nach Hause, würgte, zerbläute und zerraufte ihn, schund ihm

mit seinen herzoglichen Nägeln das Gesicht, kurz, führte sich wie ein besoffener Matrose oder wie ein Kurfürst von Dulderland auf. Es ist halb mitleidswerth und halb lächerlich anzusehen, wie der Mißhandelte in dieser kläglichen Situation sich verhält. Man erkennt, wie in ihm die Wuth des Gentleman mit dem Respekt des Plebejers vor einem Herzog und Pair von Frankreich kämpft. Die Wuth trug es freilich über den Respekt soweit davon, daß er dem pöbelhaften Angreifer Gleiches mit Gleichem vergalt und, wie er in seinem über dieses Abenteuer an den Polizeilieutenant Sartines gerichteten Mémoire berichtete, „mit aller Kraft seines Armes dem Herzog einen Faustschlag mitten ins Gesicht versetzte." Herbeigerufene Polizeimannschaft riß endlich die homerischen Zweikämpfer auseinander und unser geprügelter und zerraufter Ulysses besaß Elasticität genug, eine auf den Abend dieses Unglückstages angesetzte Vorlesung seines „Barbier von Sevilla" nicht zu versäumen und einer zahlreichen Versammlung sein Stück mit Geist und Feuer vorzutragen.

Aber der leidige Handel war damit noch nicht

zu Ende. Der Duc de Brillière, Minister des königlichen Hauses, und das Tribunal der Marschälle von Frankreich, vor welchem Streitigkeiten zwischen Edelleuten — und Beaumarchais war ja, wie wir wissen, „en vertu de sa quittance“ ein solcher — zur Verhandlung kamen, mischten sich darein. Der Duc de Brillière belegte Beaumarchais mit Hausarrest, bis der König in der Sache seinen Willen kundgethan hätte. Der Gerichtshof der Marschälle aber citirte den Arrestanten, ließ sich von demselben unschwer überzeugen, daß die Schuld des ganzen Skandals nicht auf ihm, sondern auf dem Duc de Chaulnes läge, schickte daraufhin diesen Grandseigneur mittelst eines Lettre de Cachet ins Fort von Vincennes und erklärte den Hausarrest Beaumarchais' für aufgehoben. Allein der Minister des königlichen Hauses, erbos't, daß ein Tribunal es gewagt, „im Namen des Königs“ einen Arrest aufzuheben, welchen er, Monseigneur le Duc, „im Namen des Königs“ verhängt hatte, schickte, immer „im Namen des Königs“, den armen Beaumarchais als Gefangenen ins Fort l'Evêque. Eine hübsche

Probe, fürwahr, der Justizpflege des Ancien Régime! Nach einer völlig willkürlichen Haft von zwei Monaten und einem halben verfügte der Minister die Freilassung des Vergewaltigten, welcher gerade damals seinen gegen den Grafen de la Blache geführten Prozeß in erster Instanz gewonnen hatte, jedoch in Folge der Appellation, welche sein Gegner einzulegen eilte, gänzlichem Ruin nahegebracht wurde. Aber mit wunderbarer Energie erhob er sich über die Gefahr und entzündete aus den Mauern seines Gefängnisses hervor ein Feuer, dessen Glanz und Glut ganz Frankreich in Staunen und Bewunderung versetzte und welches eines der gehässigsten und gehaßtesten Institute der Willkürherrschaft vernichtete, jenes „Parlement Maupeou", welches auf Betreiben des Kanzlers dieses Namens und auf Andrängen der Haupt- und Staatsmaitresse Dubarry Ludwig der Fünfzehnte mittelst Edikts vom 7. Dezember 1770 gewaltsam an die Stelle der alten Parlemente des Reiches gesetzt hatte.

Von unserem Prozeßkünstler, welcher jetzt im Begriffe, ein superlativischer zu werden, war in Er-

fahrung gebracht worden, daß der Rath Goëzman in dem in zweiter Instanz vor den pariser Parlementshof gebrachten Prozeß Blache contra Beaumarchais das Referat habe, und zugleich auch, daß besagter Parlementsrath in zweiter Ehe eine junge und hübsche Frau geheiratet hätte, welche zu sagen pflege: „Es ist unmöglich, von unserer Besoldung anständig zu leben; aber wir verstehen uns darauf, die Hühner zu rupfen, ohne sie gackern zu machen.“ Diese anstellige Frau Räthin und Rupferin glaubte, als Beaumarchais sich mit ihr in geschäftliche Beziehungen gesetzt hatte, sonder Zweifel, ein geduldig und stumm stillhaltendes Huhn unter den Händen zu haben; aber — o Schreck! — statt eines derartigen Huhns war es ein Hahn höchster Potenz, ein Kampfhahn ohne Gleichen, der mit dem Geräusche seines Flügelschlags ganz Paris erfüllte, mit seinem metallenen Kickericki ein ganzes Volk wachkrähte, und das Alles um lumpiger 15 Louisd'or willen!

Beaumarchais hatte vergebens eine Audienz bei dem Referenten seines Prozesses zu erhalten gesucht. Da bedeutete man ihn, Herr Goëzman werde zu-

gänglicher sein, so der Audienzbegehrer der Frau Räthin zuvor ein Geschenk im Werthe von 200 Louisd'or gemacht hätte. Unser gelehriger Freund ließ sofort der Dame 100 Louisd'or und eine gleichviel werthe, weil mit Diamanten besetzte Uhr zukommen. Sie forderte noch weitere 15 Louisd'or für den Sekretär ihres Herrn Gemahls, wie sie sagte. Beaumarchais gab auch diese Summe noch, wogegen Madame versprach, die 100 Louisd'or und die Uhr zurückzugeben, so der freigebige Mann seinen Prozeß verlöre. Der Sekretär jedoch sollte in jedem Falle seine 15 Goldstücke behalten. Nach diesen Präliminarien erhielt Beaumarchais eine Audienz bei Herrn Goëzman und — zwei Tage nach dieser Audienz verlor er seinen Prozeß durch Parlementsspruch. Dies war ein Schlag, welcher ihm Ehre und Vermögen zugleich zu vernichten drohte, und sogar *seine* Elastizität schien einen Augenblick dadurch gebrochen. Aber sie bewährte auch jetzt ihre Federkraft und wir sehen den seltenen Mann dem Sturme, welcher ihn zu entwurzeln droht, eine muthige Stirn entgegenkehren.

Wunderlicher Weise war es ein verschwindend

kleiner Nebenumstand in diesem ganzen Handel, welcher für Beaumarchais zur Basis ward, auf welcher stehend er ein welthistorisches Plaidoyer anhob. Madame Goëzman hatte ihm gewissenhaft die 100 Goldstücke und die Diamantenuhr zurückgestellt; er aber, in seiner Erbitterung über den Verlust seines Prozesses, in seiner Ueberzeugung, daß Goëzmans Referat nur darum zu seinen Ungunsten gelautet, weil der Graf de la Blache der Frau Referentin mehr geboten, verlangte auch noch die 15 Louisd'or zurück, welche, wie er erlickert hatte, aus der Tasche von Madame keineswegs in die des Sekretärs übergegangen waren. Die Zurückgabe wird verweigert. Der Kampfhahn beginnt die Flügel zu rühren und den Schnabel zu wetzen. Madame leugnet, die 15 Goldstücke jemals empfangen zu haben. Ein erstes drohendes Kickericki von Seiten des Hahns, worauf der Herr Parlementsrath in tugendhafter Entrüstung über die Verunglimpfung seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin beim Parlement eine Verleumdungsklage gegen Beaumarchais anstrengt. Daß dieser Gerichtshof,

so wie er war — das „Parlement Maupeou“ — seinem Mitglied Goëzman unter allen Umständen gegen den Angeklagten rechtgeben würde, verstand sich von selbst. Aber Einerlei, unser Vielgewandter fühlt Angesichts dieser Gefahr zum ersten Male seinen Genius ganz und voll und so setzt er sich hin und schleudert seine weltberühmten vier „Mémoires“ auf's Papier, aus logischer Schärfe, unwiderleglicher Beweiskraft, blitzender Ironie und schmetternden Donnern der Beredtsamkeit gewobene Offenbarungen der polemischen Muse, die nicht ihres Gleichen haben. Die bewunderungswürdigste Kunst des unvergleichlichen Prozeßkünstlers aber war diese, daß er sich vom Privatangeklagten zum Staatsanwalt seiner Nation aufschwang, zum Geist und Feuer sprühenden Rächer der von der französischen Justizpflege hunderttausendfältig geschädigten und geschändeten Gerechtigkeit, zum unwiderstehlichen Zermalmer des aus Lug und Trug, aus Erpressung und Grausamkeit zusammengeschwindelten Injustizgebäudes der guten alten frommen Zeit. Das Aufsehen, welches die beaumarchais'schen Streit-

schriften erregten, war ungeheuer: sie sind in Wahrheit ein Ereigniß gewesen, nicht allein für Frankreich, sondern für ganz Europa. Es wurde darin einer der wichtigsten Grundsätze des modern-humanen Staatsrechts, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz, siegreich durchgefochten.

Natürlich hinderte dies Alles das Parlement Maupeou nicht, den kühnen Plaideur, dessen Sache seine Landsleute und Zeitgenossen mit Fug „la cause de la nation“ nannten, zu verurtheilen, und es scheint, daß Beaumarchais auf den Fall hin, daß er zum Prangerstehen verurtheilt würde, den Entschluß gefaßt hatte, diesem Aeußersten durch Selbstmord zu entgehen. Der Urtheilsspruch erging am 26. Februar 1774. Das Parlement verurtheilte Madame Goëzman zum „Blâme“ und zur Wiederherausgabe der 15 Louisd'or. Herr Goëzman ward „hors de cour“ erklärt, eine mildere Form der Blâme-Erklärung. Der Arme wurde dadurch genöthigt, seinem Amte zu entsagen und verlor sich in Dunkelheit, aus welcher er nur noch einmal flüchtig auftauchte, am 7. Thermidor von 1794 mit einem un-

endlich viel besseren Mann, als er selber war, mit André Chénier auf einem Karren zur Guillotine fahrend. Aber auch Beaumarchais ward verurtheilt, geradezu verdonnert; denn gegen ihn erging die Sentenz: „La cour te blâme et te déclare infame“ — was soviel hieß wie: Du bist unfähig, irgendein öffentliches Amt zu bekleiden, du bist bürgerlich ehrlos. Wie Paris dieses Urtheil werthete, diese Ehrloserklärung des Führers der „Sache der Nation“ aufnahm, zugleich aber auch, wie schon damals ein Theil der französischen Aristokratie zum oder vielmehr gegen das Ancien Régime stand, kann schon die eine Thatsache zeigen, daß am Tage nach der Urtheilsfällung zwei Prinzen von Geblüt, der Herzog von Chartres und der Prinz von Conti, dem „Blamirten“ zu Ehren ein glänzendes Fest veranstalteten. In seinem Einladungsschreiben hatte der letztgenannte Grandseigneur zu Beaumarchais gesagt: „Wir sind aus einem sattsam guten Hause, um Frankreich zu zeigen, wie es einen so großen Bürger, der Sie sind, ehren soll.“ War das nicht auch schon wiederum ein Stück Revolution?

Das Parlement Maupeou ist an der Todeswunde gestorben, welche ihm Beaumarchais' Feder geschlagen. Dasselbe aufzulösen und die früheren Parlemente wiederherzustellen, ist bekanntlich eine der ersten Regierungshandlungen Ludwigs des Sechszehnten gewesen. Nun war für unsern „Blamirten" die Zeit gekommen, sich entblamiren zu lassen. Noch bevor das Jahr 1775 zu Ende, wurde durch Entscheid des „Grand-Conseil" des pariser Parlements das gegen ihn ergangene Urtheil, sowie die Entscheidung des Parlements Maupeou in Sachen De la Blache contra Beaumarchais für null und nichtig erklärt und der genannte Prozeß an das Parlement der Provence zu Aix als an die letzte Instanz gewiesen. Dort erfolgte dann, wie schon erwähnt worden, im Juli 1778 der völlig zu Gunsten unseres Prozeßkünstlers lautende endgültige Spruch. Bevor ihm jedoch in dieser Weise seine Rehabilitation und sein Recht zu Theil ward, begegnet uns der „blamirte" Proteus in einer neuen Rolle: — der Uhrmacher, Musiker, Küchenschreiber, Jagdgerichtspräsident, Duellant, Spekulant, Rührdramen-

schreiber und Parlement-Maupeou-Tödter wird diplomatischer Geheimagent Ludwigs des Fünfzehnten.

5.

In der Leidensgeschichte der unglückliche n — wenn auch keineswegs schuldlosen oder gar „engelreinen" — Königin Marie Antoinette gibt es einen Umstand, welcher sehr geeignet ist, denkender Menschen Mitleid wachzurufen. Ich meine die bebende Angst, welche der Königin im November 1790 eingejagt wurde durch die Nachricht, daß „cette misérable créature", die Halsbandgeschichte-Lamotte, aus England, wohin sie entflohen war, zurückkehren würde*). Die Großen der Erde, falls dieselben Zeit hätten, Geschichte zu studiren, und Verstand genug, sie zu verstehen, könnten aus diesem Zittern der armen Königin, wie aus

*) Correspondance inédite de Marie Antoinette, publ. sur les docum. origin. par l. c. Paul Vogt d'Hunolstein. 2 édit. Paris 1864, p. 168—69. Es haben sich gegen die Echtheit dieser Briefe im Einzelnen Zweifel erhoben, wodurch dieselbe jedoch im Ganzen nicht beanstandet wird.

der ganzen Halsbandprozedur und ihren Nachwehen, Manches, sogar Vieles lernen. Vor Allem dieses, daß in der Stickluft des Despotismus, wie alles Gemeine und Schlechte, so auch die Verleumdung vortrefflich gedeiht und daß die Gewaltsamkeit, womit die freie Erörterung niedergehalten wird, mit Nothwendigkeit die Menschen dahin führt, von ihren Vergewaltigern selbst das Abenteuerlichste und Infamste als selbstverständlich mit Begierde zu glauben.

Unter den zahllosen Symptomen der unheilbaren und unaufhaltsamen Fäulniß des Ancien Régime trat als eines der bezeichnendsten der heimliche Krieg hervor, welchen Hof und Regierung gegen die oppositionelle, in England und Holland aufgestellte Presse, die häufig nur eine Schandpresse war, zu führen sich veranlaßt sahen. In diesem Kriege ließ sich jetzt Beaumarchais verwenden und zwar zu Gunsten des scharlachenen Lasters, der Haupt- und Staatsmetze Dubarry. Von einem Proteus kann man natürlich nicht verlangen, daß er ein Charakter sei, und unser Mann hat auch nie den Anspruch erhoben, ein solcher zu sein. Trotzdem dürfen wir billig vermuthen, daß es wenigstens seinem Reinlichkeitssinn

keine geringe Selbstüberwindung gekostet haben müsse, sich mit der ihm aufgegebenen schmutztriefenden Mission zu befassen. Er hatte aber kaum eine andere Wahl. Nach seiner Verdonnerung durch das Parlement war dem Blamirten par ordre du mufti absolutes Stillschweigen auferlegt worden, wodurch es ihm rein unmöglich gemacht war, an seiner Rehabilitation zu arbeiten. In diesem unerträglichen Zustande befand er sich, als ihm der König durch seinen ersten Kammerdiener De la Borde sagen ließ, er könnte, so er wollte, seine Entblamirung verdienen. Schwerlich dürfte i. J. 1774 ein Franzos oder überhaupt ein Mensch gelebt haben, welcher unter diesen Umständen nicht mit Beaumarchais geantwortet hätte: „Ich stehe Sr. allerchristlichsten Majestät zu Befehl."

Es lebte damals ein französischer Industrieritter niedersten Grades, Théveneau de Morande, in London und zwar lebte er von dem Skandal, welchen er in Form von Libellen nach Frankreich hinüberschmuggelte, — ein zu jener Zeit, wie Männiglich weiß, überhaupt sehr schwunghaft betriebenes Geschäft. Eines Tages erhielt Dame Dubarry von Seiten dieses Bieder-

mannes die briefliche Anzeige, daß er demnächst ein Buch, dessen Heldin Madame sei, veröffentlichen werde unter dem anziehenden Titel: „Mémoires secrets d'une femme publique.“ Aufgestürmt durch die also Bedrohte, verlangte Sultan Ludwig vom englischen Kabinett die Auslieferung des Libellisten. Die Regierung des Urlandes der Heuchelei gab zur Antwort: Wir können den Kerl nicht öffentlich ausliefern, weil das gegen Gesetz und Brauch Altenglands verstößt; wenn aber Se. allerchristlichste Majestät im Geheimen eine Truppe Polizisten herüberschicken und den Lumpenhund heimlich aufheben und entführen lassen will, werden wir dazu beide Augen zudrücken. Auf dies hin schickte der französische Polizeiminister wirklich in aller Heimlichkeit die gehörige Anzahl von Polizisten nach London. Allein der schlaue Morande, welcher in Paris seine Korrespondenten besaß und zwar in hohen Gesellschaftsregionen, hatte Wind bekommen, signalisirte die bevorstehende Ankunft seiner Entführer in spe geräuschvoll dem englischen Publikum und so sahen die Sendlinge der pariser Polizei ihr Unternehmen

nicht nur zum Voraus vereitelt, sondern entgingen auch nur mit höchster Noth der Gefahr, vom londoner Pöbel in die Themse geworfen zu werden. Stolz auf diesen Erfolg, beeilte Morande den Druck seiner Denkwürdigkeiten der Dubarry und bald lagen 3000 Exemplare zur Versendung nach Frankreich über Holland und Deutschland bereit. Inzwischen war Ludwig der Fünfzehnte auf den Gedanken gekommen, in Güte mit dem gefürchteten Pamphletisten zu verhandeln und mit dieser Verhandlung unsern vielgewandten Blamirten zu betrauen. Beaumarchais übernahm den Auftrag, ging im März von 1774 unter dem Namen Ronac (Anagramm von Caron) nach London, wußte sich mit dem ebenso mißtrauischen als pfiffigen Morande in Beziehung zu setzen und von demselben zu erlangen, was der König wünschte. Die Handschrift und die 3000 gedruckten Exemplare des Libells wurden in der Nähe von London in einem Kalkofen verbrannt und es kostete diese Operation 20,000 Francs, welche aus der französischen Staatskasse zur Vergütung an Morande sofort bezahlt wurden, sowie ferner all-

jährlich 4000 Francs, welche lebenslängliche Rente sich der wohlerfahrene Arbeiter im Unkraut des Aergernisses ausbedungen hatte. Man sieht, das französische Volk hatte den Schutz des „guten" Rufes der Scharlachenen ganz anständig zu honoriren; denn, wohlverstanden, Monsieur Morande bezog auch unter der Regierung Ludwigs des Sechszehnten seine Jahresrente. Im Uebrigen muß man Beaumarchais bezeugen, daß er seine schmutzige Mission möglichst säuberlich vollzog, indem er sich weigerte, dem Ansinnen des Duc d'Aiguillon, welcher damals gemeinsam mit der Staatshure Frankreich regierte, zu entsprechen, dem Ansinnen, die Korrespondenten und Korrespondentinnen Morande's zu erlickern und zu verrathen. Die Worte, welche er hierüber später an Ludwig den Sechszehnten schrieb, gereichen ihm sicherlich zur Ehre: —„Trop heureux de parvenir à supprimer ces libelles sans en faire un vil moyen de tourmenter sur des soupçons tous les gens qui pourraient déplaire, je refusai de jouer le rôle infame de délateur, de devenir l'artisan d'une persécution peut-être générale

et le flambeau d'une guerre de bastille et de cachots."

Als Beaumarchais nach Paris zurückeilte, um den Lohn seiner erfolgreichen Mühwaltung zu empfangen, d. h. seine Rehabilitation, fand er den König todt und dessen Enkel und Nachfolger sehr geneigt, von seiner so eben bewährten Geschicklichkeit im Fache der geheimen Agentur ebenfalls Gebrauch zu machen. Demzufolge finden wir unsern Unermüdlichen im Jahre 1774 noch einmal auf dem Wege nach London, um die von dorther drohende Veröffentlichung eines Pamphlets zu hintertreiben, welches unter dem Titel: „Avis à la branche espagnole sur ses droits à la couronne de France, à défaut d'héritiers" — erscheinen sollte und dessen vergiftete Spitze gegen die junge, damals noch kinderlose Königin Marie Antoinette gerichtet war, welche, gleich ihrem Gemahl, dadurch höchlich beunruhigt wurde *). Ausgestattet mit einem Attest

*) Wahrscheinlich bezog es sich auf das in Rede stehende Libell, wenn Marie Antoinette in einem aus Choisy vom 8. Oktober 1775 datirten Brief an ihren Bruder Joseph

von der Hand Ludwigs des Sechszehnten, ward Beaumarchais beauftragt, den Autor ausfindig und stumm zu machen. Nicht mit Dolch und Gift, aber mit Geld. Der Autor war ein italischer Jude, Angelucci, und Beaumarchais wurde um den Preis von 36,000 Francs richtig mit demselben handelseinig. Allein der verschmitzte Sohn Israels suchte unsern Vielgewandten zu überlisten und nach Empfang der genannten Summe, sowie nach Verbrennung von 4000 Exemplaren seines Machwerks, dasselbe dennoch in die Oeffentlichkeit zu bringen. Die energische Vereitelung dieses Unterfangens wurde für Beaumarchais zu einer ganzen Reihenfolge von Abenteuern, die ihn, immer auf der Fährte des Halunken von Juden, von London nach Amsterdam, von Amsterdam nach Nürnberg, von Nürnberg nach Wien führten, wo er, in höchster Aufregung, im Wund-

---

äußerte: — „L'année dernière le roy et moy nous avons été mis sur la voie d'abominables libelles préparés contre moy et encore mouillés de la presse. On a découvert que c'étoit une spéculation de fripon qui nous donnoit à nous même ce dont il étoit l'auteur.“ Corresp. inéd. p. 72.

fieber — denn er ist unterwegs bei einem tapfer bestandenen Raubanfall verwundet worden — die Kaiserin Maria Theresia bestürmte, den Schuft von Angelucci, den Verleumder und Beschimpfer ihrer Tochter, an Frankreich auszuliefern. Der patriarchalischen Despotin kam aber der in die Hauptstadt Oestreichs hereingeschneite Stürmer und Dränger selbst höchst verdächtig vor und sie fand es bedenklich, daß „so ein Mensch“ überhaupt mit den Angelegenheiten der Königin von Frankreich sich zu schaffen machte. Die Folge davon war, daß der arme Beaumarchais einen ganzen Monat lang als Gefangener in Wien zurückgehalten wurde, bis man sich aus Paris Aufschluß über ihn verschafft hatte. Dies geschehen, ließ man ihn laufen und die Kaiserin bot ihm zum Abschied ein Geschenk von 1000 Dukaten, welches anzunehmen er stolz verweigerte, wie er denn auch vom französischen Hofe keine Bezahlung seiner Dienste in diesen Libell-Sachen weder forderte noch empfing, einzig und allein um seine Rehabilitation arbeitend. Trotzdem verursachte die Unterdrückung der Pamphlete Morande's und Angelucci's, welche

mitsammen keinen Franc werth waren, der französischen Staatskasse eine Ausgabe von 172,000 Francs, zu einer Zeit, wo der Staatsbankerott schon vor der Thüre stand. Und noch immer gibt es „Historiker", welche schamlos genug sind, die Finanz- und sonstige Lotter- und Luder-Wirthschaft des Ancien Régime schönfärben zu wollen!

Es liegt im Wesen der diplomatischen Geheimagentschaft, ja, wie Wissende wollen, auch der öffentlichen Diplomatik, mit Anrüchigem sich befassen zu müssen. Ist doch die genialste Denkerin, welche Deutschland bislang hervorgebracht hat, soweit gegangen, zu prophezeien, im Wörterbuch der Menschheit werden Diplomat und Schurke dereinst gleichbedeutend sein. In Erwartung dieser paradiesischen Zukunft sagen wir, daß unser Geheimagent zunächst allerdings noch ein weiteres mißduftendes Geschäft abzuthun hatte, eine Unterhandlung mit dem bekannten Chevalier d'Eon, welcher von Ludwig dem Fünfzehnten in den schmutzigen Hergängen seiner Privat-Diplomatik verwendet und gezwungen worden war, sich als Weib zu verkleiden, jetzt aber von London

aus mit Drohungen und Forderungen der Regierung Ludwigs des Sechszehnten äußerst unangenehm sich machte *). Nachdem es Beaumarchais gelungen war, dem alten Abenteurer, der so vielen Lärm in der Welt gemacht, den Mund zu stopfen — das Stopfungsmaterial waren 120,000 Livres — wurde ihm endlich der sehnsüchtig begehrte und wohlverdiente Lohn zu Theil, seine schon gemeldete feierliche Entblamirung und Rehabilitation (September 1776). Also wieder ein „ehrlicher" Mann in den Augen von aller Welt, ging der Sieur Caron de Beau-

*) Im Vorbeigehen sei das wenig bekannte Kuriosum erwähnt, daß ein gewisser Gaillardet zur Erklärung der erzwungenen Verkleidung d'Eons die tolle Hypothese aufgebracht hat, König Georg der Dritte habe eines Tages seine Frau, die Königin Sophie Charlotte, mit dem Chevalier in flagranti ertappt. Die Königin, welche durch d'Eon Mutter Georgs des Vierten geworden, habe, unterstützt von ihrem Leibarzt, ihrem bekanntlich sehr bornirten Gemahl weiszumachen gewußt, der Chevalier sei ein Weib. Der König habe darüber bei Ludwig dem Fünfzehnten Erkundigungen eingezogen und der Letztere, um die Königin zu schonen, die Angabe derselben bestätigt, zugleich aber zur Aufrechthaltung der Fabel den Chevalier gezwungen, beständig Frauenkleider zu tragen.

marchais frisch daran, die diplomatische Gewandtheit, welche er sich erworben, in einer ehrenhafteren Region zu erproben als dort, wo die Morande und Angelucci und d'Eon sich umtrieben.

6.

Beaumarchais'sche Beweglichkeit kann sich jedoch nicht begnügen, nur eine Sehne am Bogen zu haben. Hände, welche gebaut sind wie die unseres Mannes, fassen immer rechts und links an und bewältigen spielend die verschiedenartigsten Sachen zur gleichen Zeit. Das ist ein rastloses Agiren, Spekuliren, Prozessiren und dazu noch ein Dramatisiren, kraft dessen der „Barbier von Sevilla" am 23. Februar 1775 in Szene geht, nachdem es seinem Verfasser unsägliche Mühe gekostet, das Stück durch die Censur zu bringen, obgleich den demokratisch-revolutionären Grundgedanken desselben keiner der Herren Censoren witterte. Vielleicht, daß dieser Gedanke unserem Komöden selber nicht zu klarem Be-

wußtsein gekommen. Aber vorhanden war er und zwar in dem bedeutungsvollen Umstand, daß der Barbier Figaro, ein auf der untersten Leitersprosse der sozialen Hierarchie stehender Mensch, in dem Drama die Hauptrolle innehat und dieselbe in einer Weise durchführt, welche klärlich darthut, wie unendlich er den Standespersonen, die er gängelt und leitet, überlegen ist. Es heißt, wenigstens Urtheilsfähigen gegenüber, nicht zu viel behaupten, wenn man sagt, daß Figaro's Auftreten auf der Theaterbühne die symbolisch-prophetische Antecipation vom nahebevorstehenden Auftreten des Volkes auf der Weltgeschichtsbühne gewesen sei.

Der Zudrang zur ersten Aufführung war ein beispielloser; aber das Stück mißfiel und La Harpe gab darüber das strenge Verdikt ab: „Es hat zu Viel von einer Posse, seine Weitschweifigkeiten haben Langeweile, seine schlechten Späße Widerwillen, seine schlechten Sitten Entrüstung erregt.“ Aber Beaumarchais, längst gewöhnt, seine Erfolge der Welt zu entreißen, gab seinen Barbier nicht so leicht verloren. Am 23. Februar durchgefallen, erschien

die Komödie, abgekürzt und wie mit Dampfkraft umgeschmolzen, schon am 25. zum zweiten Mal auf den Brettern. Am 26. schrieb Frau Du Deffant an Horaz Walpole: „Gestern war ich in der Komödie von Beaumarchais, welche man zum zweiten Mal gab. Bei der ersten Vorstellung ausgepfiffen, hatte sie gestern einen außerordentlichen Erfolg. Sie wurde beklatscht, daß die Wände des Saals hätten bersten mögen; sie wird bis zu den Wolken erhoben.“ Jetzt war die Stellung des Barbiers von Sevilla in der dramatischen Literatur Frankreichs entschieden. Seit dem Schöpfer des Tartuffe war kein Komöde mehr aufgestanden wie der Schöpfer des Figaro und diese Charakterfigur durfte auf dem sozial-politischen Gebiete ganz dieselbe Bedeutung ansprechen, welche auf kirchlich-religiösem dem Heuchler Molière's zukommt. Die Fabel des Stückes ist bekanntlich eine sehr alte Geschichte: — die Nasführung eines alten Gecken von Vormund, welcher seine schöne junge Mündel heiraten möchte. Aber die Behandlung dieses Stoffes ist so voll Kraft und Grazie, der Dialog funkelt so prächtig von Geist, Witz und Bosheit, daß

ein besseres Intrikenstück kaum gedacht werden kann.

Wunderlichst drängen und häufen sich die Kontraste, mitunter die grellsten, im Dasein unseres Mannes. Zur Zeit, wo er sich seiner Komödie halber mit Censoren, Kritikastern, Schauspielern und Schauspielerinnen herumbeißt, wird ihm die absonderliche Aufgabe gestellt, seinen sterbenden Gönner, den atheistischen Prinzen von Conti, zu überreden, mit den kirchlichen Sterbesakramenten sich versehen zu lassen. Der Verfasser des Barbiers von Sevilla in Gemeinschaft mit dem Erzbischof von Paris daran arbeitend, den „französischen Alkibiades“ — wie man den Prinzen nannte — „en bon chrétien“ sterben zu machen, d. h. demselben die Annahme der letzten Oelung aufzureden . . . ist das nicht eine der bizarrsten Szenen der tollschönen Tragikomödie jener Zeit? Und auch dies ist ein bizarrer Charakterzug derselben, daß nach dem Tode des französischen Alkibiades, welcher Mitglied der Akademie gewesen war, der gelehrte Direktor dieses Instituts, Monsieur Gaillard, dem Verstorbenen

in öffentlicher Sitzung eine Lobrede hielt, deren Inhalt für uns ganz märchenhaft klingt. „Die Helenen, die Ariadnen und so viele Andere haben, geblendet von seinem Ruhm, entzückt von seiner Anmuth, darnach verlangt, von ihm besiegt zu werden, und haben nicht ihre Niederlage, sondern nur seine Unbeständigkeit beklagt. Alle Schönen bevorzugten ihn und er bevorzugte alle." So leierte es noch lange weiter in der Lobpsallirung der Wüstlingschaft des Prinzen und dies geschah in feierlicher Versammlung des Instituts von Frankreich, als schon die Sturmglocken leise zu schwingen begannen ....

Die weltgeschichtliche Schicksalsironie hat es, wie Jedermann weiß, gewollt, daß das in Frankreich auf die Neige gehende absolute Königthum der jenseits des Ozeans erstehenden Demokratie aufhelfen mußte. Daß und warum und wie der französische Hof mit den amerikanischen Rebellen gegen England gemeinsame Sache machte, ist sehr bekannt. Wenig dagegen in engeren und gar nicht in weiteren Kreisen, daß in diesem ewig denkwürdigen Unternehmen

Beaumarchais nicht nur einen Finger, sondern eine ganze Hand hatte, daß er eines der bedeutendsten Triebräder der widerenglischen Politik seines Landes, einer der eingreifendsten Bundesgenossen der Nordamerikaner, ja geradezu eine gegen Großbritannien kriegführende Macht gewesen ist.

Das wurde er aber erst im Verlaufe dieses „Geschäftes"; denn wir sehen ihn zuvörderst in seiner alten bescheidenen Rolle als geheimer Agent in dasselbe eintreten. Als solcher ist er im Auftrag des Grafen von Vergennes, welcher — einer der tüchtigsten Minister, die Frankreich jemals gehabt — zur Zeit die auswärtigen Angelegenheiten leitete, gegen den Herbst von 1775 zu wiederum nach London gegangen. Sein Auftrag war, das französische Kabinett über den Stand der englischen Parteien und ihre Stellung zur amerikanischen Frage genau zu unterrichten; daneben auch unauffällige Beziehungen mit den nach England herübergeschickten Agenten der amerikanischen „Insurgenten" anzuknüpfen. Unser Proteus lös'te diese Aufgaben meisterlich. Durch einen alten Bekannten von Madrid her, Lord Rochford,

wußte er sich einen Späherpfad in das Kabinett des englischen Premier, Lord North, zu bahnen, während er zugleich der vertraute Tischgenosse von Wilkes, damals Lordmajor von London, war und demnach mit der Opposition, welche bekanntlich die Sache der Amerikaner begünstigte, so zu sagen auf Du und Du stand. Schon im September von 1775 sandte er ein Mémoire an Ludwig den Sechszehnten, dessen Darlegungen schließlich also zusammengefaßt waren: „Die Engländer werden ihrer Gegenbemühungen ungeachtet Amerika einbüßen. Der Streit ist hier in London noch heftiger entbrannt als drüben in Boston. Das Ende der Krisis wird ein Krieg mit Frankreich sein.“ Im Fortgang seiner Berichte an den König und an den Grafen Vergennes kommt Beaumarchais immer wieder auf diesen Gedanken zurück: — „Die Amerikaner werden triumphiren, aber man muß sie in ihrem Kampfe unterstützen; denn falls sie unterlägen, würden sie sich gemeinsam mit den Engländern gegen uns kehren.“ Zunächst empfahl er, da Frankreich noch nicht zum Kriege gerüstet sei, geheime Unterstützungen der Rebellen

in Form von Handelsgeschäften und seine Anschauung drang im französischen Kabinett allmälig durch.

Im Juni von 1776 finden wir den nach Paris Zurückgekehrten eifrig dabei, das von ihm vorgeschlagene eigenthümliche „Handelsgeschäft“, kraft dessen die Amerikaner mit Waffen, Feldgeräthe und Munition versehen werden sollten, ins Werk zu setzen. Die französische Regierung griff dabei im Geheimen dem kühnen Händler zunächst mit einer Million Francs unter die Arme und auf Vergennes' Betreiben mit einer gleichgroßen Summe der spanische Hof. Sofort begann Beaumarchais seine Unternehmungen, indem er, mit dem nach Paris gekommenen Agenten der Amerikaner, Silas Deane, in Verbindung getreten, Schiffe ankaufte, ausrüstete, bemannte und befrachtete, um den Rebellen drüben die nöthigen Kriegsmittel zuzuführen. Das Geschäft, anfänglich mit so geschickter Heimlichkeit betrieben, daß die argwöhnischen Engländer Nichts merkten, nahm nach und nach große Verhältnisse an, und nachdem die Sachen so weit gediehen waren, daß

Frankreich die Unabhängigkeit der Amerikaner anerkannte, ein Bündniß mit denselben schloß und England den Krieg erklärte, machte das Haus Beaumarchais den Seekrieg des Hauses Bourbon gegen das Haus Hannover förmlich mit. So zwar, daß das beaumarchais'sche Schiff „Le fier Rodrigue" von 60 Kanonen namentlich in dem Seetreffen auf der Höhe der Insel Granada, wo der französische Admiral d'Estaing den englischen Admiral Byron zum Rückzuge zwang, tapfer zur Entscheidung mitwirkte.

Allein das weltgeschichtliche, zu Gunsten der Befreiung Nordamerika's unternommene und durchgeführte Handelsgeschäft hatte neben seiner glänzenden auch seine dunkle Seite. Zwar die Amerikaner waren nicht undankbar — in Worten. So hatte z. B. Silas Deane aus Paris an den leitenden Ausschuß des Kongresses der Vereinigten Kolonieen geschrieben: „Ich würde hier nie an's Ziel gekommen sein ohne die unermüdlichen, großmüthigen und geschickten Bemühungen des Herrn de Beaumarchais, welchem die Vereinigten Staaten mehr Dank schul-

dig sind als irgendeinem Menschen auf dieser Seite des Ozeans.“ Unglücklicher Weise hatte unser Geschäftsmann nicht nur schön klingende Worte nöthig, sondern auch und mehr noch klingendes Geld. Gerade damit aber, d. h. mit der Anerkennung und Abzahlung des nach und nach bedeutend angewachsenen Guthabens von Beaumarchais wollten oder konnten die Amerikaner nicht herausrücken und sie brachten ihn dadurch gegenüber seinen heimlichen Kompagnons, d. i. gegenüber dem französischen und spanischen Hofe, nicht selten in die peinlichste Verlegenheit. Die Yankees haben bekanntlich gegen das Schuldenzahlen von jeher eine unbesiegliche Abneigung gehabt. Im April von 1781 anerkannte der Kongreß, daß er dem Sieur de Beaumarchais noch 3,600,000 Livres schuldete. Von dieser ganzen Summe hatte er i. J. 1787 noch keinen Franc erhalten, und als er endlich einen derben Heischebrief hinüberschickte, erhielt er die überraschende Antwort, daß „die Vereinigten Staaten ihm nicht nur Nichts schuldig seien, sondern im Gegentheil er ihnen 1,800,000 Francs schulde.“ Auf die unabläs-

sigen Reklamationen von Seiten Beaumarchais' hin ließ sich der Kongreß i. J. 1793 wieder herbei, anzuerkennen, daß die Vereinigten Staaten ihrem Gläubiger in der That 2,280,000 Francs schuldeten; aber vom Bezahlen war auch jetzt keine Rede, obgleich Beaumarchais von der Dachkammer aus, welche er damals als Flüchtling in Hamburg bewohnte, flehentliche Vorstellungen an den Kongreß und an das amerikanische Volk richtete. Umsonst. Diesen Prozeß hat der große Prozeßkünstler nicht gewonnen, obzwar das Recht in wahrhaft schreiender Weise auf seiner Seite war. Er vermachte denselben seinen Hinterlassenen und die Familie Beaumarchais hat dann auch den Prozeß noch volle 36 Jahre fortgeführt, bis zum Jahre 1835, wo ihr die Regierung der Vereinigten Staaten die Wahl ließ zwischen 800,000 Franc oder Nichts. Natürlich mußte sie sich entschließen, die mit schnöder Rechtswidrigkeit und Undankbarkeit ihr angebotene Abfindungssumme zu wählen. Unendlich viel anständiger und gerechter als die Yankees handelte Ludwig der Sechszehnte gegen Beaumarchais, indem er diesem als Entschä-

digung für seine in dem amerikanischen Handelsgeschäft nachgewiesener Maßen erlittenen Verluste 2,275,625 Livres bewilligte, und dies noch dazu gerade zur Zeit, als der also Entschädigte seine „Hochzeit des Figaro" auf die Bühne brachte.

Man muß bornirt sein wie ein glaubenseiniger Tiroler und servil wie ein deutscher Patent-Liberaler, um nicht einzusehen, daß lange vor dem 23. Juni und dem 14. Juli von 1789 die französische Revolution thatsächlich schon in raschem Gange war. Widerstandslos mit der Zeitströmung treibend machte der arme sechszehnte Ludwig mit seinen Maurepas, Vergennes, Turgot und Necker Revolution. Ein sehr lautredendes Zeugniß hiefür ist die vertrauliche Verbindung der Regierung mit dem Manne, welcher den Figaro geschaffen, das Parlement Maupeou todtgeblitzt, die Sache der amerikanischen Rebellen mit Wort und That höchst bedeutend gefördert und zum Ueberfluß so eben auch noch den ganzen Voltaire in 70 Bänden in 8 und in 92 in 12 herausgegeben hat.

Dieses letztere Unternehmen, vom Jahre 1779

datirend und während der Fortdauer des großen amerikanischen Geschäftes gleichsam so nebenher betrieben, war bei den damaligen Mitteln des Bücherdrucks und Bücherhandels ein wahrhaft kolossales, ein bis dahin beispielloses. Zu den technischen und ökonomischen Schwierigkeiten kam auch noch die weitere, daß nahezu die Hälfte der Werke des großen Spötters in Frankreich verboten war, was freilich nicht hinderte, daß die verpönten Voltaireismen in den herrschenden Klassen mit Wollust verschlungen und wieder verschlungen wurden. Ist es doch eine allgemein bekannte Thatsache, daß Parlementsräthe, während sie voltaire'sche Bücher zur Verbrennung durch Henkershand und Buchhändler des Verkaufs dieser Bücher halber zur Einthürmung verdonnerten, dieselben verpönten Bücher als ihre Lieblingslektüre in ihren Taschen hatten. Selbstverständlich ließ sich Beaumarchais nicht in die Sache ein, bevor er sich einen Rückanhalt gesichert hatte, und zwar in der Person des damaligen Quasi-Premier, des alten Grafen von Maurepas, der bekanntlich ein dezidirter „Voltairien“ war und dem Unternehmen seinen und

des Königs heimlichen Schutz zusicherte. Das steht unbestreitbar fest. Der gute Gudin, Beaumarchais' treuester Freund und begeisterter Denkwürdigkeitenschreiber, Gudin, welcher für unsern Freund das gewesen, was Spucknapf Boswell für Johnson war, mag das Faktum ein Bißchen zu sehr dramatisirt haben. Ihm zufolge erfuhr Beaumarchais, daß Katharina die Zweite vorhätte, eine Gesammtausgabe der Werke Voltaire's in Petersburg drucken zu lassen. (Es war dieses Vorhaben nur einer der bekannten, von Zeit zu Zeit mit Schall und Knall von der Czarin nach Europa hereingeworfenen liberalen Windstöße, losgelassen, um die französischen Schöngeister in dampfende Weihrauchpfannen umzudüpiren.) Beaumarchais rennt mit dieser Neuigkeit spornstreichs zum Grafen Maurepas nach Versailles. „Excellenz, welche Schmach für Frankreich, wenn ein vollständiger Voltaire zuerst bei den Barbaren von Russen erschiene!“ — „Allerdings eine Schmach. Aber was thun? Sie wissen, mein Lieber, ich bin eingeklemmt zwischen den Klerus und das Parlement, welche mitsammen nur allzusehr den Nachtvögeln gleichen,

die sich über das Licht des Tages erbosen (qui, trop semblables aux oiseaux de la nuit, s'effarouchent à l'éclat du jour). Indessen, die Sache ließe sich vielleicht doch wagen; aber ich kenne in unserem Lande nur einen Mann, welcher eines solchen Wagnisses fähig wäre." — „Wer ist der Mann, Herr Graf?" — „Sie." — „Nun ja, ich bin der Mann dazu, aber falls ich mein Geld, meine Zeit und Arbeit an die Sache wage und Klerus und Parlement kommen dann her und lassen mir das ganze Unternehmen konfiszziren, wie dann?" — „Hm, wissen Sie was? Wagen Sie frisch darauf los. Ich werde unter der Hand das Unternehmen schützen und verspreche Ihnen, daß auch der König — (den ich ja am Schnürchen habe, dachte der alte Voltairien in Parenthese) — Ihnen seinen Schutz angedeihen lassen soll."

Daraufhin ging unser Vielgewandter tüchtig ins buchhändlerische Zeug. Er kaufte dem Buchhändler Panckoucke die im Besitze desselben befindlichen, handschriftlich hinterlassenen und bislang noch ungedruckten, übrigens nicht sehr bedeutenden

Werke Voltaire's um 160,000 Francs ab, ließ aus England für 150,000 Livres prächtige Lettern kommen, kaufte drei Papiermühlen in den Vogesen und nahm vom Markgrafen von Baden das alte Schloß zu Kehl in Miethe, um daselbst eine großartige Druckerei zu errichten. Hier wurde der Gesammt-Voltaire in 162 Bänden (Oktav- und Duodezausgabe zusammengezählt) und in einer 15,000 Exemplare starken Auflage gedruckt — die ersten Bände erschienen 1783 — und es galt nun, den weitaus größten Theil dieser Masse von Voltaireismus rheinüber und nach Frankreich hineinzuschmuggeln, was kaum möglich gewesen wäre, hätte die Regierung nicht offenkundig durch die Finger gesehen. Zwar war Voltairien Maurepas schon 1781 mit Tod abgegangen, zwar bliesen die Pfaffen die Posaunen des Fluches und rührten die verknöcherten Juristen-Oligarchen der Parlemente die Pauken der Verfolgung gegen die fluchwürdige Invasion Gesammt-Voltaire's in Frankreich; allein unser Ulysses-Buchhändler hatte sich beeilt, nach Maurepas' Tod zum nicht minder mächtigen Beschützer seines Unter-

nehmens den Herrn von Calonne zu gewinnen, namentlich dadurch, daß er dem Bruder des Ministers, dem Abbé de Calonne, ausgesucht feine Diners gab. Im Uebrigen ist zu sagen, daß die Voltaire-Spekulation, vom Standpunkt des Geldsacks angesehen, eine verfehlte war. Die Leute bekamen es doch allmälig sehr satt, 70 oder gar 92 Bände Voltaireismen zu lesen oder gar zu kaufen, und Beaumarchais hatte nie mehr als 2000 feste Abnehmer. Seine Verluste bei diesem Unternehmen sind daher enorme gewesen; allein er hatte dermalen weder Zeit noch Lust, sich Viel daraus zu machen.

7.

Denn wie hätte unser Proteus, von jeher himmelweit entfernt von der Gemeinheit, das Geld als Selbstzweck anzusehen, sich groß um Geldverluste kümmern mögen zur Zeit, wo er, in eine wahre Glanzwolke von Berühmtheit eingehüllt, zur Zenithhöhe seines Daseins sich erhob? Ganz im Gegen-

theil! Um leichter emporzuschweben, warf er das Geld mit vollen Händen weg. Das will, prosaisch zu sprechen, sagen, daß Beaumarchais unter den vielen anderen Mitteln, welche er in Bewegung setzte, um seine „Hochzeit des Figaro" auf die Bühne zu bringen, auch dieses anwandte, von zahlreichen Lumpen von Grandseigneurs und Petitemaitresses, von Literaten und Komödianten sich anpumpen zu lassen. In der That, es befanden sich unter seinen Schuldnern Prinzen und Pairs, welche ihm Kapitalien und Zinsen zwar nicht in Geld, aber doch in allerhand „guten Diensten" zurückbezahlten. Ah, er war ein Staats- und Prachtmensch von Praktiker, unser Vielgestaltiger und Vielgewandter. Er wußte, was das „Eine Hand wäscht die andere" zu bedeuten hat in dieser schmutzigen Welt, wo die großen und kleinen Erfolge errungen werden, — so errungen werden, daß fürwahr die Hände des Gewaschenwerdens sehr bedürfen.

Wohl, er hatte also inmitten seiner hundertfältigen Arbeiten als Privat- und Staatsspekulant, als kriegführende Macht, Prozeßkünstler, Buchdrucker,

Buchhändler und Voltaire-Schmuggler seine große Streitkomödie geschrieben: „Le mariage de Figaro.“ Ein pulsirendes, explodirendes Ding von Lustspiel; eine Revolutionsbombe, mitten in die lüderlich-lustige Gesellschaft des Ancien Régime hineingeworfen, welche sich über das allerliebste Gesprühe und Geprassel dieser Höllenfeuerkomik zu Tode lachte. Ein Leichtfuß von Graf, welcher seinem Diener Figaro dessen Schätzchen abspenstig machen will, aber schmählich abgeführt, von dem Diener überlistet und unendlichem Gelächter preisgegeben wird — weiter Nichts. Aber wie ist das in Handlung gesetzt! So, daß, wer sehende Augen hatte, auf dem Kopfe des triumphirenden Figaro schon die rothe Mütze erblicken, und wer hörende Ohren besaß, aus dem Hintergrunde der Bühne schon die Fallbeilschläge dumpf hervortönen hören konnte.

Gab es solche Augen und Ohren? Es scheint, und wunderlicher Weise scheinen sie in und an dem, wie man leider gestehen muß, etwas sehr schafsmäßig gebildeten Antlitz des armen sechszehnten Ludwig gesessen zu haben. Man kennt aus den Memoiren

der Madame Campan die Szene, wo sich der nicht uneinsichtige Schwächling von König in Gegenwart der Königin von besagter Madame die seit dem Ende des Jahres 1781 handschriftlich umlaufende neue Komödie vorlesen ließ. Als die Vorleserin den Höhepunkt des Stückes erreicht, d. h. den berühmten Monolog Figaro's im fünften Akt, jenes prächtige Kriegsmanifest des Volkes gegen das Junkerthum, vorgetragen hatte, fuhr Ludwig los: „Das ist abscheulich! Dieses Stück soll niemals aufgeführt werden! Man müßte die Bastille zerstören, falls die Aufführung dieser Komödie keine gefährliche Inkonsequenz sein sollte. Dieser Mensch verhöhnt ja Alles, was an einer Regierung zu respektiren ist.“ Worauf Marie Antoinette mit einer Betonung, welcher man anmerkte, daß sie „die Hochzeit des Figaro“ nicht ungern auf den Brettern sähe: „Also das Stück kommt nicht zur Aufführung?“ — „Nein, Madame, gewiß nicht! Sie können sich darauf verlassen...“ Ach ja, man konnte sich auf die Festigkeit des armen Schlosserlehrlings von König verlassen. „Nie soll dieses Stück aufgeführt wer-

den!" hatte er gesagt und, siehe, am 27. April 1784 wurde die Hochzeit des Figaro auf der Bühne des Theater Français mit Pomp und Pracht und unerhörtem Halloh gefeiert.

Wir können es doch nur mit sehr gemischten Gefühlen mitansehen, welche Ränke und Schwänke, Kniffe und Pfiffe Beaumarchais in Bewegung setzen mußte, um seine Komödie zur Darstellung zu bringen, — er, der so eben in den Unabhängigkeitskampf Amerika's werkthätig eingegriffen hatte, ein Mithandelnder in einem Drama gewesen war, welches — nur Schwachköpfe begreifen das nicht und nur gelehrte Lakaien können es zu leugnen versuchen — eine unermeßliche Wohlthat für die Menschheit. Wenn man aber den Eindruck empfängt, daß unser Mann aus dem historisch-heroischen Fache, in welchem er so eben mit Glück aufgetreten war, in das der Intrike herabgesunken, so kann man doch wieder nicht umhin, der Gewandtheit, Energie und Beharrlichkeit, womit er den Prozeß Beaumarchais contra Ludwig den Sechszehnten führte, Bewunderung zu zollen. Es gelang ihm, wie Jedermann

weiß, die Frage: Aufführung oder Nichtaufführung der Hochzeit des Figaro? zu einer öffentlichen Angelegenheit, ja zu einer französischen Staatsfrage zu machen. Es bildete sich zu Gunsten der Darstellung des Stückes eine Verschwörung, an welcher Minister und Hofdamen, Prälaten und Parlementsräthe, Generale und Admirale, kurz, Alle sich betheiligten, welche irgendwie zur „Gesellschaft" gezählt wurden. Und nicht etwa nur die Leichtfertigen und Zuchtlosen agitirten für den Figaro, nein, auch so anerkannt ehrsame und tugendhafte Personen, wie die Prinzessin von Lamballe, verlangten mit brennender Neugier, die Komödie in Szene gehen zu sehen. Es ist, entgegen den Angaben der Madame Campan, jetzt erwiesen, daß auch die Königin für die Aufführung Partei nahm, und ebenso, daß der Graf von Artois und andere Prinzen, daß die Herren Fronsac, Polignac, Vaudreuil und eine ganze Wolke von Ducs und Duchessen, Marquis und Marquisen, Comtes und Comtessen es kaum erwarten konnten, „von der Bühne herab durch Figaro der Verachtung der Massen signalisirt zu werden."

Und so geschah es. Denn wie hätte ein armer Strohmann von sechszehntem Ludwig dem Figarosturm auf die Länge widerstehen können? Nachdem er sich erst die Erlaubniß, daß die „Hochzeit" vor der Crême der höfischen Gesellschaft im Landhause des Grafen von Vaudreuil zu Gennevilliers gespielt werden dürfe, hatte entreißen lassen, war kein Aufhalten mehr. An dem schon bezeichneten Apriltage von 1784 erschien das „abscheuliche", das „niemals zu spielende" Stück auf den Brettern des Theater Français, dessen Eingangsthüren von der vornehmen Menge schon am Morgen belagert und förmlich erstürmt wurden, so daß in dem Gedränge drei Personen den Erstickungstod fanden. Der Beifall, welcher die Aufführung von Szene zu Szene begleitete, steigerte sich bis zur Raserei. Der Erfolg war ein beispielloser. Achtundsechzig Darstellungen folgten einander auf dem Fuße. Binnen acht Monaten, vom 27. April 1784 bis zum 10. Januar 1785 brachte das Stück der „Comédie-Française" nicht weniger als 346,167 Livres ein, wovon 41,499 dem Verfasser zufielen, ohne daß unter dieser Summe die

Einnahme der 50. Aufführung begriffen gewesen wäre, deren Ertrag nach Beaumarchais' Wunsch und Bestimmung den Armen von Paris zugetheilt wurde. Der Schöpfer des Figaro war überhaupt ein Mann, an dessen weiches Herz die Armen und Verlassenen nie vergeblich appellirten. Es ist sogar erwiesen, daß er an in Noth gerathenen Feinden, Verleumdern und Beschimpfern eine Mildthätigkeit übte, von welcher die Bonzen und Zeloten, welche fortwährend vom Christenthum belfern, puhsten und zetern, bekanntlich wenig wissen.

Selbstverständlich war der Schöpfer des Figaro nach seinem jüngsten beispiellosen Triumph nicht minder Gegenstand der Anfeindung als der Bewunderung. Es regnete Angriffe auf ihn, alle literarischen Lumpenhunde kläfften ihn neidisch an. Einen der Kläffer, einen gewissen Suard, dessen gemeine, anonym gegen Beaumarchais geschleuderte Bosheiten insgeheim durch den Grafen von Provence ermuthigt, ja sogar, wie man sagte, redigirt wurden, fertigte unser Mann mit den Worten ab: „Meinen Sie, ich würde, nachdem ich Löwen und Tiger besiegt

habe, um meine Komödie auf die Bühne zu bringen, mich herablassen, eine Wanze zu züchtigen?" Aber —

„Ach, der schrecklichste der Schrecken
Ist der Kampf mit Ungeziefer,
Dem Gestank als Waffe dient,
Das Duell mit einer Wanze ..."

Wanze und Kompagnie wußten es nämlich dahin zu bringen, dem guten sechszehnten Ludwig einzubilden, unter den „Löwen und Tigern" Beaumarchais' seien eigentlich er, der König, und seine Frau Marie Antoinette verstanden. Ludwig, dessen Sanftmuth mitunter starken Anwandlungen von Jähzorn weichen mußte, ließ sich durch diese absurde Einflüsterung so zur Wuth stacheln, daß er auf der Stelle, am Spieltische sitzend, auf der Rückseite einer Karte eine Lettre de Cachet ausfertigte, kraft welcher Beaumarchais am Abend des 8. März 1785 verhaftet und in das schimpfliche Gefängniß von Saint-Lazare, dem Verwahrungsorte jugendlicher Wüstlinge, Verschwender und Schuldenmacher, ge-

bracht wurde. Die Entrüstung über diesen Akt brutaler Gewalt, welcher an die schlimmsten Zeiten despotischer Willkürübung erinnerte, war allgemein. Der König kam auch rasch zur Erkenntniß des begangenen Mißgriffs und ordnete schon nach fünf Tagen die Freilassung des Gefangenen an. Noch mehr, gütig und gerecht von Natur, wie er war, wollte er dem mißhandelten Manne eine Genugthuung zartester Art geben und so erhielt Beaumarchais eine Einladung in den engsten Hofcirkel nach Trianon, um daselbst einer Aufführung seines „Barbier von Sevilla“ auf dem Liebhabertheater der Königin anzuwohnen. Marie Antoinette selber spielte hiebei die Rosine, der Graf von Artois den Figaro, Herr von Vaudreuil den Grafen Almaviva... Also leckte und lohte das revolutionäre Feuer schon i. J. 1785 in die innersten Gemächer des Königthums hinein und die unseligen Menschen da drinnen spielten mit dem scheinbar harmlos-ergötzlichen, in Wahrheit aber erbarmungslos-verzehrenden Element. Daß zur Wirksamkeit dieses Feuers in den Massen von allen französischen Autoren seines Jahrhunderts

Beaumarchais durch seine zwei großen Streitkomödien das Meiste beigetragen hat, ist Wissenden wohlbekannt.

8.

Nun aber ist die Arbeit unseres Vielgestaltigen und Vielgewandten gethan und seine Mission zu Ende. Denn die Losung lautete jetzt: Plänkler zurück und die Triarier vor! Wenn die Mirabeau, die Danton, die Robespierre auf die Bühne treten, bleibt für die Beaumarchaise kein Raum mehr darauf. Also sehen wir denn unsern Mann von der Sonnenhöhe seines Ruhms, seines Glückes und seiner Volksbeliebtheit rasch bergabwärts gehen, und das Gestirn, welches in so wechselnden Brillantfarben gespielt hat, erbleicht mehr und mehr, um zuletzt unbeachtet zu verlöschen. Zwar fuhr Beaumarchais fort, mit möglichster Rüstigkeit zu spekuliren, zu prozessiren und zu dramatisiren; allein sein

fernerweites Dichten und Trachten bringt doch nur noch matte Nachspiele oder auch unerquickliche Nachwehen seiner früheren Anstrengungen und Erfolge zuwege. Wie kläglich nimmt sich der Prozeß Beaumarchais contra Kornmann-Bergasse neben dem Prozeß Beaumarchais contra Goëzman aus, wie waschlappig der Operntext „Tarare“ (1787) und das Rührstück „La mère coupable“ (1792) neben dem Barbier und der Hochzeit! „Alles hat seine Zeit!“ spricht der Koheleth und der skeptische Weise hätte hinzufügen können: Wehe dem Autor, wehe dem öffentlichen Charakter überhaupt, welcher nicht fühlt, wann seine Zeit um ist! Aller Anfang ist schwer, ja wohl; aber das rechtzeitige Aufhören ist eine noch schwierigere Kunst. ...

Beaumarchais hatte i. J. 1787 von der Stadt Paris die ganze Bodenstrecke käuflich erworben, welche die linke Seite des Boulevard ausmacht, der den Bastilleplatz mit dem Boulevard du Temple verbindet und jetzt den Namen des großen Prozeßkünstlers und Komöden trägt. Hier, gerade der Bastille gegenüber und wie derselben zum Trotz, erbaute er sich ein Prachthaus,

dessen Bau und Einrichtung ihm nicht weniger als 1,663,000 Francs kosteten. Aus den Fenstern dieses i. J. 1789 noch nicht ganz vollendeten Narrenschlosses („folie“), wie Napoleon später das kostspielig-bizarre Ding ganz richtig bezeichnete, sah der Schöpfer Figaro's am 14. Juli den auf die alte Zwingburg ausgeführten Sturm mit an. Wer aber im Falle war, den Bastillesturm aus den Fenstern seines Hauses mitanzusehen, welches mehr als anderthalb Millionen gekostet hatte, der konnte unmöglich dem Schicksal entgehen, für einen „Aristokraten“ zu gelten, und da aristokratisch und verdächtig bald Wörter von gleicher Bedeutung waren, so wurde unser Sieur Caron de Beaumarchais binnen Kurzem ein Gegenstand, auf welchen ein zum Sankt Jakobus und zur Sainte-Guillotine betender Patriotismus mit Argwohn zu blicken sich veranlaßt sah. Ein bedenklicher Umstand ohne Frage, wenn man erwägt, daß die mit der rousseau-robespierre'schen Republik schwangergehende Dame Revolution dem absonderlichen Gelüste nachgibt, nicht allein ihre Kinder, sondern auch ihre Väter zu verschlingen

Glücklich Voltaire und Diderot, daß sie i. J. 1793 nicht mehr lebten; denn sie wären dem „Rasoir national“ schwerlich entgangen. Daß Beaumarchais demselben entging, kann für ein halbes oder ganzes Wunder gelten.

Er wollte nicht emigriren, obzwar es gar nicht nach seinem Geschmacke, daß die Witze Figaro's in blutigen Ernst übersetzt wurden. Er konnte auch nicht stillsitzen in seinem prächtigen Hause am Bastilleplatz; er mußte spekuliren und prozessiren, das war sein Lebenselement. Gewiß kam auch noch eine patriotische Regung dazu, um ihn anzueifern, zu Anfang des Jahres 1792 der Regierung seine guten Dienste anzubieten. Zunächst zu dem Zwecke, dem Mangel des Staats an Waffen abzuhelfen. Er übernahm es, 60,000 Gewehre zu liefern, die er aus Holland kon.men lassen wollte. Inzwischen kam der 10. August und fegte König, Thron und Regierung weg. Am folgenden Tage stürmte eine Pöbelschar das Prachthaus unseres Spekulanten, welchem es zuvor noch gelungen war, seine dritte Frau und sein einziges Kind Eugenie nach Havre zu retten. Die

wüthende Menge durchwühlte das Innere der „Folie“ von Unten bis Oben, „sans cependant soustraire une épingle“, weil man ihr weisgemacht hatte, der Aristokrat Beaumarchais habe sein Haus zu einem heimlichen, mit Waffen vollgestopften Arsenal für Monsieur und Madame Veto gemacht. Obgleich der Augenschein die lächerliche Grundlosigkeit dieser Anschuldigung zeigte, verfügte der Sicherheitsausschuß der Commune dennoch die Verhaftung von Beaumarchais, welcher bekanntlich am 23. August in die „Abtei“ gebracht wurde, wenige Tage später eine Hauptszene der Septemberblutorgie. Zum Glück für unsern Gefangenen fiel dem Prokurator der Commune, Manuel, ein, daß er früher verschiedene Händel mit Beaumarchais gehabt und daß sich der berühmte Komöde höchst geistreich über ihn lustig gemacht habe. Wie wär' es, wenn ich eine „edle Rache“ an meinem Gegner nähme? denkt Manuel und thut so, indem er am 30. August nach der Abtei eilt und Beaumarchais befreit.

Unerschüttert durch die Gefahr, daß die Säbel der Septembermörder so zu sagen haarscharf über

seinen Kopf hingestrichen, nimmt unser Mann sein 60,000 Gewehre-Geschäft wieder auf, in welches er 745,000 Francs gesteckt hat und eilt, den Gang desselben zu beschleunigen, mit einem Regierungspaß versehen nach dem Haag. Hier lies't er am 1. Dezember in der Zeitung, daß er in Paris der Verschwörung gegen die Republik, der heimlichen Korrespondenz mit Ludwig dem Sechszehnten und der Verschleuderung öffentlicher Gelder angeklagt sei. Unter diesen Umständen nach Paris zurückkehren, heißt seinen Kopf in einen Tigerrachen stecken; aber unser furchtloser Ulysses wagt es. Im März von 1793 finden wir ihn wieder in der französischen Hauptstadt, wo jetzt „La Terreur" dunkelroth zu wirthschaften angefangen hat. Er läßt ein Mémoire drucken, in welchem er die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen nicht nur energisch zurückweis't, sondern auch seine Verleumder mit äußerster Kühnheit angreift. „Ich bin — mit diesen Worten begleitete er das Exemplar seiner Denkschrift, welches er dem Nationalgardekommandanten Santerre übersendet — ich bin gekommen, meinen Kopf dem

Schwerte der Justiz zu überliefern, so ich nicht den Beweis beibringe, daß ich ein großer Bürger."

Der kühne Mann — es gleicht, wie schon gesagt, einem halben oder ganzen Wunder! — wurde nicht guillotinirt; aber der Wohlfahrtsausschuß gab ihm auf, die unglückseligen 60,000 Gewehre endlich zu beschaffen, welche derweil die Engländer in Holland mit Beschlag belegt hatten. Um die Waffen loszueisen, geht Beaumarchais, weiland Geheimagent des inzwischen hingerichteten Königs, als „Kommissär der Republik" unter dem Namen Pierre Charron abermalen nach Holland. Seine Bemühungen führen ihn im Zickzack von Amsterdam nach Basel, von Basel nach Hamburg, von Hamburg nach London. Aber während er allen seinen Witz aufbietet, um den so zu sagen unmöglichen Auftrag des Wohlfahrtsausschusses zur Vollziehung zu bringen, setzt daheim in Paris der Sicherheitsausschuß den geheimen Agenten des Wohlfahrtsausschusses auf die Liste der Emigranten, d. h. der Proskription, und belegt sein unbewegliches und bewegliches Eigenthum mit Beschlag. Noch mehr — und dies kennzeichnet traurig-deutlich das

anarchische Durcheinander dieser Bastard-Republik — die von Havre nach Paris zurückgekehrten Angehörigen unseres Vielgewandten, dessen Vermögen durch das schließlich gänzlich mißlungene Gewehrgeschäft einen tödtlichen Schlag empfing, die Frau, die Tochter und die Schwester von Beaumarchais wurden auf Anordnung des Sicherheitsausschusses eingekerkert und hätten sicherlich „la fatale charrette“ bestiegen, falls nicht wenige Tage nach ihrer Verhaftung der 9. Thermidor dem Blutregiment, welchem er keineswegs ein Ende machte, eine andere Richtung und demzufolge den drei Citoyennes Caron die Freiheit gegeben hätte.

Derweil saß der geächtete Flüchtling Beaumarchais zu Hamburg in einer kahlen, kalten Dachkammer und mußte erfahren, wie es thut, wenn die garstige Megäre, die Sorge um das tägliche Brot, einem dreiundsechzigjährigen Exilirten in die grauen Haare greift. Erst nach Einsetzung der Direktorialregierung konnten seine Angehörigen die Streichung des Verbannten von der Emigrantenliste erlangen und so kehrte er im Juli 1796 nach Frankreich zurück,

verheiratete seine Tochter mit einem braven jungen Mann, welcher später einer der angesehensten Bourgeois von Paris geworden ist, und dann ging er mit Jünglingsfeuer daran, die Regierung prozeßkünstlerisch zu zwingen, ihm wenigstens seine Baarauslagen im mehrerwähnten Waffenhandel zurückzuerstatten. Im Januar von 1798 gelangte er zwar nicht zu seinem Gelde, doch aber zu der förmlichen Anerkenntniß, daß ihm die Republik 997,875 Francs schulde.

Dies war der letzte Erfolg, welcher — freilich weit mehr Schein als Wirklichkeit, denn die Republik schuldete zwar, bezahlte aber nicht — dem alten Kampfhahn im bunten Prozeßgang seines ruhelosen Daseins zu Theil geworden. Das letzte Lebensjahr des Greises — er selbst zeichnet sich in einem aus dieser Zeit stammenden Vers als „un bon vieillard grand, gris, gros, gras“ — verlief friedlich und ein freundliches Wort, welches ihm der jugendliche Sieger Bonaparte brieflich aus Italien sagte, mag einen Freudenschimmer darauf geworfen haben. Hiebei ist erwähnenswerth, daß Bonaparte, welcher

ja bekanntlich auf seinen italischen und ägyptischen Siegesflügen den Ossian und den Werther las, in Beaumarchais nicht den streitkomödischen Schöpfer des Figaro, sondern den Rührdramatiker schätzte: — („Je saiserai avec plaisir toutes les circonstances qui se présenteront de faire la connaissance de l'auteur de la Mère coupable"). Figaro's Hochzeit hat Napoleon, wie Jedermann weiß, auf Sankt Helena als die „révolution déjà en action" beurtheilt und verurtheilt. Der große Despot vermochte auch nach seinem Sturze den Gedanken einer Opposition noch nicht zu ertragen.

Beaumarchais seinerseits hat die bittere Enttäuschung unzähliger Zeitgenossen, daß Bonaparte's so hoffnungsschön aufgegangenes Gestirn zum Irrstern wurde, welcher kaiserwahnwitzig die Welt durchrasete, nicht mehr miterlebt. Nachdem er noch mit Geist und Feuer ein Mémoire über den schnöden Gesandtenmord bei Rastadt niedergeschrieben, ist er in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1799 tödtlich vom Schlage betroffen worden. Friede und Heiterkeit lag auf dem Antlitz des Rastlosen, welchen

der Tod so plötzlich zur Ruhe gebracht hatte, — er, der große Beruhiger, welcher, so die altgewordenen Kinder sich müde gearbeitet mit Hacke und Hammer, mit Feile und Feder, mit Fibel und Bibel, und sich müde gespielt haben mit den Rechenpfennigen der Leidenschaften oder mit den Seifenblasen des Ruhms, mehr oder weniger freundlich zu ihnen sagt: — Geht schlafen, ihr Verbrauchten und Unnützen, damit für Frischlinge Raum werde auf der ewigen Ringbahn des Lebens!

Inhalt des ersten Bandes.

Berichtigung.

S. 76, Z. 8 v. u. statt „glatzköpfig und starkbärtig" ist zu lesen „glaßköpfig, sonst aber starkbehaart" (circa verticem capillo nullo, hirsutus cetera).

Druck von Otto Wigand in Leipzig.